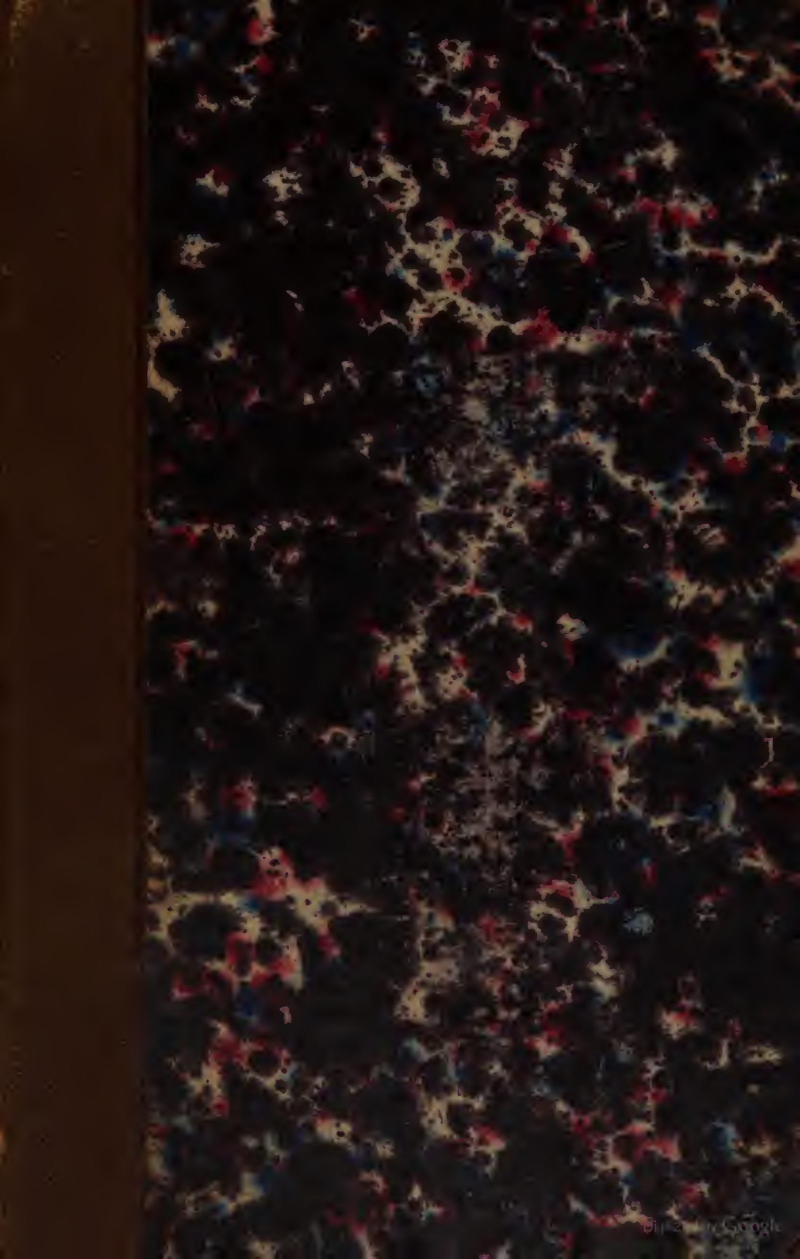




LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



M. G. Saphir's Schriften.



Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Auflage.

Fünfter Band.

Brünn und Wien.
Verlag von Fr. Karafiat.
1865.

Druck von Georg Gastl in Brünn.

Humoristische Vorlesungen.

Luft, Feuer, Wasser, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmelstausend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menschen auf der Welt gibt, ist sehr ungerecht; wie soll der Mensch einfach sein, wenn er aus vier Elementen zusammengesetzt ist? Jeder Mensch, als Mensch, ist also ein vierfacher Mensch, blos als Unmensch kann er ein einfacher Unmensch sein.

Luft, Feuer, Wasser, Erde! Wie verkehrt geht der Mensch mit seinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer, was aber das Glück der Erde betrifft, das läßt er zu Wasser werden!

Die Erde ist aus dem Wasser entstanden, sie ist beim Wasser groß geworden, sie ist ein Wasserkind, ist's also ein Wunder, daß sie so gebrechlich, so hinfällig, so albern ist?

Die Erde ist eine Tochter des Wassers, der Mensch ist ein Sohn der Erde, der Mensch ist also ein Enkel des Wassers. Wie undankbar aber geht der Mensch mit seinem

Großvater um, er stürzt sich nur dann in seine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftsteller und die Weinwirthen sind dankbare Enkel, die Schriftsteller schreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirthe gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen spielt das Wasser bei den Menschen! Welch ein Unterschied zwischen einem Menschen, dem das Wasser in den Schuh läuft, und einem Menschen, dem das Wasser in den Mund läuft; zwischen einem Menschen, der Wasser in den Augen hat, und einem Menschen, der Wasser im Kopfe hat!

Als das Trock'ne sich aus dem Wasser losdrang, heißt es in der Schöpfungs-Geschichte, so nannte der Himmel das Trock'ne: „Erde!"

Es heißt ferner in der Schöpfungs-Geschichte: „Es versammeln sich die Wasser an einem Orte, damit das Trock'ne sichtbar werde." Wie ist es möglich, daß aus einer Versammlung von Wassern das Trock'ne sichtbar werde? Es müßte denn sein, man legt sich eine große Bibliothek an, wo durch eine Versammlung von Wassern das Trock'ne erst recht sichtbar wird!

Wie manchem Menschen macht der Himmel alles auf Erden so zu Wasser, daß er in's Wasser springen muß, um aufs Trock'ne zu kommen? und würde nicht gerade jenem Menschen, der stets mit der trock'nen Wahrheit umginge das Wasser bis an den Hals gehen?

Wasser im Kopfe zu haben, ist gar nicht so übel; wer Wasser im Kopfe hat, braucht keine Theaterstücke aus dem

Französischen zu übersetzen, denn Wasser ist ein Urstoff, und wer selbst einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der übersetzen?

Jeder Mensch besteht aus vier Elementen, die Uebersetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde und den Dictionär, der ist ihr Element!

Es geht mit den Elementen, wie mit dem Schicksal; vor Zeiten hatten Alle ein Schicksal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schicksal; früher hatten alle Menschen dieselben Elemente, jetzt hat jeder Mensch sein besonderes Privat-Element. Jeder sagt, das ist mein Element, Jeder erfindet ein neues Element, und nimmt gar ein Patent darauf, und es gibt nur ein Element, welches Gemeingut ist: das Dreischockschwerenoth-Element!

Der Eine sagt: „Das Geld, das ist mein Element!" Auch kein übles Element! Das Geld ist eine Wissenschaft, bei der es sich hauptsächlich darum handelt, daß man nur die ersten Elemente recht inne hat und fest hält!

Bei dieser Wissenschaft handelt es sich um die ersten Anfangs-Gründe, um die Leseregeln, wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zusammenbuchstabirt, wird nie ein großer Geld-Gelehrter werden.

Es gibt eine einzige Weltsprache: das Geld! eine unaussprechlich schöne Sprache! — Die Sprache im Allgemeinen ist eine Eigenschaft des Menschen, wodurch er seinen Geist mittheilt, das Geld aber ist der Geist des Menschen, von dessen Eigenschaft er gar nichts mittheilt.

Das Wort „Sack“ ist fast in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat, und Geld in allen Sprachen denselben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, schönen Reim gemacht: Welt — Geld, die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist ein alter Natur-Reim der menschlichen Natur.

Es gibt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es gibt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt sich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt sich auch auf kleines Geld.

Warum geschieht so wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verschieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt gesehen, von dem sagt man, er besitzt viel Welt, er ist ein Weltmann; wer viel Geld gesehen hat, ist aber deshalb noch kein Geldmann!

Beim großen Geld gibt man bare Münze für den Schein, bei der großen Welt gibt man Schein für bare Münze. Das kleine Geld coursirt, und das große Geld ist im Kasten und in der Erde begraben; bei der Welt ist's leider verkehrt, die große Welt coursirt; die kleine Welt ist begraben.

Als das Papier-Geld entstand, entstand auch sogleich die Papier-Welt.

Es gibt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Lösch-Papier-Welt und eine Maculatur-Papier-Welt; am verbreitetsten aber ist

die Papp- und geleimte Papier-Welt, das ist jene Papier-Welt, die sich nur dadurch hält, daß sie da leimt, dort leimt, hier aufpappt und dort zupappt. Das Schlimmste ist bei dieser Papier-Welt nicht das, daß sie fließt, sondern daß sie durchschlägt; leider ist bei bloßem Papier, welches durchschlägt, auf der andern Seite etwas zu sehen, was aber die Papier-Welt durchschlägt, davon ist auf gar keiner Seite mehr was zu sehen!

Man sieht also, daß Geld ein Element ist, welches die andern vier Elemente in sich vereint. Denn die Elemente sind blos die Form, unter welcher die Materie erscheint, da aber Geld jetzt die einzige Form ist, in welcher man als Materie erscheinen kann, so hat der, welcher sagt: „Geld, das ist mein Element!" die Materie förmlich erschöpft!

Der Andere sagt: „Die Liebe, die Frauen sind mein Element!" Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Wasser und Erde. —

Bevor sie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren, wenn sie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Wasser für sie gehen, und wenn sie uns geheirathet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben feurige Liebhaber, luftige Liebhaber, wässerige Liebhaber, aber wir haben keine erdigen Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber gibt. Blos auf der Börse gibt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine

große Wahrheit annehmen, alle unsere Liebhaber spekuliren entweder auf der Börse oder auf die Börse. Die Börseliebhaber und die Mädchenliebhaber unterscheiden sich in manchen Dingen. Die Börseliebhaber lassen erst zurückgehen und bleiben dann aus, die Mädchenliebhaber bleiben erst aus, und lassen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber ist wie ein kurzer Athem, wenn er einmal ausgeblieben ist, so kommt er nicht wieder; ein Börseliebhaber ist wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er ist ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein Bischen, damit ist's aus.

Man sagt: Die Liebe ist eine Himmelsleiter, es ist möglich, aber dann ist die Ehe auch eine Himmelsleiter; auf der einen Leiter steigt man zum Himmel hinauf, auf der andern steigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe ist eine Himmelsblume, ja wohl, darum ist sie eine fremde, eine exotische Blume, und wird auf Erden nur durch künstliche Wärme getrieben.

Die erste Liebe ist der einzige Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber es gibt viele Nachschlüssel und falsche Schlüssel dazu. Die Frauenzimmer wissen gar nicht, welche große Unvorsichtigkeit sie begehen, wenn sie sagen: das ist meine erste Liebe! In der Schöpfungs-Geschichte heißt es: „und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag!" und nicht „der erste Tag", denn wo noch kein Zweites ist, kann kein erstes sein. Wenn also ein Mädchen sagt: das ist meine erste Liebe, so muß schon im Geiste eine Zweite daneben laufen. Die erste Liebe ist wie der erste Schnee, er

bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weggeschaufelt wird, so geht er von selbst weg. Ueberhaupt trägt die erste Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzschuh oder Schlittschuh, das heißt, sie folgt gewöhnlich denen, die sie zum Tanze oder auf's Eis führen, und nie denen, die sie nach Haus führen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber der Geliebte vergißt oft, daß Herz hinter sich zuzuschließen, und so bleibt es dann für Jedermann offen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüssel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit ist der Dietrich zum weiblichen Herzen, sie schließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz ist darum leicht zu erschließen, weil es blos von der Convenienz, von außen verschlossen ist. Die Männerherzen aber werden vom Egoismus verschlossen. Der Egoismus aber wohnt inwendig, und schiebt von innen große eiserne Riegel vor, und kein Schlüssel erschließt das egoistische Herz der Männer. Die Männer schließen ihr Herz nur darum so sorgfältig zu, damit Niemand sehe, daß nichts darinnen ist.

Das Herz der Männer ist wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer ist es kalt darin, und in ihrem Herbst ist es lau. In einem weiblichen Herzen steht in der Mitte ein kleiner Toilettetisch mit Spiegel und davor sitzt zuerst die Selbstliebe, und sieht sich wohlgefällig an. An der Wand stehen einige gepolsterte Sessel, da klopft es an, und hereintreten verschiedene Herzensfreundinnen, die

Gefallsucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. s. w., und nehmen alle Plätze ein, endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit gesenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmuth, in den Augen eine Thräne der Sehnsucht, auf der Stirne den Ernst der Ewigkeit, und auf den Wangen die Visitkarte der süßesten Empfindung, das Erröthen, und die geschämige Liebe bleibt schüchtern an der Thür stehen, und Gefallsucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit springen von ihren Sesseln auf und wollen sie umarmen, und die rosigen Lippen ihr küssen, allein die Liebe lispelt: „Ich will allein mit Dir sein!" Da entfliehen Gefallsucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der rosigen Liebe, und die Liebe spricht zur Selbstliebe: „Du bist die Selbstliebe, ich bin die Liebe selbst." Ziehst Du Dein Selbst der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei Dir verweilen! Da verläßt die Selbstsucht im weiblichen Herzen ihr Selbst, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen steht vor Allem ein großer breiter Divan, und darauf wälzt sich bequem der Egoismus herum, auf den plumpen Lehnstühlen rings herum liegen mehr, als sitzen: Die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend u. s. w., da kommt die Liebe herein, Niemand steht von seinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will sich täppisch anfassen, die Trunksucht will sie berauschen, die Reitsucht will sie wie ein Pferd dressiren u. s. w., da schaudert die Liebe

zusammen, ihr Wesen empört sich, sie entflieht auf ewig, und bringt ihren Schwestern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz ist, auch für sie schwerlich sich ein Plätzchen finden lasse.

Darum ist die Liebe weiblichen Geschlechts, und das eigentliche Element der Frauen.

Es gibt andere Leute, welche sagen: „Der Witz ist mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz ist's wie mit dem Element Wasser. Wassernoth ist so gut zu viel Wasser, als zu wenig Wasser, und Witznoth ist ein Unglück sowohl durch zu viel Witz als durch zu wenig Witz. — Es gibt so viele Gattungen Witze als Wasser: Brunnen-Witze, süße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es gibt Leute, welche die Witz-Cur machen, wie man Wasser-Curen macht; sie nehmen zum Beispiel einen lahmen Gichtkranken, und gießen ihm so viel und so lange ihre Witze ein, bis er frisch und rasch aufspringt und davon läuft!

Der menschliche Geist hat viele Werkzeuge in seiner Werkstatt. Der Verstand ist der Bohrer, der bohrt seinen Gegenstand an; die Klugheit ist der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewundenem Wege heraus; die praktische Vernunft ist das Stemmeisen, wenn sie sich anstemmt, bringt sie Alles zuwege; der Witz ist die Zange, der seinen Gegenstand von verschiedenen Seiten so lange beim Schopf faßt, bis er selbst beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geist und das Herz: was ist Dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menschen:

„Was ist Dein?"

Dieser Jahrhunderte alte Thurm? Ich Erde schüttle mich, und er ist hin! Was ist Dein? Dieser große Palast? Ich Feuer umarme ihn, und er ist dahin! Was ist Dein? dieser Damm? diese kühngewölbte Brücke? Ich Wasser küsse sie, und sie sind dahin! Was ist Dein? Diese Schiffe, diese Boote, diese Flotten? Ich Luft verschnaube mich, und sie sind dahin!

Das ist die große Elementar-Schule des Lebens, das ist der große Elementar-Unterricht des Schicksals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Mensch über in die hohe Schule der Weisheit! und nur in diesen Elementar-Schulen wird der Mensch weichgehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daseins.

Ja, nur unter den Hammerstreichen des schweren Schicksals erkennt man den Menschen, ob sein Wesen aus edlem oder gemeinem Metalle ist. Je gemeiner dieses Metall, desto lauter ächzt er unter diesen Hammerschlägen; je edler, je goldhaltiger sein Wesen, desto leiser und sanfter sind seine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerschlägen!

Konditorei des Jokus.

Die Organe des Vieh=Gehirnes.

Eine Carnevalsschwank=Vorlesung über die Schädellehre der Schafe und Ochsen.

(Zu diesem Faschingsspaß hatte der Verfasser in einer Abendunterhaltung bei sich einen Ochsen- und einen Schafskopf ganz nach Gall's Schädellehre eingetheilt und zu beiden Seiten während seiner Vorlesung um sich stehen.)

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sagt man „überhaupt" und nicht „überkopf"? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „ich muß das behaupten," und nicht: „ich muß das beköpfen?" Warum sagt man „köpfen" und „enthaupten", und nicht auch: „der ist gehäuptet worden oder entköpft?" Warum forscht man bei allen Dingen nach der Haupt=Ursache und nie nach der Kopf=Ursache? Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekommt in der Ehe blos die Frau

den Kopfschmuck, der Mann aber einen Hauptschmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr denn Kopf verliert, so wird er aufs Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anstalt ein „Hauptstück“, so bekommt man ein „Kopfstück“. Beinahe jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß Sie von dieser Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und stürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abschnitten“ vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben und sieh', mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büste eines Ochsen vorzustellen, der in seinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich sagen, der in dem Felde, das ihm angewiesen war, das Gras wachsen hörte, ein Ochs, der sein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Mensch, ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erst nach seinem

Tode wußte man ihn ganz zu schätzen, es war ein Gentleman von siebenhundert Pfund Leibrenten!

Woran dieser Ochs gestorben ist? An einer Gemüthskrankheit, denn er starb an den Folgen gänzlicher Niedergeschlagenheit! Und wollt Ihr wissen, für wen er ist gestorben? Für mich ist er gestorben! Er starb unter meiner Hand, als ich eben nach Gall's Anweisung sein kleines Gehirn und die Breite seines Nackens untersuchte, allwo nach Gall „die Gesellschaftsliebe" liegt, welches ich auch bestätigt fand, denn er war Gründer einer Gesellschaft unter dem Titel:

Die Theater-Recensenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunst, auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasselbe wiederzukäuen.

Als er starb, sagte er mir: „Fahre in deinen Untersuchungen fort, du mußt auf ochsige Entdeckungen stoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!" Damit gab er seinen Geist auf und ging den Weg alles Fleisches durch die Bank — !

Dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Gestehen Sie mir, es ist ein rührendes tête-à-tête!

Und hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieser sinnige Schafskopf! Nicht so groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in seinem Fache.

Die Schafe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind eben so vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgesetzt, als die Schriftsteller: Salzmangel, Wollmangel,

Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leserdürre, und trockener Schwind! Die Schafe sind eben so zu benützen, wie die Schriftsteller, man kann sie scheren, man kann sie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müssen Schafe und Schriftsteller die Brust erst zerschlitzt haben!

Die Schafzucht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt gleich vor der Menschenzucht, darum haben wir so viele Anstalten zur Veredlung der Schafe, und so wenig Anstalten zur Veredlung der Menschen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche sei, die Menschen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche sei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menschen blos für die Kammwollfabriken. Schaf und Mensch gilt bei ihnen nur das, was sein Wollprodukt ist. England zieht vierzig Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen siedeln sich die nur auf dem Festlande an, die nicht recht in der Wolle sitzen!

Die deutschen Schafe und die deutschen Menschen werden auch erzogen, aber blos zum Krempeln. Es ist sonderbar, in Deutschland steht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechselbeziehung, wo das reinste Deutsch gesprochen wird, sind die besten Schafe.

Was die Menschen vor den Schafen voraus haben, ist die Schur. Die Schafe sind entweder einschurig oder zweischurig, je nachdem sie einmal oder zweimal im



Jahre geschoren werden; der Mensch allein hat deshalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geschoren werden kann, der Mensch allein ist ein stetsschuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind lauter Schafstugenden! Haben Sie schon ein rachsüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein satyrisches Lamm, einen humoristischen Hammel gesehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, sein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferstunden sind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man sein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menschen können reden, die Schafe blöcken, und das ist's, was die Schafe voraus haben, denn der Mensch kann sich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann sich um den Kopf blöcken!

Sprache und Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit diesen beiden Himmelsgaben ist es sonderbar bestellt. Im Sprechen spricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft ist nur das Schweigen ein sprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf diesen Schafskopf, so muß ich durchaus auf meinem Kopfe bestehen, um die Gall'sche Schädellehre in kurzen Sätzen auf diese meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für mein Jahrhundert!“

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf sich deshalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn ist aber bei dem Menschen jetzt kein Organ mehr, sondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochsenhirn, ein Schafhirn u. s. w. Folglich ist die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei diesen Wesen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre also interessant, zu untersuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn ist der Sitz der Seele! Die Seele ist unsterblich, und das ist ein Glück, sonst müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers sterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmassen bilden die verschiedenen Sinne, als: Ortsinn, Zeitsinn, Geldsinn u. s. w.

Hier diesen Ochsenkopf habe ich ganz nach diesem Systeme eingetheilt.

Hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochsenliebe, bei den Menschen Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Nächstenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe“ so ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht.

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, sie ist wie eine gute Singlehrerin, sie kann die Kopfstimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum sagt man: Die Liebe verdreht Einem den Kopf, das heißt, der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenstand seiner Liebe heirathet, so dreht diese den Kopf wieder zurück, und man sagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht gesetzt.

Um die Augen herum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegen die meisten Organe, um die Augen ist der Sammelplatz der meisten sinnlichen Eindrücke; die Stirn ist der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuthes.

Der „Kunstsinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, drückt sich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menschen mit diesem Kunstsinn und seinem sogenannten Gewölbe wie mit den neuesten Modegewölben, in der Auslage ist Alles, im Gewölbe drinnen ist gar nichts! Bei den Ochsen liegt der Kunstsinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochsen haben nur für jene Kunst Sinn, von der man ihnen recht ins Horn stößt!

Der Sachsinn, der Ortsinn und der Erziehungssinn liegen an der Nasenwurzel.

Darum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn Jemand seine Nase in Alles steckt, so ist das nichts als angewandter Sachsinn, und wer tausend Sachen

im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Nase stoßen.

Der Ortsinn liegt an der Nase, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Nase herumführt, so ist das blos eine Probe ihres Ortsinnes, darum liegen Einem die Nasen sehr im Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortsinn an der Nase liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Nase haben.

Der Witz offenbart sich durch zwei sanfte Erhebungen über den Augen.

Es ist eine seltene Sache, daß sich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine sanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat blos die Stirn von witzigen Menschen untersucht, die sich die Stirn angestoßen haben, und er hat die unsanften Beulen für sanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit" und links der „Diebssinn", das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch gestohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, sagt Jean Paul, ist eine heilsame Lebensgabe der Natur, das heißt, wem die Natur diese Gabe gibt, der hat sein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie sich denken, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß gerade über dem Witz das „Darstellungs-Vermögen" liegt? Das ist ein Trost für alle Darsteller, wenn sie witzige Kritiken lesen müssen, daß ihre Kunst höher liegt, als der Witz. Sie werden es also natürlich

finden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß hier in diesem Kreis, wo Künstlerinnen von solchem Darstellungsvermögen sind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern ist es mit dem Darstellungsvermögen sonderbar; sie kritisiren eine darstellende Person, man meint, sie zielen auf ihre Darstellung, sie zielen aber blos auf ihr Vermögen.

Der „Zahlensinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn Einer bezahlen soll, sucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewissenhaftigkeitssinn," und weil ich dabei bin, so will ich gewissenhaft genug sein, Sie nicht länger zu langweilen, sondern meinen Kopf und diese Beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man sagt: „Viel Köpfe viel Sinn"; hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinschaftlich um Nachsicht, zwei von uns sind schon vor den Kopf geschlagen, und was den Dritten betrifft, so versichert er, daß von diesem Augenblicke an Ihnen mehr sein Kopf nicht weh thun soll.

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr sechs Jahre sein, daß ich über dasselbe Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorlesung gehalten habe; allein ich habe seitdem so viele neue alte Weine getrunken, so viel alte junge Weiber geliebt, so viel schlechten Witz von mir gegeben, und so viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über diese vier Weh ein nagelneues Wehgeschrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus besteht der Witz? Der Witz besteht in der Eigenschaft, die Aehnlichkeit an den sich widersprechenden Dingen aufzufinden. Darum sucht der Witz die Weiber, sie sind die Aehnlichkeit des Widerspruches, es widerspricht sich Eine wie die Andere, und das ist der Witz!

Der Witz holt sich seinen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit, darum lieben die Weiber den Witz, vielleicht holt er auch ihren Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit.

Es gibt starke Weine, starke Weiber, starke Witze und starke Wahrheiten! Starke Weine legen sich ins Blut, starke Weiber legen sich in den Magen, starke Witze legen sich in

die Rippen, und starke Wahrheiten legen sich aufs Gefängniß. Es gibt viel starke Menschen, die viel schwache Stunden für starke Weine haben; es gibt viel schwache Menschen, die viel starke Stunden für schwache Weiber haben; aber es ist ein starker Beweis für die Schwäche unserer Zeit, daß sie den schwächsten Witz über eine starke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, sagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahrheit wird man überall fortgeschickt, so kommt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt sie liegen, darum finden wir alle unsere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäusern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein so lange auf dem Tisch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tisch liegt. Einem solchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit stets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt sie eine verkehrte Richtung, anstatt daß er am Ende den Wein verschlucken und die Wahrheit von sich geben soll, verschluckt er die Wahrheit und gibt den Wein von sich!

Es gibt Tischfreunde, Tischwahrheiten, Tischweiber und Tischwitze; der Tischfreund ist wie ein Tischwein, wenn der Tisch aufgehoben wird, hebt sich die Freundschaft auch auf; ein Tischwitz ist wie der Tischwein, man kann so viel davon genießen, als man will, man spürt doch nichts im Kopf.

Es gibt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außerordentlich gerathen ist? Hört man aber je sagen:

„Heuer ist ein gutes Weiberjahr! Heuer ist ein gutes Witzjahr!“

Warum kommt nicht einmal ein Komet, der ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: „Ich hab' aber zu Haus einen Elfer oder einen Sechziger;“ wie schön wär's, wenn man sagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!“ Da wüßte Jeder, die ist von dem Jahre, wo die Frauen so gerathen sind. Ja, man genirt sich ordentlich zu sagen: „Zu Haus hab' ich eine Sechzigerin!“

Die Liebe zum Wein ist viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Trost im alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Trost in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt, und von seinem Gegenstande ganz voll ist, ist verschlossen und stößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt, und von seinem Gegenstande ganz voll ist, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es gibt Menschen, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind; Menschen, die heimlich lieben und öffentlich närrisch thun; Menschen, die heimlich Witze stehlen und sie öffentlich drucken lassen; Menschen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuscht werden.

Der Mensch soll nichts lieben, als sich, meine lieben Leser, denn da kann er sicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter sind unglücklich, wenn sie sich selbst lieben, denn sie können sich selbst schwer erhalten!

Die Dichter sind mit der Liebe übel dran, sie können nicht lieben, ohne zu singen, sie können nicht singen, ohne erst

zu trinken, sie haben aber nichts zu trinken, bis sie nicht früher gesungen haben; sie müssen also lieben, singen und trinken auf einmal, sie müssen immer ein Tintenglas, ein Augenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Confusion, daher vertrinken sie die Liebe, und verlieben sich in Trunk, und versingen Beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht sprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe in Schweigen, der Mann in Gesang. Das Herz des liebenden Weibes ist ein Cabinets-Courier des Himmels, es trägt seine Sendung unter heiligem Siegel verschlossen mit sich, kaum sich seines süßen Inhaltes selbst bewußt. Der Mann singt von seiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er sich vergleichen könnte, und zum Himmel kann nur der Gesang empor, um seine Vergleiche und seine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen ist der Aether, Gesänge dieser Liebe sind die Blumen, und tausend Blumen trinken Thau aus einem Aether, und tausend Blumen saugen tausend verschiedene Farben aus diesem einerlei Aether. Der schweigsamste Mann wird beredt, wenn er liebt, die sprachseligste Frau wird schweigsam, wenn sie liebt. Im Herzen des Mannes ist die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortsetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frauen ist die Liebe ein englischer Gruß, ein Vater Unser, und ihr ganzes Leben ist dann nichts, als ein langes, frommes Amen dieser Empfindung.

Die Liebe ist wie eine Brennessel; der Mann faßt sie mit keckem Finger und hart an, und sie verletzt ihn nicht;

die Frauen erfassen sie zagend, leise, mit Zucken, und sie fühlen das brennende Gift.

Man sagt „unglückliche Liebe!“ Es gibt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leser, wer wahrhaft liebt, ist glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht seine Thräne, und tönt seinem Liebesklang auch kein Liebeston entgegen, er ist dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Rose, wer erwiedert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Brust der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt sie, so sagt die Rose: die Thränen sind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied ist meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe ist mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da gestaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe ist eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersschwäche stirbt; unglückliche Liebe ist eine zur Ruhe gesetzte Wehmuth, sie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die schmerzlichste, ist wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu seinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen rosige Züge aus unserer Jugendzeit zurück.

Es gibt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenstand seiner Liebe zu seinem Glück nicht kriegt!

Die jetzige Liebe ist wie die Mondfinsterniß, wenn man sagt: „sie ist durch ganz Europa sichtbar,“ so heißt das: „man sieht gar nichts.“

Die Classiker, die Alten sagten einst: „Liebe regiert die Welt!" — Das sagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen sagen's nicht mehr.

Da sind wir, meine lieben Leser, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt ist der Inbegriff aller Erscheinungen, in unserer Welt erscheint aber gar nichts mehr; wo ist in unserer Welt also die Welt? Die schöne Welt ist häßlich, die große Welt ist klein, die feine Welt ist grob, und die ganze Welt ist nur eine halbe Welt, — wo ist die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leser, unser Weltsystem? Die schöne Welt kommt systematisch zusammen, und setzt sich in einen Kreis: das ist der Weltkreis; die jungen Herren segeln um die Frauenwelt herum, das sind die Weltumsegler, die auch das Schicksal aller Weltumsegler haben, daß sie nie in den stillen Ocean gelangen können.

Zuerst dreht sich das Gespräch der ganzen Welt ums Theater, das ist die Weltachse; dann erzählt man sich Geschichten aus der Stadt, das ist die Weltgeschichte; die ältesten Bonmots werden neuerdings erzählt, das ist die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die silbernen Köpfe der Greise eine eherne Mauer, und erproben ihre eiserne Geduld, das sind die vier Weltalter; dann fragt man sich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das ist das Weltgericht; dann setzt man sich an den Spieltisch, das sind die Weltkarten; dann tauscht man seine Neuigkeiten aus, das ist der Welthandel; dann ersäuft man sich in

ein Meer von Gemeinplätzen, das ist das Weltmeer; dann kommt ein Schriftsteller, bringt die Gesellschaft der schönen Welt zur öffentlichen Kunde, das ist die Weltkunde; und zuletzt macht das Schicksal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich ist der Weltstrich. Sehen Sie, das ist das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt sagt: die Welt muß zu Grund gehen; die Welt ist aber so grundlos, daß sie nicht zu Grund gehen kann, und man kann wirklich sagen: daß die Welt zu Grund gehen soll, dazu ist kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt curios zu Grunde gerichtet, aber eine zu Grund gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu Grund gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leser, die Schaubühne, das sind „die Breter, die die Welt bedeuten." — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, so bedeuten die Breter auch nichts. Ja, man kann sagen: auf den Bretern, die die Welt bedeuten, da ist die Welt bedeutend mit Bretern verschlagen.

Auf dieser Welt, auf dieser Breterwelt sind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sehr wehleidig!

Unsere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anstatt reinen Wein schenken sie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit ist aber, daß sie beim Wein schlechte Witze über die Weiber machen, und dann diese ihre schlechte Aufführung durch eine gute Aufführung in die Welt schmuggeln. Unsere Theaterdichter

gehen mit Weiber, Witz und Wahrheit in ihren Theater=stücken sonderbar um; anstatt daß sie gesuchte Weiber, keinen Wort=Witz, und blanke Wahrheit haben sollen, haben sie blanke Weiber, gesuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anstatt daß sie die Weiber dem Leben abstehlen und ganz neue Witze hervorbringen sollen, bringen sie neue Weiber hervor, und stehlen den Witz von den Lebenden; und das ist die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leser, ist jetzt die Hauptsache, von Handlung und Charakter ist gar keine Rede. Blos wie der Dichter um sein Honorar handelt, das ist die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren ganz charakter=los davon abziehen, das ist der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hin=ausgeworfen, er muß also auf der Straße liegen; es hat sich also aller Witz in die Straßenjungen geschlagen, und dieser geschlagene Witz kommt jetzt aufs Theater.

Unsere Dichter können mehr als der Himmel; der Himmel hat blos aus Nichts die Welt erschaffen, die Theaterdichter erschaffen aber sogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und so ein Taugenichts ist noch lang kein Nichts, so ein Taugenichts braucht erst einen Pariser Dichter, einen deutschen Uebersetzer, ein Theater, und eine sehr gelungene Darstellung, bis er vollkommen Nichts ist!

In einer Hinsicht veredeln die Dichter die Straßen=jungen, nämlich: auf dem Theater sehen wir sie in vier langen, zerrissenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erscheinen gewöhnlich nur in einem zerrissenen Aufzug!

Ein anderer Uebelstand aber entsteht der Kunst durch die Aufführung dieser Straßenjungen. Es ist nämlich eine Wahrheit, so alt, wie die Choristinnen des ***theaters, und doch so neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Mensch sich selbst beurtheilen kann — wie sollen also unsere Recensenten diese Straßenjungen beurtheilen?

Man könnte freilich sagen: die Straßenjungen sind unter der Kritik! Das kann aber nicht sein, denn die Kritik ist ja unter den Straßenjungen! Man kann also im wörtlichen Sinne sagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter sich selbst auszumachen!

Sie sehen, meine lieben Leser, daß, so oft auch im Leben über gute Wahrheiten schlechte Witze gemacht werden, so trifft sich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine schlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Bescheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thuen Einem auch verschieden weh: Die nachgemachten Weine, die davon gemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thuen Einem im Leben sehr weh.

Bei Wein und Weiber ist der Unterschied: wir kosten den Wein, und die Weiber kosten uns; bei Witz und Weiber ist das der Unterschied, daß wir traurig sind, wenn unser Witz ausgeht, daß wir aber froh sind, wenn unsere Weiber ein Bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber ist der Unterschied, daß sich tausend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber ist der Unterschied: bei dem Witz liegt die Anschauung in dem Verstand,

bei den Weibern liegt der Verstand in der Anschauung; der Witz ist Meister im Zusammensetzen, die Weiber sind Meister im Auseinandersetzen. — Wie glücklich ist der Mensch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich ist der Mensch, bei dem ein Weib das andere jagt. — Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, sondern die Leser jagen könnte, so will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

Die egyptische Finsterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoristische Olla Potrida.

Es gibt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existirt hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beispiel die „egyptische Finsterniß“, die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine egyptische Finsterniß käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie eine egyptische Finsterniß ist's jetzt, Gottlob, wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands“, wenn sie jetzt lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands!“

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menschen zu suchen; jetzt gibt's gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Räthsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?“

An diese zarte Lebensfrage knüpft sich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Nase fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?“ — Die Antwort auf diese zweite Frage ist ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Māß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim ersten Pfiff stehen, wo soll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unsern Philosophen? Er war wenigstens faßlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie wie Diogenes sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich, und werden Philosophen per fas et ne-fas! — Darum studirt man drei Jahre Philosophie; das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird blos repetirt!

Eine eben so abgeschmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Coulissenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein großer Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin

gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die egyptische Finsterniß, daß Sie es nicht sehen! das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsterniß, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsterniß nicht alle Tage sieht!

Die egyptische Finsterniß ist die einzige egyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verstanden, ihre Finsterniß einzubalsamiren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsterniß gibt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese egyptische Finsterniß allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsterniß aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gas-Art ist fixe Luft, und in unserer Finsterniß muß man froh sein, wenn man wenigstens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man also die Finsterniß beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe", die „Gerechtigkeit" und das „Glück", sind drei glückliche Wesen, die nicht sehen; die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt.

Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind, und das Glück ist auch blind! Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß das Glück blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß diese Liebe keine Liebe ist; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, so würde die Liebe sehen, daß dieses Glück kein Glück ist!

In der egyptischen Finsterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, sondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen, als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten stockblind, die Verheiratheten aber blos staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz, und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht, wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag= und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur=Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal=Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das ist aber ein Fasten=Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Oesterreicher spricht Alles in der längstvergangenen Zeit. Der Preuße Alles in der jüngstvergangenen. Der Oesterreicher sagt: „ich bin spazieren gegangen.“ Der Preuße sagt: „ich ging spazieren!“ Der Oesterreicher sagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße sagt: „Ich guckte sie an!“ Woher kommt dieser Unterschied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Fasan gegessen hat, Abends scheint es ihm schon so lang, daß er keinen Fasan gegessen hat, daß er in der längstvergangenen Zeit sagt: „Ich hab' einen Fasan gegessen!“ — Wenn der Berliner einen Fasanflügel ißt, so ist ihm vierzehn Tage nachher noch so, als hätte er ihn eben erst gegessen, und er sagt in der jüngstvergangenen Zeit: „Ich aß ein Fasanflügelchen!“

So spricht des Wieners Herz Alles in der längstvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, so sagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!“

Aber in der Liebe, verehrte Leser, gibt es jetzt überhaupt nur eine längstvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, ist längst vergangen!“ — Wenn mir Jemand seine Geliebte vorstellt und sagt: „Das ist meine Zukünftige;“ so denke ich mir immer: das ist seine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe ist blind, die Herzen der Männer aber sind so barmherzig, daß jedes Herz seine eigene Blinden-Anstalt hat!

Die Liebe ist blind, und doch sagt man: „Die Liebe und die Zigeuner sehen im Finstern.“ — Warum sehen die Zigeuner im Finstern? weil sie von der egyptischen Finsterniß herstammen. Die Finsterniß ist also das Perspektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finsterniß haben, die egyptische und die europäische, so hat unsere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perspektiv!

Nun sehen Sie, da sind wir schon wieder bei unserm Titel, bei der egyptischen Finsterniß, und was den Ochsen betrifft, verlassen Sie sich nur auf mich. Lassen Sie mich nur ein Bischen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochsen sein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochsen angebetet; wir weichen etwas davon ab, und beten blos zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldnen Ochsen, und wie viel Männer eine goldne Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldne Gans, und sie feiern die goldne Hochzeit; denn es ist ihnen sogleich, als hätten sie schon fünfzig Jahre zusammen gelebt! —

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüste sich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum siebenjährigen Krieg, und an jedem Ersten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, ist ein Streich des Schicksals; wer die silberne Hochzeit feiert, der hat seine fünf und zwanzig glücklich überstanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage, Hochzeitsfackeln an? Weil man schon bei der Hochzeit anfängt, finstere Gesichter zu machen? Wiederum eine Finsterniß, die noch älter ist, als die egyptische! — Die Egyptier in ihrer Finsterniß hatten Recht, die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlichern Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler, als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, zum Beispiel, große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete Redacteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig! Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsterniß beleuchten kann? Nichts leichter, als das. Man schlägt den

Ochsen todt, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne, und beleuchtet sein Jahrhundert!

Man versuche aber einmal, und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der egyptischen Finsterniß gelebt hat, daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptische Finsterniß, und der Ochs in Ihrer Gunst gerechtfertigt, und:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Vorlesung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkel-Rüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkel-Rüben!

Ihr Geschlecht fängt an, sich nicht nur unter die ganze Erde, sondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine industrielle, nüchterne Prosa an ihrer Stelle zu substituiren!

Wenn die Natur Runkel-Rüben-Zucker haben will, so hat sie sich mit der Geburt von Christoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig August Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu besingen, den die kleinste von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantischen Licht-Seite des Lebens den letzten Gnadenstoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Ersparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illusionen von den Fittigen der Zeit abgestreift, und die

allgemeine europäische Civilisation

hat die sonst romantisch-bunte, malerische, poetische, phantastische, ideale Verschiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aschgraue Livrée gesteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monoforme Namens-Zug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt ist!

Die Mythologie haben wir längst verscherzt und die Götter Griechenlands; die Oreaden, Dryaden und Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalschleußen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphne's Locken flattern in Wildpret-Saucen, und Vulkans Athem schnaubt aus Dampfröhren uns entgegen.

Aber es blieben unserer Phantasie noch schöne, große Domänen; unserer Romantik blieb der schöne Witwensitz: Orient, dieses Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die schönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unserer Intuition blieb Afrika, die Kassauben, die Oasen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. s. w.

Alle diese Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civilisation geraubt, geplündert, verwüstet! Nicht ein haarbreit phantastischen Boden hat sie unserer Illusion überlassen!

Die alte, zahnlose, prüde, pedantische, steife, kluge, aber abgeschmackte Gouvernante Europa hat die andern Welttheile an den keuschen, aber dürren Busen genommen,

hat sie zu klugen, artigen, gesitteten Jungens herangezogen und herangebildet, und da stehen sie nun, die drei europäisirten großen Bengel, steif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeschmacktheit unterrichtet und civilisirt!

Aus allen drei Welttheilen ist kein einziger Tropfen Romantik mehr zu pressen, Alles ist so alltäglich civil geworden, so durchaus europäisch prosaisch und farblos, daß sie kaum mehr Costüm-Ausbeute für einen Theater-Costümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achselbänder, und an der Stelle der schönen Scherezade mit den süßen Märchen liest Madame La Bim-bascha den unsterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geschrieben:

„Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé etc. etc."

Der Enkel von D'schingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, diesen phantasmagorischen Zauberer, der den siebenten Himmel mit seinen Houris, Brama und Wischnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Besuche von den Pariser Grisetten, die Arra's, Lory's und Papageien sagen: „bon jour!" Der Elephant apportirt und macht den aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all die bizarren Menschen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalast im jardin des plantes!

Wo soll da die Romantik noch ihre Rekruten hernehmen? Woher die Phantasie ihre Bilder fouragiren?!

Die Universalbildung hat die Romantik aufgegessen, die sporadische Civilisation ist eine epidemische geworden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verschlungen, wie der Vesuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelassen, als auch nur den ledernen Pantoffel!

Ich, das Zuckerrohr, ich stehe nur allein noch als der letzte romantische Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans, und ich schüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkel-Rüben-Prosa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkel-Rüben, ich Zucker-Rohr bin ein Eckel der Mythologie! Die schöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, sie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Wassergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieses Rohr bin ich! In mir liegt romantisch-dramatischer Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker, und endlich die süße und versöhnende Auflösung! Allein wo ist eine Mythe, welche die Runkel-Rübe verschönt, und wo ist die moralische Tendenz des Runkel-Rüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, so verwandeln sie sich!?

Welches Mädchen würde wünschen, in eine Runkel-Rübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren schönsten Metaphern: schlank wie Zucker-Rohr! Allein zu welchem

Bilde kann man die Runkel-Rüben, diese Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen sagen: „Ihr Wuchs war wie eine Runkel-Rübe!"

Kotzebue's „armer Poet" ist in meinem Schatten entstanden! Lorenz Kindlein gedieh unter den Schatten der Zucker-Röhre, unter diesen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen schlanken Zeugen ihrer Liebe schrieb sie jenes: „ich folge Dir, sobald ich kann!" welches all' jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig ist, um empfindungsvolle Theater-Besucherinnen in Thränen zu waschen und zu baden! Glauben Sie, daß solch ein Werk der Liebe, der reinsten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmosphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütter-Rübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negersklaven." Was wären die ohne Zucker-Rohr! Setzen Sie statt „Plantagen" Runkel-Rübenfelder, und der dramatische Effect ist beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das ist die natürliche ostindische Compagnie, die sich für den Erfolg dieses Stückes verbürgt; allein setzen sie „Seufzer- und Rummel-Rübe" oder „Thränen- und Rungsel-Rüben-Zucker-Fabrik" und alle elegische Stimmung ist im Keime erstickt!

Ich sehe die Zeit kommen, wo sich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Gesetz sind alle Rüben gleich! wird die Gukel-Rübe sagen! — Warum soll gerade aus dem

Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? so wird die gelbe Rübe fragen. Dann kommt das ganze Geschlecht der Kohl-Rüben, der Mohr-Rüben, der Wasser-Rüben, der Steck-Rüben, der Teller-Rüben, und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden schreien: „anch' io son pittore!“ Alle werden sagen: „Preßt nur, preßt, unter der Presse gibt Kraut und Rüben auch Zucker!

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat deklamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübensaat,
Und hoffen, daß sie erstehen werde,
Als Zuckerrohr von besser'm Grad!“

Selbst die kleine Teltower-Rübe wird aus den Palmen-Wäldern um Berlin aus der Erde steigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellstab oder Häring, und wird sagen: „Ihr findet in jeder Natur-Rübe Stoff zu dicken Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir!“ —

Seid nicht stolz darauf, meine sonst ehrenwerthen Runkel-Rüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker gibt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais; ja, sogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch ein Trost, welch eine Aussicht für die Pflanzer der literarischen Negersklaven: für die Buchhändler! Zuerst pressen sie den Schriftsteller, dann das Werk, dann

die Leser, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit solchem Zucker schmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in diesem Maculatur-Zucker so bewandert sein wird, daß man bei jeder Tasse Kaffee, die man trinkt, den Schriftsteller herausschmecken wird, aus dessen Maculatur er gezuckert ist!

Die Empfindsamen werden Novellen-Zucker, die Romantischen George-Sand-Zucker u. s. w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle andern Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieses süßen Throns werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zucker-Rohr, werde bestehen, und in so viel Zungen sich auch die Menschheit theilen möge, es wird kein Mensch die Doppelzüngigkeit so weit treiben, um Zucker-Rohr-Zucker = Runkel-Rüben-Zucker zu achten!

Und somit ende ich meine Betrachtung über diesen Gegenstand; mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stief-Kinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen schaben, mich entschädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebührt:

Voll Saft mag wohl die Runkel-Rübe sein,
Doch Zucker wohnt im Zucker-Rohr allein!"

Kokettir-Novellen.

Die Fenster-Linie.

Und es war wieder eine Blondine! Eine wahre Colifischette, würde ich sagen, wenn ich nicht lieber wünschte, meine ehrsamen Leserinnen hätten den neuen Amadis nicht gelesen.

Lange, sehr lange, seidenweiche Locken fielen um beide Wangen üppig dicht herab, als wollten sie die Rosen dieser Wangen schützen und einhüllen vor jedem Sonnenstrahl, vor jedem naschenden Blick. Ein dramatisches Lächeln wohnte um den zartgeformten Mund, und der ganze Ausdruck des Gesichtes war Charakter und entschiedener Wille.

Sie wohnte mir schräg, etwas stark schräg gegenüber, im vierten Stocke, ich im zweiten.

Empfindsame Mädchen sind leicht auszuwittern. Ihre Fenster sind ihre Charakter-Zeichen.

Siehst Du, mein freundlicher Leser, an einem Fenster einen Blumentopf oder zwei, und daneben einen Käfig mit einem Vogel, so kannst Du getrost schließen: „Hier wohnt ein Herz, das noch keinen Vogel im Käfig hat.“

Liegt ein kleiner Hund dazwischen, so ganz düster und halbverschlafen, ein Mops mit einem überwachten Auscultator-Gesicht, oder ein sogenannter Pintsch mit der stets besorglichen Miene, wie ein Industrie-Papier-Spekulant, so sei gewiß, hier wohnt eine sehnende Witwe oder eine überspielte Mamsell, die zwischen Hoffnung und Resignation noch hin und her getrieben wird, wie eine Sängerin, die keine Stimme mehr hat, zwischen der Sehnsucht nach getragenem Gesang und dem Erheben in den Triumph der bloßen Schule.

Ja, bei fortgesetzter Forschlust und etwas Praktik, kann man aus den Blumen- und Vogel-Arten so ziemlich auf den Stand der Eigenthümerin oder ihren sonstigen Charakter schließen.

Eine rothe Pimpinell-Rose und ein munterer Stieglitz in einem netten Käfig vor dem Fenster, läßt fast immer auf eine Nähterin, Marchande de Modes-Gehilfin, Einfasserin und Faltlerin schließen. Es liegt etwas von den Anfangsbuchstaben des Liedes: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Flämmchen glüht,“ in den Blättern der Pimpinell-Rose, und ein Stieglitz ist ja nichts als ein moderner Geck vom Wasserglacis oder vom Volksgarten, ins Stieglitzische übertragen, er hüpft und zwitschert; sein buntes Kleid, sein Halskrägelchen und sein Schöpfchen ist sein Alles!

Auf andere Insassen aber läßt ein Kanarienvogel schließen, neben welchem ein einsames Reseda-Töpfchen seinen stillen Duft wie pia desideria in die Lüfte verhaucht.

Da wohnen Officier-Witwen-Töchter, Töchter heruntergekommener Rentiers, und das große Heer der Mädchen, denen das Schicksal die Anweisung nicht einlöste, mit welcher es sie in das Leben sendete. Ein Kanarienvogel erinnert immer an die Töne:

„Dorthin möcht' ich ziehen!“

und Reseda ist verhaltener Wunsch mit stiller Ergebung.

Wo ein feister Gimpel im messingenen Käfig, ein rothwangiger Cactus oder eine bunte Pelargonie am Fenster prangen, da ist gut anfragen und werben, da wohnt die aussteuerbekommende, stets bei gutem Appetit sich befindende, und immer etwas zu Essen im Arbeitstisch stehen habende Tochter eines reichen Fabrikanten, Professionisten, gewesenen Lieferanten u. s. w.

Genug, man kann nach und nach eine Gewißheit in dieses System bringen, welches, weiter auszuführen, nicht in den Plan dieses kleinen Abenteuers paßt.

Also, es war ein Kanarienvogel und ein Reseda-Töpfchen, welche am Fenster prangten, und ich schloß mit großer Gelehrsamkeit auf die Insassin, welche jedoch lange, und Tage lange nicht ans Fenster kam.

Auch als sie schon erschien, und das geschah dann immer in den Abendstunden zwischen fünf und sechs, bemerkte sie mich lange nicht, welches ich ganz unbegreiflich fand!

Ich machte die ganze Schule der Koketterie durch.

Denn die Koketterie ist ein großes Studium, und man glaube nicht, daß die Natur allein ein Talent dazu

ausbildet. Es gibt wohl hie und da Naturkokettirer, wie es Naturdichter gibt, allein es ist auch bei diesen wie bei jenen nur Halbheit. Die Kokettirkunst ist eine Mathematik, sie beruht auf Evidenz, und ihre Schlüße sind untrüglich. Sie gewährt wie die Mathematik jene Sicherheit in ihren Schlüßen, welche den Verstand eben so erhöht, als die Werkthätigkeit befriedigt.

Die Grundbasis der Koketterie ist die Geometrie und Trigonometrie. Man muß die Lehren von den geraden Winkeln und krummen Winkeln, von den spitzigen und stumpfen Winkeln, von den Scheitel- und Wechsel-Winkeln genau kennen. Man muß das Verhältniß der eingeschlossenen Flächen, des Kreises, des Kegels und des Cylinders inne haben. Kurz, die mathematische Lehre des Lichtes und des Sehens, der Natur von allen geraden, gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen, die Kenntniß der Lichtrichtung und der Sehwinkel, die Theorie der Gesichtsfelder und die der Schatten muß man vollkommen inne haben, um mit Glück, um mit unbezweifelbarer Gewißheit zu kokettiren, und die Kokettterie-Schlußfolge mit Klarheit und Gewißheit ziehen zu können.

Man lernt nie aus, selbst ich, der ich die „Kunst zu kokettiren" seit zwanzig Jahren in den größten europäischen Schauspielhäusern gelernt habe, finde immer noch Etwas zuzulernen!

Die zwei Haupt-Postulate der Kokettir-Mathematik sind:

Erstens: Man kann alle Frauenzimmer der Welt zwingen, mit uns zu kokettiren; notabene wenn sie nicht blind sind, denn in diesem Falle gibt es hie und da Ausnahmen.

Zweitens: Man muß so kokettiren, daß die betreffende Person eine vollkommene Gewißheit bekomme, daß es ihr gelte, daß man also auf keinen Fall lächerlich werden kann.

Jedoch ich will meine Geheimnisse nicht zu früh verrathen, da ich eine „angewandte Lehre der Kokettirkunst" herauszugeben gedenke.

Ich versuchte mit meinem schrägen vis-à-vis die ersten Elemente meiner Lehre, aber erst spät wurde es aufmerksam und setzte sich mit mir in Wechselwirkung.

Sie lächelte endlich einmal ganz holdselig! Ach! das erste Lächeln, welches aus einer solchen vis-à-vis-Anschauung entgegen blüht, ist nicht zu beschreiben! So muß Columbus zu Muthe gewesen sein, als er zum ersten Male „Land!" rufen hörte.

Daß ich dieses erste Lächeln, dieses süße Früh- und Schnee-Glöckchen des Abenteuer-Frühlings, mit aller Wonne eines beglückten Seladons, mit meinen Augen von ihrem würzigen Munde pflückte, läßt sich denken, und ich wendete nun die weitern Gesetze des Kokettirens an. Zuerst leises Lächelns, dann Nicken mit dem Kopfe, dann Spielen mit Blumen, oder eine Blume zerpflücken und die Blätter spielend hinüberhauchen, dann Buchstaben an die Fensterscheiben malen, dann ein Briefchen zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger kreisen lassen u. s. w.

Die Holde am Fenster kam nun regelmäßig alle Abend ans Fenster, und ihre Blicke wurden immer beredter, und endlich gesellte sich dazu ein Lächeln und ein Nicken mit dem holden Köpfchen, daß die blonden Schlangen sich um das liebliche Antlitz küßten, und dann noch ein Winken mit der Hand, welches ich zwar mir nicht sogleich deuten konnte, welches ich aber doch mit Nicken, Winken und Deuten erwiederte, und so ziemlich alle Gestikulationen einer ähnlichen Situation durchmachte. Darauf lachte die Holde wieder laut, und schlug in die Händchen, das blieb mir zwar etwas unklar, allein ich hoffte bald Licht zu haben. Ich war ganz glücklich über den glücklichen Erfolg meiner Fensterlinien-Correspondenz, und wünschte nichts, als die Theure einmal sprechen zu können, welches ich ihr auch mit Zeichen deutlich zu verstehen gab, allein sie schien darauf keine Antwort zu geben.

Und dennoch, dennoch!

Welch ein Entzücken durchbebte mich, als sie eines Abends am Fenster erschien, mit dem kleinen Strohhütchen auf dem Haupte, zum Ausgehen angezogen, und mit schnellem Winken herüber nickte, mit dem Finger hinunter zeigte auf die Straße, noch einmal hold lächelte und das Fenster zumachte.

Ich verstand den Wink, hinunter zu kommen, griff schnell nach meinem Hute und im Nu stand ich auf der Straße, vor ihrem Hause.

Ich mochte kaum zwei oder drei Minuten gestanden haben, da kam sie herab, die Reizende! Ich hatte nun ihre ganze Gestalt gesehen, und war wonnig überrascht, eine

junonische Gestalt, mit den ebenmäßigsten Formen und anmuthigsten Gliedmaßen zu sehen.

Allein, welch ein Schrecken. Eine bejahrte Matrone, eine Mutter oder eine Tante ging ihr zur Seite!

O Mißgeschick!

Keinen Blick ließ sie auf mich fallen. Keine Miene verrieth, daß sie mich bemerkt, daß sie mich erwartet, daß sie mich hieher beschied! die kleine, doch nur zu liebenswürdige Heuchlerin!

Ich ging ihr lange nach; nicht die leiseste Bewegung des Kopfes, nicht das leiseste Regen der Hand, ließ mich wissen oder ahnen, was vorgegangen ist, und ob sie mich bemerkte.

Ungewißheit, Zorn, Mißmuth, und auf der andern Seite Entschuldigung und Sinnen über ihr Benehmen theilten sich in meinem Gemüthe. Sie gingen irgendwohin zum Besuch; selbst am Hause angekommen, sah sie sich nicht um, machte kein Zeichen, und verschwand!

Was mußte vorgegangen sein? War sie böse? Hab' ich etwas begangen? Wer sollte mir diese Zweifel lösen!

Ich war fest entschlossen, mich an der Verrätherin zu rächen, und am andern Tage gar nicht am Fenster zu erscheinen.

Aber:

„Was sind Pläne, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut!"

Kaum schlug es am andern Nachmittage fünf Uhr, so stand ich schon am Fenster, die schräge Linie zum Fenster vis-à-vis hinaufschauend, und mit Sehnsucht harrend,

„bis die Liebliche sich zeigte!"

Ich mochte kaum zehn Minuten voll Hangen und Bangen gestanden haben, als sich ihr Fenster öffnete, und sie an demselben erschien.

Die Falsche! Die Heuchlerin!

Da war wieder das freundliche, holdselige, bezaubernde Lächeln! da war wieder die Miene voll Offenheit und Zutrauen! Da war wieder das Lächeln voll dramatischer Fülle! Da war wieder der Blick voll historischer Erinnerungen! Das war wieder das Kopfnicken voll drastischer Wirkung!

Keine Miene von dem gestrigen Ernst, kein Zug der gestrigen Kälte, keine Spur der gestrigen Apathie!

Alles nichts als lauter Liebe=Leben, lauter Zuthunlichkeit! Wieder Nicken und Winken, wieder Lächeln und in die Hände schlagen!

Ich machte allerlei Zeichen der Frage, der Verwunderung, des Verdrußes, des Zornes ꝛc., ich gestikulirte wie ein verrückter Telegraph, sie aber lachte schalkhaft, ja, lachte immer mehr, und schlug in die Händchen vor Lust und Freude! Die Schadenfrohe!

Mir aber ward das Ding doch gar zu arg! Schon wollte ich ein drohendes Zeichen geben, da — da erscholl aus einem Fenster neben mir, wo ein lustiger Student wohnte, ein schallendes Gelächter! Ich sah mich um, und ausforderndْ ihm ins Antlitz; da aber erscholl auch von mir gerade vis-à-vis am Fenster, ebenfalls ein schallendes Gelächter; ich war wie vom Donner gerührt! Fast aus allen Fenstern der Nachbarschaft erscholl ein lautes Lachen!



Was war's?

Ich war ein Narr, meine Kokettir-Mathematik hatte sich um eine Fensterlinie verrechnet. Gerade über meinem Kopfe, im dritten Stocke des Hauses, in welchem ich wohnte, befand sich auch ein Fenster, und in diesem Fenster befand sich eine Freundin meiner Holden, schräger vis-à-vis! Ihr galten alle die Zeichen, ihr galt das Lächeln, das Winken, das in die Hand schlagen und das Hinunterzeigen gestern, daß sie ausgehen wird.

Die beiden Freundinnen hatten eine eigene Zeichensprache, und erst später entdeckten sie selbst mich und meinen Irrthum und machten sich nicht wenig über meine Theater-Actionen und Geberden lustig.

Auch meine Nebenfenster und die Fenster vis-à-vis gewahrten diesen Irrthum bald und hatten sich schon einige Tage an meinen Gestikulationen und an meinem Mienen-, Augen- und Fingerspiel hoch ergötzt!

Beschämt und erzürnt schlug ich das Fenster zu, mit dem festen Entschluße, künftig meine Kokettirlehre mit einem Kapitel:

„Ueber die Fensterlinien"

zu bereichern.

Bluetten aus meiner Reise- und Sammel-Mappe.

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unsägliche Schmerzen für die, welche sie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche sie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?" — „Sie lieben — sie haben Zahnweh." — „Nun, wenn's weiter nichts ist, das hat nichts zu bedeuten!"

Das sind die gewöhnlichen Ansichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hause an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa sagt: es ist Rheumatismus, der gibt sich von selbst. Ein Onkel sagt: es ist ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante sagt: gar nicht d'ran denken ist das beste. Eine Base sagt: laß dir den herausreißen, und setz' dir einen andern ein. Ein weiser Nachbar sagt: verstopfen Sie sich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es gibt keinen so dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meisten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wissen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe selbst keinen Zahn mehr im Munde, und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menschen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtsamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wollust verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herz-Weh guter Herzen, und das natürlich, denn sie können sich selbst eben so wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meisten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnsinnig herumwandeln, und wie die Mondsüchtigen an den steilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was ist stärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menschen anfallen, welche Empfindung ist stärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im ersten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftsteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Justizrathstochter. Das ist Alles, was ich dem Leser von unsern persönlichen Verhältnissen verrathen kann.

Ich darf nur noch so viel sagen, daß sie sehr putzsüchtig und sehr eifersüchtig war; denn das ist historique und gehört zur Geschichte.

Die Putzsucht schlägt in die Finanzkammer, die Eifersucht aber in die Herzkammer. Die Putzsucht ist ein Pfau, je älter sie wird, desto schwächer; die Eifersucht aber ist ein Krokodil, je älter sie wird, desto stärker.

Was ist aber stärker, Putzsucht oder Eifersucht, wenn sie bei einem Individuum zusammenschlägt?

Voyons!

Meinem Fenster gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenstraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke stehen, die Theaterzettel zu lesen.

Wenn sie nun so that, als wollte sie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,"

so wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalousien meines Fensters stand, daß die bestimmte Stunde — sieben — war. Wenn sie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz absichtslos, in die Höhe hob, so wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die bestimmte Stunde sei u. s. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderisch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u. s. w.

Es war acht Uhr, ich stand an dem bewußten Orte, — aufrichtig gesagt, es war unter den Bäumen an der

Börse, wo jetzt die Granit-Vase steht, — und wartete. Ich wartete, sie kam nicht, ich wartete noch, sie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufbursche des Justizrathes — mit noch einigen Collegen an mir vorbei gelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ, und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb' wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Indessen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe selbst vergebens!" Ich Süßer schnitt saure Gesichter, und ging bitter nach Hause.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir, wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Borstorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„A n f a n g S i e b e n U h r,"

tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung, mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ sogleich meinen Arzt holen, und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichtsrose.

Ich war in einer starken Verzweiflung, und in einer gelinden Transpiration. Ich entschloß mich, ihr zu schreiben.

Ich schilderte ihr meinen doppelten Schmerz, und meine einfache Verzweiflung, mit den feurigsten Farben schilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und sendete meinen kleinen Berliner-Courier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsacte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen sollen! Meine geschwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müssen, mein verschwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müssen, die Gesichtsrose hätte ich meiner Rose ins Gesicht zeigen müssen, ich hätte kommen müssen, hätte ich auch todt zurückgehen müssen!

Am andern Tage brachte der kleine Justiz-Laufbursche ein Zettelchen und ein Fläschchen!

„Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh ist stärker als Liebe! Was ist eine brennende Sehnsucht gegen eine brennende Wange? Was ist ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man so liebt, und so an Zahnweh leidet, muß man auf Alles resigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balsam, den ich Ihnen schicke, und von dem ich wünsche, daß er alle

Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie *ewig verbunden* Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N."

— Wir sahen uns nicht wieder.
Das ist Liebe und Zahnweh!

Der zweideutige Regenschirm.

Ein Abenteuer mit nassem Anfange und trockenem Ende.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz, und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich zu regnen an.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens, — denn es gibt Menschen, die mit dem gründlichsten Grund nicht zufrieden sind — und zweitens weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein Bischen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter mich tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten, und mich, wie man hier sagt: unterzustellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge dessen:

der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabeth darüber spaziere; Herr Loth ist seiner Frau los geworden, weil sie sich nach einem Feuer-Regen umsah; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig, so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der —Gasse, der Leser kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hause steht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild: die Spika.

Ich stand im Thor und sah zum Himmel empor, denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwischen mir und dem Himmel, ein Fenster vis-à-vis, und an dem Fenster — ach! an dem Fenster! — Nun meint der Leser gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenster ein weibliches Wesen u. s. w.?" nicht wahr, das meint der Leser?

Es ist auch wahr, und an dem Fenster ein weibliches Wesen. Ein weibliches Wesen, wie soll ich es gleich schildern? Lieber Leser, schildere sie dir selbst, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden. — Wie du sie schilderst, so soll sie gewesen sein.

Sie saß am Fenster und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein! — Ich will die Leser nicht täuschen. Ich bin in diesem Augenblicke Historiker und nicht Romantiker! Ich gebe historische Wahrheit! Sie saß am Fenster und spitzte sich die Nägel.

Ich sah hinauf, sie sah herab, es war richtig; wir sahen uns, wir liebten uns, wir schwuren uns ewige Treue! Alles durch Physiognomik!

Die Scheibe! die Fensterscheibe! die verdammte Fensterscheibe genirte mich gewaltig. Der Mensch traue nie einer Fensterscheibe! Ein Mädchen hinter der Fensterscheibe ist ein ganz anderes Wesen, als ohne die Fensterscheibe. Die Glasermeister haben die größten Illusionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fensterglas bringt die größte optische Täuschung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe sich nie, bevor sie das Fenster aufgemacht hat!

Sie machte das Fenster auf! Ach, welche Schönheit! Sie war schön wie, wie, siehe meine gesammelten und noch ungesammelten Schriften, Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und so weiter, und wähle ein Muster — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie sah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte sie das Fenster wieder zu! Warum machte sie das Fenster wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leser wissen jetzt gleich Alles, man kann sie gar nicht mehr überraschen!

Sie sah wieder herab, auf einmal sprang sie auf, eilte vom Fenster weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In diesem Augenblick kam die beflügelte Iris oder, um deutlicher zu sein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein sendet Ihnen hiermit einen



Regenschirm!“ — Sagt's und verschwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein selbst zu überbringen.“

Man sage, was man will, die Frauen sind liebenswürdiger, als die Männer, auch sogar wie ich! Und sie wissen mit solchem Anstand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen sind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war sehr schönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterschied: gestern und heute! Gestern ging ich im Regen ohne Regenschirm, heute im Sonnenschein mit einem Regenschirm! Die Natur ist reich an solchen sinnigen Contraversen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte; „Herein!“ rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie saß am Fenster — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenschirm.

„Fräulein!“ sagte ich, und corrigirte mich sogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!“ Hier wartete ich, um den Effect dieser brillanten Introduction abzuwarten. Sie machte keinen Effect. Aha, dachte ich, zieh' den witzigen Bramsegel ein, und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder:

„Verehrteste Holde! wie glücklich, wer nach Lebenssturm und aus des Daseins Wolkenhimmel sich auf die glückliche Sonnenterrasse eines empfindenden Herzens flüchten kann!“

Ich endete wieder, um die Wirkung dieses empfind-samen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, schroff, unzugänglich. Diese Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenschirm zu schicken, mir so zu sagen auf gut regenschirmerisch anzu-deuten: „Komm mit ihm wieder!“ und nun so die Spröde zu spielen!

Ich versuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen!“

Das war zu arg! Ich entschuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft, und ging endlich so weit, ihr zu sagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen!“

Sie sprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angesicht, und sie sprach: „O ihr eitlen Männer! So wissen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so unleidlich, so zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenschirm zu senden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!“

Daß ich bei dieser Anrede ein verteufelt dummes Gesicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zusammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein! was hat Sie denn genöthigt, am Fenster zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis so verhaßt war?“ — Sie machte einen spöttischen Knix, und sagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr! wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle



mich Ihnen!" und damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historia nieder, zur eigenen, öffentlichen Selbstgeißelung, und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämmtlicher Mannspersonenwelt.

Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß ist es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden sein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper seinen blonden Rundkamm um die rosigen Wangen der abenddämmernden Gebirge frisirt; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn sie mit aufgelösten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, schläferigen Liebhaber aufzusuchen, und sie segnete mich und sprach:

„Dein Fuß strauchle stets in blonde Netze, und das große Narrenseil, welches man Liebe nennt, werde Dir stets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, sonnigen Löckchen und Locken gedreht!“

Und so geschah's!

Ich will damit nicht gesagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort, auch ein schwarzes, braunes, dunkles, oder Cendrée-Haar mit in das sogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb — blond!

Blond in allen Mischungen, Färbungen und Abstufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit ist, bis zu jenem Hochblond,

welches sich mit Feuerroth schwesterlich duzt und seine eigenthümlichen Reize besitzt. Alle Arten von blaß-, tief-, dunkel-, licht-, stroh-, marillen- und herbstlaub-blond durch, die ganze Wesenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das ist nun nicht mehr Geschmackssache, oder Gusto, oder Wahl, es ist Fatum, Geschick, Prädestination, ich habe nunmehr einmal ein blondes Schicksal, so wie manche Menschen ein schwarzes Schicksal haben.

Also, es war eine Blondine.

Und es begab sich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrschaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Residenz entfliehen, und Niemand ins Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die sich der Nachtluft freuen," das heißt, als Freibillete und Recensenten; um diese Zeit sind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern besetzt, sondern plombirt und wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammermädchen, Zofen und sonstigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze sehr groß und das Publikum sehr klein ist, im Theater nämlich, die Stücke sehr lau und die Kunst sehr kühl, zu jener Zeit saß ich im Theater, ich weiß nicht, warum ich im Theater saß, gewiß aber geschah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht spielte ein „Gast" aus jener Welt, der noch nicht recensirt wurde, oder es wurde ein französisches Lustspiel ins Uebersetzerische übertragen, kurz, ich saß im Theater und ließ die Blicke umherschweifen auf alle meine Leidensgenossen und Mitgefangenen

in dem Blocke der Sperrsitze und in dem Bajazeth-Käfig der Logen.

Da saß sie! blond! blond! blond wie mein Schicksal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Maccaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine „accroche-coeur“, keine Semikolons „(;)“ um die Schläfe, sondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silber-Plateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordischer Knoten, in dem schon ein gold'nes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein paar Augen, blau, versteht sich blau, blau wie, wie sag' ich nur gleich, nicht wie Berliner-Blau, denn das ist affectirt und blausäuerlich, aber wie Wiener-Blau! Ach, mein holder Leser, Du kennst das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In diesem Blau tummeln sich die Augensternlein so geschäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer frischen Juni-Nacht!

Also Wiener-blaue Augen waren es! Und diese Augen hatten einen Blick, einen Blick, so tröstend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Finger sieht, und diese Augen waren beschattet von Wimpern, ach, Wimpern, die, lange majestätische Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch diese Garden mit ihren langen Lanzen zu sagen schienen:

„La garde meurt, mais ne se rend pas!“

so wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter diesen Garden ein Lächeln in dem rosigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu sagen schien:

„Tentare licet",
oder:
„Der Mensch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Mensch, das heißt: in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Recensent bin, und solche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da sehe ich es am besten ein, daß ein Mensch dem Menschen immer noch mehr nützen kann, als ein Recensent!

Ich sah sie an, sie lachte gerade über den Peter in „Menschenhaß und Reue", und aus der gesprungenen Granitblüthe ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeschnittenen rothen Zuckermelone.

Ich segnete den Peter, und zum ersten Male fand ich an seinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, riesengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns!"

lachte sie unbändig und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieses Mitlachen schlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir ist viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn sie über Eulalia's Reue weint!

Ueberhaupt ist ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern so pikant, wie der große haut-gout beim Wildpret!

Mir sagte ein geistreicher Dichter in Paris:

„Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit, des ces faiseurs d'esprit, je m'en veis faire la cour à une imbécille!"

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unsere geistreichen Frauen sind vor lauter Geist entsetzlich dumm!

Unsere dummen Frauenzimmer dagegen, das sind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann!

Also, sie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geschlossen.

Ich will den Leser mit dem weitern Verlauf der Kokettirgeschichte verschonen, und um den dramatischen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Katastrophe schreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo sie wohnte, und daß sie nicht böse wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwischen meinen Fingern drehte, sich bald auch zwischen ihren Fingern befände.

Es heißt also einen Liebesbrief schreiben! „Gesegnet sei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!"

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum: ach? deshalb, weil der Mensch an nichts so sehr merkt, daß er alt wird, als an seinen Liebesbriefen; nicht an den grünen Erbsen, die er nicht mehr so gern ißt, als in seiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, sondern daß man immer weniger Talent verspürt, Liebesbriefe zu schreiben!

In der Jugend schreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenschaft und jeder ist eine Brandfackel, geschleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Thau der lechzenden Rose, das Licht dem im Finstern Wandelnden, das war der Anblick u. s. w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen,“ oder: „Wenn Sie zürnen, so zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: „Ich habe lange gekämpft, aber hinweg nagende Geier, hinweg blutgierige Gedanken!“ u. s. w., u. s. w.

Aber wenn man einmal die Linie passirt, die Mittagslinie des Lebens, das heißt, wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus ist, und bei dem schönen Geschlechte schon die „Favoriten-Linie“ hinter sich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutsauer an!

Indessen die Praxis muß aushelfen! die erste Bedingung eines Liebesbriefes ist: Unleserlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe lesen kann, desto mehr Eindruck macht er auf sie! Die zweite Bedingung ist: Keinen Respect-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! Weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müssen, wo möglich, noch auf dem Tische geschrieben sein! Die dritte Bedingung ist: Wenigstens Ein Kleks! Ein Kleks ist eine

Licentia erotica! Ein Kleks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts lesen kann, als den Kleks, so ist das schon genug! Ein Kleks ist nichts, als das Symbol überströmender Empfindung; die Klekse gehören zu den Privilegien der Liebe. Man sehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekommt, sind immer ärmer an Empfindungen und an Areksen, und die Weltgeschichte hat kein Beispiel, daß ein Abschieds- und Absage-Brief je einen Kleks aufzuweisen hat! Die vierte und Hauptbedingung ist es endlich: er muß geschmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Postwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkommt, sind nicht halb so pikant, als ein Brief, der auf Schleich- und Winkel-Wegen, und ein Liebhaber, der zum Fenster hereinkommt.

Ich schrieb ihr also einen Brief, in welchem ich eine kleine Musterkarte von Areksen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit diesem Hatti-Scherif ausgerüstet, lief ich von Stapel und lavirte lange vor ihrem Hause herum, um eine günstige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erschien mir die ersehnte Brieftaube in der Gestalt des Hausmeisters!

Die Hausmeister, Hausmeisterinnen und Hausmeister-Töchter spielen in der Geschichte der Herzen eine große Rolle, sie sind oft das Medium zwischen Subject und Object, und die dritte Person anzeigender Art zwischen der

ersten und der zweiten Person in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da stand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinschauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm, wie einem Mäcen, nahm meine freundlichste Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und sagte sanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeister!"

Gravitätisch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!"

Es entstand eine kleine Conversations-Pause, ich raffte aber all meinen Muth zusammen und steuerte mit vollen Segeln meiner Absicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Gestalt eines Briefchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Gestalt eines Zweiguldenstücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darstellen) — wenn Sie dieses Zettelchen gefälligst bestellen wollten."

Dabei schilderte ich ihm die Person, die er auch sogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze sei auf eine Ueberraschung abgesehen, die ihrem Vater zugedacht ist, und von der er also nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeisterliche Brieftaube schien Anfangs nicht Lust zu bezeugen, doch bald besann er sich eines Bessern, nahm mit schlauem Lächeln Brief und Geldstück, und versprach seine Sache gut zu machen.

„Wissen Sie was, Euer Gnaden,“ sagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, setzen sie sich auf der Freiung in den ersten Wagen, dort ist ihr Platz schon bestellt, und Sie haben die beste Gelegenheit, Sie zu sprechen!“

O edle Seele des Hausmeisters! Wie entzücktest Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenstück in seine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem ersten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und setzte mich in den Taubenschlag. Bald war es eilf Uhr. Kommt sie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam sie, sie selbst, der Hausmeister, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erschien auch, um ihr dieses Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie stieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude!

Als sie saß, stieg auch der Hausmeister ein, ich machte große Augen. Er setzte sich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er schien sich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich sprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldstücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieses Mädchens eine Ueberraschung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar-

nicht leid ist, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeister ausgesehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg steht, für den Hausmeister!"

Was ich bei dieser Anrede für ein Gesicht machte, was sie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leser. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichsten Verlegenheit.

„Halt!" rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!" ließ den Wagen halten, sprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hause, um über die verunglückte Brieftaubenpost ein klägliches Nachdenken zu halten.

Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

I.

„Zur schönen Seele."

Putz- und Modewaaren-Handlung der Frau Bescheidenheit.

Kommen Sie, meine liebenswürdigen, meine sittsamen Mädchen, kommen Sie einmal mit mir in die reiche und herrliche Putzwaaren-Handlung: „Zur schönen Seele."

Wenn Sie genug gesehen und bewundert haben alle die niedlichen, reizenden, schillernden, geschmackvollen

„Dingelchen,
Ringelchen,
Säckelchen,
Fächelchen,
Miederchen,
Fliederchen,
Schlenderchen,
Bänderchen,
Mantillchen
Und Häubchen,
Krispinchen
Und Leibchen"

in den wirklichen Modehandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Bescheidenheit: „Zur schönen Seele."

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenschaften im menschlichen Herzen, die desto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung gibt, und die desto satter werden, je mehr man sie aushungert, und zu diesen Leidenschaften gehört auch nun am allermeisten: die Putzsucht.

Manche böse Gelüste sind wie manche böse Thiere nur durch Hunger zahm zu machen, und zu diesen wilden Hausthieren gehört auch: die Putzsucht!

Ich will nicht sagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geschmackvoll, nicht reizend kleiden sollet, denn eben weil nur der Unsichtbare im Himmel in das Herz der Menschen schaut, soll der Mensch für den Menschen, der nur das Aeußere schaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen, aber Ihr sollt Euch schmücken und nicht putzen, Ihr sollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr sollt geschmackvoll angezogen, aber nicht bunt behängt sein, Ihr sollt nach der Mode gekleidet geh'n, aber die Mode soll nicht nach Euch gekleidet geh'n!

Wie reich ist die gütige Natur, wie reich ist das Herz im Menschen an Zierden und Zierath, an Schmuck und Verschönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie wenig braucht die Natur die Kammerdienerin Kunst!

Seht die Sonne an, meine Theuern, sie steht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt, sie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenster, sie wäscht sich die muntern Aeuglein klar im großen Waschbecken

des Weltmeeres, sie schlägt das flatternde Strahlen-haar schlicht zusammen, hüllt sich in das Rosa-Morgen-Negligé ihrer einfachen Kammerfrau Aurora, und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Gesträuchen, sie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, sie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen, und geht, mit nichts geschmückt, als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres innern Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelssaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leserinnen, sind das die schlimmsten und die am wenigsten für den freundlichen, häuslichen Taubenschlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meisten auffächern, und mit ihnen schillern und prunken.

Ein jeder neue Mode-Artikel, den ein Mädchen anzieht, ist ein neues Fenster, wodurch das Mädchen in die Welt sehen und von der Welt gesehen sein will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenster hat, ist gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es ist nicht wohnlich. Wo viele Fenster in einem Herzen sind, da ist wenig solide Wand, da ist wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend, der Zufriedenheit.

Ein Mädchen soll sein, wie ein Veilchen, man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief

bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und herzlose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! Das ist der erste, fast einzige Artikel, in der Putzwaaren-Handlung:

„Zur schönen Seele.“

Der Geschmack, meine lieben Leserinnen, ist nichts als das Augenmaß der Seele; ist die Seele gesund, hat sie klare, hellsehende Augen, so ist ihr Augenmaß richtig, und sie wird nie geschmacklos sein, und nur das Einfache ist geschmackvoll.

Ein Mädchen, das viel Farben auf sich trägt, trägt gar keine Farbe in sich. Ein Mädchen, das hochrothe Rosen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Rosen seiner Wangen. Ein Mädchen, das goldne Fransen und goldne Stickereien auf seine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold seiner Gesinnung. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit seiner Kleider die Augen der Menge auf sich zieht, tritt mit jedem Schritt seinen guten Ruf, seine bescheidene Individualität in die Erde.

Man sagt: „das Kleid macht den Mann!“ Richtiger ist es: „das Kleid macht das Mädchen!“

Ich will in jeder Gesellschaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus seinem Anzuge erkennen. Die Einfachste ist die Schätzenswertheste; die Bunteste, die Ueberladendste ist — gelinde gesagt — die Bemitleidenswertheste! —

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von diesem auf Euch selbst, auf Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja, auf die Verhältnisse Eurer Aeltern übergehen, und all diesen Ueberfluß, den sie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch ausgleichen, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all den in die Augen stechenden, die Blicke mit „Halloh" und „Hurrah" auf sich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augenblick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben an Eure innere Vollkommenheit gewaltig erschüttert.

Wenn ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Krispinen u. s. w. direct zur Schätzung Eures Verstandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünsche, ja, zur Schätzung der Vermögensumstände Eurer Familien, und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all diesen auffallenden, blickaufsichreißenden, feuerschreienden, lärmschlagenden, bunten Kleiderkram, und Euch einfach geschmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch sagen: die ist gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaaren-Handlung:

„Zur schönen Seele!"

II.

Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe."

Spezerei- und Delikatessenwaaren-Handlung des Lebens.

Ja, mein lieber Leser, das sind die drei Laufer des Lebens: Jugend, Schönheit und Liebe! Sie tanzen mit beflügeltem Schritt vor dem Wagen des Lebens daher; sie laufen im Mai unserer Tage um die Wette nach dem preisgeschmückten Ziele, unter dem Zujauchzen all unserer Sinne, unter dem Zulauf all unserer Gefühle, unter dem Posaunenstoß und Flötenklang all unserer heftigen und zarten Leidenschaften; und sie fallen oft einen Schritt vor dem Ziele, oder schon am Ziele, oder auch schon mit dem errungenen Preis in der Hand, athemlos, leblos, entseelt zu Boden!

Es ist ein lustiges, leichtfertiges, athemloses Kleeblatt, das Laufer-Kleeblatt: Jugend, Schönheit und Liebe!

In der Spezerei- und Delikatessenwaaren-Handlung zu diesen „drei Laufern" sind die tausend süßen und gewürzten Sachen, die tausend Näschereien und eingesottenen Früchte alle frisch, herrlich und auserlesen! Die fünf Sinne sind die flinken, stets willigen, bereiten, gehorsamen Ladendiener; das Herz hält stets offenes Buch; alle Hoffnungen,

alle Wünsche, alle Träume, alle Luftschlösser haben unbegränzten Credit!

Die „Jugend" bietet Euch den besten Champagne mousseux der Kräfte, den feurigen Ungarwein der Begeisterung, die üppigen, vollen Knackmandeln und Granatfrüchte der That, den Aalfisch der Geschmeidigkeit, das feine Tafelöl zur Versüßung aller sauern Lebens-Salate, die frischen Austern von der strotzenden Gefühlsbank in dem tiefen Meere unseres Herzens, die Pistazien und Pignolli aller Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft u. s. w., u. s. w.

Die „Schönheit" bietet uns ihren weißen Kandis-Zucker der Lilienhaut, die Rosen-Bonbons auf den Wangen, die Sultanin- und Malaga-Rosinen auf den Lippen, den süßen Cypro in den Blicken, und das Citronat und das Damenbrot und den Muscatlunel und all die pikanten Glacés und Sulze des Lebens vollauf in großen und kleinen Gaben!

Die „Liebe" bietet uns die süßen Orangen von dem glühenden Baume des Lebens; den Zwieback, der zwei Herzen beglückt; den Most der Empfindung mit dem lieblichen Wermuth einer steten Besorgung gemischt; den Ausbruch der Zärtlichkeit und die Essenz aller Seligkeit!

O, Ihr Alle, die Ihr gerne einkauft und Euern Bedarf holt bei den „drei Laufern": Jugend, Schönheit und Liebe, kauft rasch, kauft schnell, denn der Laden ist nur kurze Zeit offen, und gar zu bald wird er gesperrt, und das Schild wird eingezogen und herabgenommen!

Kauft rasch, kauft schnell, aber kauft und genießt besonnen, und mit Auswahl, und mit Mäßigung!

Diese „drei Laufer“, meine lieben Leser, hält der ewige, gütige, große Hausherr des Himmels und der Erde allen Menschen ohne Unterschied! Diese „drei Laufer“ tanzen nicht nur vor dem goldgeschirrten Prachtgespann des Bevorzugten einher, sondern sie hüpfen eben so fröhlich, eben so lustig vor dem Einspänner, als vor dem Lastwagen und vor dem Karren!

Die „Jugend“ tanzt glühender, rascher, gliedergelenker vor dem armen Fußgänger einher, als vor dem auf elastischen Federn sich schaukelnden Glückbegabten; die fromme Schwalbe „Schönheit“ baut ihr liebliches Nest eben so an der einsamen Hütte der Armuth, wie an den Stukkaturen und Gesimsen hoher Paläste, und die „Liebe“, dieser Nimmersatt des Lebens, wohnt, wie der wirkliche Nimmersatt, in dem niederstehenden Schilf und Rohr des Daseins eben so, wie in den hohen Prachtgärten, Wäldern und luxuriösen Treibhäusern!

Kauft rasch, kauft schnell, das Schild wird bald eingezogen!

Die „Jugend“ läuft! Sie läuft, und wenn sie noch im schnellen Laufe wie Atalanta die goldenen Genußäpfel alle auflesen will, welche das Leben ihr verführerisch in den Weg wirft, versäumt sie Zeit und Ziel! Darum kauft rasch, was sie bereitet. Aber seid nicht grämlich, wenn Ihr sie seht, leichtgeschürzt, fröhlich, muthwillig; mißgönnt ihr die flatternden Freuden nicht; blickt nicht scheel zu ihrem bebänderten Tanz; greift nicht finster, störrig, mißgünstig in den Lauf der unsorglichen, lebensfrohen Jugend; denn

die „Jugend" ist das Morgenroth des Lebens, laßt ihr den kurzen Schimmer, und die momentanen Strahlen, und das flatternde Lichtgewand, und die glänzenden Glasperlen und die flimmernden Lichttropfen-Juwelen, denn sie verschwindet bald, und macht dem heißen Tage, der drückenden Schwüle, den brennenden Stunden Platz! Ihr Alle, denen die „Jugend" schon entlaufen ist, seid nicht grämlich beim Anblick der fröhlichen Jugend! Krittelt nicht und nestelt nicht und häkelt nicht und tappt nicht lieblos und grämlich an und zu, wenn die Jugend ihren Feentanz und ihren Zauberkreis und ihr buntes Farbentheater vor Euch aufschlägt! —

Die „Schönheit" läuft! Sie läuft, und im schnellen Laufe fällt ihr eine Zitter- und Flitter-Nadel nach der andern aus den aufgelösten Locken; jede Minute zerdrückt eine Perle aus der Perlenschnur ihrer Reize; jede Secunde zieht ein Blatt aus der gefüllten Zimmtrose ihrer Wangen; jede Stunde setzt einen Makel an die Blüte ihres Lebens, und bis die Schönheit am Ziele ist, hat oft die grausame Pfänderin Zeit ihr all ihr Bischen Schmuck und all ihr reiches Natur-Mitgift ab- und ausgezogen und gepfändet!

Darum, ja eben darum, weil die Schönheit ist wie die Rose am Morgen, weil sie ist wie eine Blume, gemalt in den Sand, weil sie ist wie eine Eisblume, gehaucht an die Scheibe, weil sie ist wie ein Laut, gewiegt in der Luft, weil sie ist wie eine Wolke, dahinziehend am Himmel, weil sie ist wie der Besuch einer Fee, weil sie ist wie die Welt eines Traumes, darum kauft schnell, kauft rasch, aber kauft

mit Mäßigung ihre Gaben! Jedoch seid nicht grämlich, seid nicht kleinmeisterlich, seid nicht grillenfängerisch, seid nicht makelsuchend und fehlerklaubend, wenn die Schönheit vor Euch aufthut ihre Himmelssendung, wenn die Schönheit vor Euch dasteht in der Glorie ihrer Sendung, das Haupt geschmückt mit des Himmels offenbarer Begünstigung!

Wenn an Eurer Wiege nicht gelächelt hat die Mutter Natur, wenn sie Euer Antlitz nicht berührt hat mit dem Kuße von Lilien und Rosen, wenn sie Euer Auge nicht gefüllt hat mit Aether und Sternenschein, wenn sie Euch gerade nicht herausgeputzt hat mit dem Hermelin und Purpur der Wangen mit dem Königsbau der Glieder und mit den tausend Zierathen und Zierden des Leibes, so schaut darum nicht neidvoll oder verstimmt an das auserlesene Haupt, um welches günstige Götter geflochten den Kranz der irdischen Schönheit! Freut Euch des Anblicks der Schönheit, sie ist beglückt, Ihr seid die Beseligten! Seid nicht verdrießlich beim Anblick der Schönheit; zerrt nicht und zupft nicht und reißt nicht und bohrt nicht finster und mißgönnend an der Prachtdecke der Schönheit, wenn sie der Himmel über ein irdisch Wesen geworfen! Gönnt der Schönheit ihr Bischen Selbstliebe, ihre kurze Eitelkeit, ihr Bischen Gefallsucht, ihre kleinen Künste, ihre unschuldigen Manöver; bedenkt, daß jede Stunde der Schönheit ihre Sterbestunde ist oder sein kann, und greift nicht nach bittern Bemerkungen, mit höhnischen Seitenblicken, mit morosen Worten, mit säuerlichen Moralsprüchen in die kurze Lebens- und Sterbensstunde der Schönheit, die doch, wie ein Licht, mehr da ist,

um Euer Auge zu ergötzen, als um sich zu leuchten, und die sich aufzehrt, indem sie Euch das Leben erhellt! —

Die „Liebe“ läuft! Sie läuft, und in ihrem Laufe wirft das Geschick einen Stein nach dem andern in ihren Weg, aus Blumenwegen werden Dornenfelder, Abgründe thun sich auf und Kobolde und Wurzelmännchen lauern am Wege, und tausend Klippen hemmen ihren kurzen Lauf! Darum kauft rasch, kauft schnell! Aber seid nicht böse Geister in dem Leben der Liebe, seid nicht Störenfriede in dem Stillleben der Liebe, seid keine Bohrwürmer an der Rose der Liebe!

Denn eben darum, weil die Liebe ist wie eine Waise im Waisenhause des Lebens; weil sie ist wie ein Gruß der Geister von Jenseits an diese Welt; weil sie ist wie ein Seufzer der Unendlichkeit, hingeweht in die Aeolsharfe in unserm Herzen; weil sie ist wie die Alpenblume auf den Höhen der Empfindung; weil sie ist wie ein Kuß von unsichtbaren Lippen; weil sie ist wie eine Pilgerin durch die Wüste des Daseins; weil sie ist wie eine Rose, deren Thräne Niemand trocknet; weil sie ist wie eine einsam Sterbende, mit welcher Niemand betet, darum, darum, habt Ehrfurcht vor der Erscheinung der Liebe! Greift nicht mit roher Hand in ihre Regenbogenfarben; zerschlagt nicht mit ungeschlachter Faust ihre Thauperlen, ihre Thränen, ihre Seifenblasen! Commentirt nicht mit Gassenliedern ihre stillen Seufzer, ihre schmerzzerstückten Töne! Wägt nicht auf Eurer Heu-Wage ihre Träume, ihre Phantasien, ihre Klagen, ihre Hoffnungen!

Und ihr Alle, denen nie beglückte Liebe wie der Besuch eines Engels an die Herzens-Thüre geklopft, und Ihr Alle, denen nie unglückliche Liebe wie ein großer, aber reinigender Schmerz durch das Leben gegangen; o schüttelt nicht mit plumpen Händen an dem Tempel der Liebe; horcht nicht mit entweihten oder tauben Ohren auf die Jubel- oder Klagelieder der Liebe! Kratzt nicht mit den kurzen Dachsfüßen einer stumpfen Empfindung an dem Götterbau der Liebe und mischt Euere taubstumme Seele nicht in das Duo zweier harmonischer Herzen!

III.

„Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein, Müssen aufgereimt all' dreie sein.“

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieses Sprichwort ein Bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein, sollen stets aufgeräumt sein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer sieht den Mädchen ins Herz hinein? Kaum einmal durchs Schlüsselloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber beim Himmel, es ist wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein, in ihren Schrank, in ihren Schreibtisch hineinschauen, und ich will euch auf ein Haar sagen, wie es in seinem Herzen aussieht.

Aufgeräumt! das ist ein schönes Wort! Gut aufgeräumt! Was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im Zimmer am rechten Orte steht, wenn nichts herum steht, nichts schief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen ist, nichts zu leer ist, dann ist die Stube aufgeräumt! Eben so ist es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Ort steht, nichts schief und nichts verschoben ist, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da ist, dann ist das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tagskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Galasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben, und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohlgeordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchenherzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens, der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit in freundlicher Ordnung, blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend Alles zu finden weiß, was einem Mädchenherzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt.

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn sie Morgens die Fenster aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammen-geräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt, und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben, im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein, beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Aeuglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen, und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht es Andere an. Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachlässige Broschüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erscheinen, verlöscht den Eindruck ganz,

den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigste Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube seiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kasten, und das Nachtkleid hängt über dem Armsessel, und die Kämme liegen auf dem Lesetisch, und die Handschuh von gestern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke stehen die Fächer halb offen, als ob sie im Schlafe gähnten, und von gar nichts ist der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt sich: So wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen aussehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbstbeschauung nicht; vielleicht ist auch da nichts recht verschlossen, und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn wahrlich, Mädchenherz, Mädchenstube und Mädchenschrein stehen im magnetischen Rapport miteinander!

Ein Mädchen soll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitlich schauen lassen, noch weniger soll sie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten lassen, bevor sie beide gut aufgeräumt hat, und sie weiß, daß sie den Gast mit Anstand empfangen kann; am allerwenigsten aber soll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemandem sagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wissen, welchen Platz er in der moralischen Welt einnimmt, ob er würdig sein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchenherzen und in einer Mädchenstube soll aber auch nur

Platz sein für Zweie, und es soll Niemand hineintreten, als der, welcher den Schlüssel zu Beiden empfing, aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube sollen nicht auf die Straßenseite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenster, und Fenster, die auf die Straße gehen, sind die Augengläser des Bösen! ein Mädchenherz und eine Mädchenstube müssen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenstern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne herein zu lassen, aber nicht um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenstäubchen tanzen!

Ein Mädchenherz und ein Mädchenschrein müssen stets gleich verschlossen sein, stets gleich in allen nöthigen Fächern wohlversehen, stets gleich rein und blank! Ja, Ja, es ist wahr:

„Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein,
Müssen aufgeräumt all' dreie sein!"

IV.

„Da müßt' es gar viel Kleister geben, Wollt' man aller Leute Maul verkleben!

„La calomnie en veut toujours aux gens d'esprit."
Bouileau.

Die Verleumdung und der Blitz suchen sich am liebsten die Höhen aus, meine freundlichen Leserinnen; wo etwas recht hoch steht, da schlägt der Verleumdungs-Blitz drein, und noch obendrein oft blitz-dumm!

Meine freundlichen Leserinnen, was ist gegen Verleumdung zu thun? Nichts! Gegen Verleumdung und rasende Thiere gibt es nur ein Mittel: Man legt sich still, wie maustodt auf die Erde, hält den Athem an, und läßt sie über sich weglaufen. Denn die Verleumdung bekämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Früher, meine lieben Leserinnen, hat das weibliche Geschlecht ein ausschließliches Privilegium gehabt, — nicht zu verleumden — aber — zu medisiren; da ging es noch an. Die Frauenzimmer sind immer gnädig und milde; wenn sie so einen guten Namen zur Richtstätte führen, so machen sie doch wenigstens ein mitleidiges Gesicht dazu! — Während sie so einer ehrlichen, abwesenden Seele die Gurgel abschnei-

den, verdrehen sie die süßen Aeuglein und sagen: „Gott sei ihr gnädig.“

Allein jetzt, wo die verkehrte Welt ist, seitdem die Frauen reiten und schreiben, seitdem sie die Federn vom Kopf in die Hand überpflanzten, und anstatt der Zügel des Hauses den des Pferdes ergreifen, seitdem sind die Männer Frauen geworden: sie schminken sich, sie schnüren sich, sie verleumden!!!

Bei den Frauen ist das Verleumden eine Erholung, eine Uebung. Man kommt zusammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen musicirt, dann ein halbes Stündchen gespielt, dann ein halbes Stündchen verleumdet u. s. w. Bei unsern jetzigen Männern ist das Verleumden ein Geschäft, ein Amt, eine Anstellung!

Was meine holden Leserinnen, ist zu thun? Wollen Sie sich wehren? Widerlegen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, um aller Leute Maul zu verkleben!“

Wo wird verleumdet? Ueberall! Wann wird verleumdet? In Einem fort! Wer wird verleumdet? Jeder Mann, jede Frau, jedes Mädchen, Jeder, der etwas ist, Jeder, der etwas hat! Warum wird verleumdet! Aus Müßiggang, aus Rohheit, aus Mangel an geistiger und Herzens-Bildung.

Kommen Sie mit, freundliche Leserinnen, ein wenig durch die Höhlen der Verleumdung und durch die Gemächer des sogenannten Leutausrichtens, aber halten Sie sich

still, machen sie nicht den leisesten Versuch, Jemand oder Etwas zu widerlegen, denn: Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Da sind wir in einem Kaffee=Zimmer. Ein paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutschen Zungen, mit Tartschen=Zungen, ein paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauses, die den Zipfel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinflattern lassen, wie ein Noth=Signal von einer Festung, die sich auf Gnad und Ungnad ergeben will, ein paar Freundinnen, ein paar schöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an sich zieht, weil sie Dieser und Jener gerne sieht, und man Diesen und Jenen gern bei sich sehen möchte — —; und ein paar Glacé Männer, Ball-Männer, echte Jaquemar'sche=Männer, geschmeidig, dehnbar, zäh und — am Ende stets ledern. Nun geht's los, die Frauen reden erst von allen Leuten Gutes; nichts als Gutes! Allein dann kommt das: — „Aber!" —

So ein „Aber" schlägt zehntausend Tybalts todt!" Es ist ein kleines Wort, dies „Aber", aber die Frauen kehren darauf um, wie ein geschickter Kutscher auf einer Suppenschüssel! Aber ist der gesellige Schnappgalgen, darauf zappelt sich die ehrlichste Reputation zu Tode! Aber ist der Wendepunkt des Krebses, von diesem „Aber" an geht alles Gute, was man von Einem gesagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheren, die den lieben guten Namen zerschneiden und zerzwicken!

Auf einem „Aber“ schlagen die längsten Weiberzungen einen Kreisel! Weh dem ehrlichen Menschen, über den ein gewisses Weiber-Aber hinfährt, er ist gerädert auf sein Lebelang! — Aber dieses „Aber“ ist Honig und Milch gegen die „Wenns“ der Männer!

Bei gewissen Frauen ist das „Aber“ romantisch, sie reden Schlechtes von den unschuldigsten Menschen, aber sie hüllen es ins Fabelhafte, sie stellen sich, als wenn sie nicht dran glaubten, sie umgeben es mit einem: „ich kann's gar nicht glauben,“ — „so will die böse Welt sagen,“ — „es ist gewiß übertrieben,“ u. s. w. Kurz, gewisse Frauen verleumden romantisch, es ist ein Nibelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es historisch, sie verleumden geschichtlich! gründlich! klassisch! Sie haben Alles selbst erforscht, ergründet, sie geben die Quellen an, sie haben darüber nachgedacht, sie verleumden wie die Tacitusse. Kurz, aber bündig! Wenn der gute Name bei jener Romantik blos mit einigen blauen, lyrischen Flecken davon kam, so macht ihm diese gediegene Klassicität den Garaus! Wollen Sie gegen diese Romantiker, gegen diese Klassiker ankämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns in einen „kleinen freundschaftlichen Zirkel.“

In den freundschaftlichen Zirkeln, da wird das doch gar zu rund! Da ist das freundliche se laisser aller, man läßt sich so gehen, daß man die Welt nicht gehen läßt!

Da wird die Verleumdung in Negligé betreten! Da geht die Medisance mit klappernden Pantoffeln herum! Da wird im engen Rathe guter Ruf hingerichtet. Intime Hausfreunde, Gouvernanten, Haushälterinnen, Klavier-Lehrer u. s. w. „Es ist ein kleines Stiergefecht, wo das Thier blos wird gehetzt!“ Da überläßt man sich seiner Phantasie! Man richtet Schuldige und Unschuldige hin, man köpft, man rädert, man erdrosselt, man verurtheilt gute Namen; unter Freunden nimmt man's nicht so genau! Was wollen Sie zu den freundschaftlichen Zirkeln sagen? Wollen Sie dagegen freundschaftlich protestiren? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns jetzt wieder ein Bischen in ein „Verleumdungs-Picknick“, das ist ein wohlfeiles, unschuldiges Vergnügen. Es kommt Einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verleumdung mit; und dann verzehrt man Alles durcheinander! Es ist ein liebenswürdiger Spaß! Der Eine bringt einen heißabgekochten Ehemann, gespickt mit erfundenen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebschaften; der Andere bringt eine hübsche junge Frau, recht in der Brühe von Verleumdung, mit allen Pfefferkörnern der schändlichsten Anschuldigungen; wieder ein Anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delicat gebraten am Spieße der Verdächtigung, mürb gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr zu schönes Haupt sammelte; der Vierte bringt ein pikantes Scandal von einem seiner Busenfreunde,

mit dampfenden Trüffeln aus seiner eigenen Küche; der Fünfte bringt einen fricassirten Dichter berühmten Namens, in den albernsten Broccoli eingemacht, mit sieben Bräuten belegt, und mit dem Obersaum alles edlen Geifers abgequirlt; der Sechste bringt einen italienischen Salat, von tausend kleinen Tritschtratschereien, Reputations-Aalen und guten Namens-Häringen, kleingeschnitten, mit Anekdoten- und Scandal-Oliven versehen, und dann setzt man sich herum und haut ungenirt ein; es geht nichts über die kleinen, harmlosen Vergnügungen des Lebens! Was wollen Sie dagegen thun? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Sie werden fragen, meine holden Leserinnen, woher jetzt das Verleumden der jungen Männer so überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwiedern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unserer männlichen Jugend an geistiger und moralischer Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen, sonst eine Conversation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche sie gerathen, wenn sie in einer gebildeten, geistigreichen Gesellschaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geselligkeit treten sollen, aus der bemitleidenswerthen Aengstlichkeit, die sie befällt, wenn sie ein sittsames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur fünf Minuten unterhalten sollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon, und von ihrem eigenen Reitpferd zu sprechen; aus der totalen Unmöglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geistigen

Kern der Conversation, für die edlern Bestandtheile des Gesprächs, für einen heitern und inhaltsvollen Ideenaustausch im geselligen Kreise sich auch nur eine Viertelstunde lang interessant erhalten zu können. Aus dieser innern geistigen Hohlheit und aus dieser moralischen Wässerigkeit ihres Ichs entspringt das instinktmäßige Bedürfniß, sich doch auf irgend eine Weise geltend zu machen, auf irgend eine Weise mit beizutragen zur Gesellschaft, und da sie aus eigenem Geist- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, so spießen sie gute Namen auf die Conversations-Nadel, um sie entweder zum Spaße der Gesellschaft zappeln zu lassen, oder um sich einen Werth geben zu wollen. Was soll man dagegen thun? Man schweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

V.

„Ost oder West, Ball oder Fest, Daheim in dem Nest, ist's Mädchen am Best'!"

Salomon der Weise sagt: „Die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leserinnen, so ist jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unschuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchenhaupt zum fürstlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel, und selbst die eiserne Krone des ärmsten Mädchenhauptes zum goldenen Diadem-Reif!

Also: „die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit!"

Das heimatliche Haus ist das geheime Cabinet der Mädchen; das Haus ist der schützende Glassturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus ist die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit; das Haus ist der Groß-Siegelbewahrer aller Mädchenwürde; das Haus ist die keusche Muschel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit so lange verschließt, bis der Taucher in den stillen Ocean der Ehe sie herausholt; das Haus ist das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig schlummert; das

Haus ist die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leserinnen, Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest, ist's Mädchen am Best'!"

Wir Männer sagen: Mädchen und Lerchen müssen aus dem heimischen Neste genommen werden, wenn sie in unserm Hause nach und nach heimisch und lieb und angenehm sein sollen, und nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest!

Wir Männer sagen: Mädchen und edles Obst müssen zu Hause, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserlesenes haben wollen, aber nicht auf dem Obst- und Wochenmarkte, nicht von Ost und West, nicht von Ball und Fest! — Mädchen und Tauben sind im Schlage am schönsten; ihr Gefieder schillert am lieblichsten, wenn sie geschäftig im Schlage sich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für sich haben will, muß sie wieder in dem Schlage suchen, und nicht unter den wilden, wandernden Tauben, nicht „von Ost und West, nicht von Ball und Fest!"

Liebe Mädchen, Ihr seid Königinnen in Eurem Hause, und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hause, in Ost und West, bei Ball und Fest! Ihr habt ein schönes Land zu regieren: Euch selbst! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o regiert Euch so, daß die Stimmen in dem Hause der gemeinen Leidenschaften nicht die Stimmen in der Kammer der Edlen

überstimmen. Ihr habt fünf Minister: die fünf Sinne, laßt sie nicht die Herrschaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltung-Zweige: viel Pflichten, steht ihnen so vor, daß die Bilance stets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeschichte von Euch sagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren stets das die besten und glücklichsten, von denen nichts die Blätter der Geschichte füllt!" Mädchen sind am anbetenswerthesten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in Ost und West, nichts bei Ball und Fest!

Kommt Ihr aber nach „Ost und West," zu „Ball und Fest," meine holden Mädchen, dann seid Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geschätzt von den geselligen Menschenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerstes Ich wird verkauft und verhandelt von den tausend Namen- und Menschen-Mäklern, die sich auf dem öffentlichen Menschenmarkt des Lebens herumtreiben!

In „Ost und West," bei „Ball und Fest" wird man in Euern Herzen blättern, ohne drein' zu lesen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumstürmen, ohne harmonisch darauf zu spielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerstaub von Eurem Seelen-Fittig abstreifen, ohne Euch die Seele be- oder ge-rührt zu haben; man wird Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern, und Euern Geist stets sitzen lassen; man wird an Euer

erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Phantasie, eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungs-Eid leisten, während dem man geschäftig sein wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um sie zu zermürben; so wird es Euch gehen in „Ost und West," bei „Ball und Fest!"

„Daheim in dem Nest, ist's Mädchen am Best'!" Ja, zu Hause, da ist die Arche in der Sündfluth unsers geselligen Lebens, dahin kehret die Taube und das Mädchen immer wieder zurück, weil sie sonst keinen Boden findet, den reinen Fuß darauf zu setzen; das Haus ist der wahre Isisschleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hause gilt das Mädchen das, was es ist, in „Ost und, West," bei Ball und Fest" gilt es das, was es scheint und da lernt es scheinen, was es nicht ist! Zu Hause gilt das Mädchen nach seinem innern Werth; in „Ost und West," bei „Ball und Fest" gilt es nach seinem Gepräge; in „Ost und West," bei „Ball und Fest" geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwischt, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Ost und West," bei Ball und Fest," und hat auch schon für das Haus an innerm Inhalt verloren!

„Daheim in dem Nest, ist's Mädchen am Best'!" Ins Nest regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Ost und West," und bei „Ball und Fest;" ins Nest schlägt der Hagel und der Janhagel der Verleumdung nicht hinein, wie in „Ost und West," und wie bei „Ball und

Fest;" im Nest hängen sich die Raupen und Kletten nicht an, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest;" im Nest frißt nicht das ätzende Gift schlechter Gesellschaft an dem edlen Stoffe selbst an, wie in „Ost und West," wie bei „Ball und Fest!"

Liebe Mädchen, meidet schlechte Gesellschaft in „Ost und West," bei „Ball und Fest!" Der reinste Engel fiel in Gesellschaft der Teufel! Die Nähe von schlechter Gesellschaft ist nicht nur contagiös, nicht nur miasmatisch ansteckend, sondern sympathetisch; ein Engel, der durchs Feuer geht, versengt sich den Fittig! die reinste Rose, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blatt, und der reine Tropfen in ihrer Brust wird erschüttert; ganz unversehrt bringt kein Mädchen seine hohe Gemüths-Einfalt zurück aus der Gemeinschaft mit dem Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Wesens ist, desto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Bösen; der Ruf eines Mädchens aber ist aus Seidenstoff, in undelicater Gesellschaft bekommt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verschwindet, der Stoff hat da doch seinen angestammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, ist's und bleibt's wahr: „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest, ist's Mädchen am Best'!"

VI.

Nach Regen folgt Sonnenschein.

In diesem einzigen Sprüchlein, meine freundlichen Leser liegt eine große Wahrheit, eine große Weisheit, eine große Freude und ein tiefer Schmerz!

Ach ja! Nach Regen folgt Sonnenschein, allein oftmals regnet es den ganzen lieben Lebenstag, wir sehen aus unsern Augenfenstern hinaus in die dunkle, wolkenverhängte Welt, wir warten den kühlen Morgen des Lebens und hoffen, Mittag wird die Sonne scheinen; der Mittag kommt, es regnet! Da hoffen wir, Nachmittag wird die Sonne scheinen; es kommt der heiße Nachmittag, es regnet! Wir vertrösten uns auf einen heitern Abend, voll milden Sonnenscheins; es kommt der Abend, es regnet! Wir hoffen noch immer, der Regen muß aufhören! Er hört auch auf, allein indessen ist es spät Abends geworden, Nacht! Aus dem Sonnenschein wird mattes Mondlicht, das zu kühl ist, um unsere Hoffnungen zu zeitigen, unsere Wünsche zu röthen, unsere Thränen zu trocknen, das aber gerade hell genug ist, um über die durch den Regen abgestreiften Blumen und Blüten ein trauriges Gruftlicht zu werfen.

Nach Regen folgt Sonnenschein! Wieder eine Anweisung der Gegenwart auf die Zukunft, die von dieser

selten acceptirt wird! Ist denn unser ganzes Dasein etwas Anderes, als eine fortlaufende Reihe prolongirter Wechsel, die stets fällig sind und nie bezahlt werden? Die Kinderjahre stellen den Wechsel auf die Jugendjahre aus, die Jugendjahre auf die vollen Kraftjahre, die Kraftjahre auf die Altersjahre, und wenn wir endlich noch im hohen Alter diesen Wechsel an das Schicksal zum Eincassiren bringen, so girirt ihn das Schicksal auf — jener Seite!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Mit diesem goldnen Kügelchen plombiren wir den hohlen Zahn unseres Lebens! Der Mensch thut siebzig Jahre nichts, als bei der Zukunft Schulden machen, um die Gegenwart zu bezahlen; immerfort macht er Loch auf, Loch zu, schlägt die Zinsen zum Kapital, bezahlt Zins von Zinsen, bekommt von der Zukunft statt baares Geld wieder Hoffnungs-Wechsel, Erwartungs-Scheine, Vertröstungs-Waare und so fort, bis sein Grabstein sein Fallitenstein wird!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Der Regen aber hat unsern Acker überschwemmt, unsere Saaten vernichtet, unsere Heerden ersäuft; der Mensch hat im Regen seine Jugendjahre, seine heißesten Wünsche, seine Freude, seine Liebe, sein Alles begraben, dann kommt der Sonnenschein und beleuchtet den Friedhof seines Glückes!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist eine Eintrittskarte zum Glücks-Concert, welche erst am Ende giltig ist! Das ist der Schlüssel zu einem Schatze, der erst aufschließt, wenn wir den Schatz nicht mehr heben können! Das ist ein stetes Tischdecken und ein ewiges Fasten.

Das ist ein „schöner guter Morgen“ für die späte Nacht!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist das „Ringsuchen“ im Pfänderspiel des Lebens; der Ring wandert, von Einem zum Andern, bis wir an Den kommen, der ihn hat, ist er schon wieder weiter gewandert! Das Leben geht mit uns um, wie mit Pfänderspielern, wie mit Kindern! Das Leben zeigt uns Menschen-Kindern alle seine Schätze, seine reellen Güter und seine Spielereien, und wenn wir darnach haschen, so sagt das Leben: „Später, mein Kind! Morgen, übermorgen! Es gehört Alles dir, aber ich werde es dir aufheben!“ Das Leben zieht uns auf seinen Schooß wie ein Kind, wir müssen buchstabiren lernen, und zusammenlesen im A B C-Büchlein des Daseins, alle moralischen Sprüchlein und alle Abmagerungs-Sentenzen. Die Schläge und die Püffe bekommen wir sogleich auf die Hand, die versprochenen Bonbons, und die lebzelternen Reiter und die güldnen Lämmlein aber nur in der Perspective, Alles nur nachher!

Nachher, wenn die Lection vorüber ist, und immer stets eine neue beginnt, mit eben denselben baaren und prompten Bestrafungen, mit eben denselben hinausgeschobenen, auf die lange Bank gezogenen Belohnungen!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Während es aber geregnet hat, ist durch das Regenwasser das Tuch unseres Lebens um die Hälfte eingegangen, und dann kommt der Sonnenschein, und wir sehen, daß unser Leben

kein Kleid mehr gibt, weder für den Sommer, noch für den Winter!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Man frage aber einmal alle unsere Parapluiemacher, um wie viel mehr Regenschirme gebraucht werden, als Sonnenschirme! Man frage die Naturforscher, ob es in der Welt mehr Regenwürmer oder mehr Sonnenblumen gibt!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Aber wieviel Abwechslungen und liebenswürdige Variationen hat nicht das Leben in seinem Regen, und wie einförmig ist sein Sonnenschein! Das Leben hat Land-, Staub-, Strich- und Platz-Regen! Das Leben hat Nebel- und Gewitter-Regen! Das Leben hat Blut-, Frosch-, Feuer-, Hagel- und Schwefel-Regen! aber das Leben hat nur einen Sonnenschein, ist er matt, so trocknet er den Regen nicht auf, und ist er stark, so dürfen wir und können wir ihm nicht einmal recht ins Auge schauen!

Und dennoch, und dennoch liegt eine große Tröstung, eine heilige Beschwichtigung in dem Ausdrucke: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Sehen Sie, meine freundlichen Leser, es ist März, der Himmel hat seine Regenflagge eingezogen; die Berge schlagen ihre Regenkappe zurück; die Ströme schnüren ihr Eismieder auf, daß ihr Busen frei dem küßenden Sonnenstrahl entgegenwalle; die kleinen, weißen, zerstreuten Vorfrühlings-Wölkchen hüpfen schon wie junge Lämmer durch die blaue Himmelswiese; und auf den höchsten Höhen der Berge wandeln schon leichte

Frühlings-Geister und rufen in die Thäler herab: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Der Mensch fängt schon an die Fenster aufzumachen, dann die Thüren, dann die Herzen, um den Sonnenschein einziehen zu lassen; den Sonnenschein, diesen Senneschal des Frühlings; und die Menschen schlüpfen aus den Häusern und die Gefühle aus dem Busen; und wir gehen dem Sonnenschein entgegen und erzählen ihm und klagen ihm so viel von dem vergangenen Winter, von den eingescharrten Hoffnungen und erstarrten Blüten und frosttodten Liebesblumen, und der Sonnenschein lächelt uns an, und zeigt mit dem Strahlenfinger auf die abgelaubten Sträuche, Gebüsche und Bäume, die alle am Wege stehen und warten, bis der Frühling einzieht, und die alle bald dastehen werden mit den wiedergefundenen Blättern und wiedererrungenen Blüten, und die alle dem einziehenden Herrn entgegenrufen werden: Nach Regen folgt Sonnenschein!

VII.

Die Kunst des Schmollens.

Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!

Die Engländer sind nie glücklicher, als wenn sie unglücklich sind; die Irländer sind nie friedlicher, als wenn sie Krieg haben; die Russen sind zu Hause, wenn sie sich auf Reisen befinden; die Deutschen sind nie durstiger, als wenn sie trinken; die Franzosen sind nie unwissender, als wenn sie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer — diese ganz eigene Nation — haben nie ausgesprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß sie aussprechen sollen!

In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum schweren Geschütz der vier und zwanzig Thränen-Pfünder und Ohnmachten, ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den frühern Kriegen „Kammergeschütz“ nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen“ genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen strampfen, sind blos das Ober- und Unter-Gewehr der Frauen.

Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w., das ist das kleine Belagerungs-Geschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen, aber „Schmollen“, Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungsanstalten, aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Versicherungs-Anstalten!

Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer spricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer schmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer schmollen auf gleiche Weise! Das Schmollen ist die einzige Universalsprache von den Irokesinnen bis zu den Pariserinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, so zankt sie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber schmollt, so schmollt sie nicht blos mit dem im Schmollen stehenden Mann oder Geliebten, sondern dieses Schmollen erstreckt sich auf alle leb- und empfindungslosen Gegenstände und Umgebungen desselben. Sie schmollen mit seinem Hund, mit seinem Reitpferd, mit seinem Pfeifenkopf, mit seinem Schreibzeug, mit seinem Schlafrock, mit seinem Lieblingsgericht, mit seinen Pantoffeln; wenn er ein Künstler ist, schmollen sie

mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten u. s. w.

Sie schmollen nicht nur mit ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schädliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze, bis zu seinem Nadir: bis zu seinen Fußsocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn, und um zwölf Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen wie an großen Waschtagen um sieben Uhr auf, um nur recht zeitlich schon zu schmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, das heißt, wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab: wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen Alles unter der Nase und zwischen den Zähnen durch, und auch die Köchin spricht und antwortet blos in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint im magnetischen Schmoll-Rapport mit der Frau zu stehen, und knurrt halb unverständlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprach-Werkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert

Sprach-Werkzeuge. Sie schmollen vermittelst der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen, vermittelst des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen, vermittelst der Füße, indem sie sie in abgetretene Schuhe stecken, vermittelst der Haare, indem sie sie nicht glatt kämmen, und vermittelst anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen!

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen, die stärkste Lunge wird müde, und der rastloseste Mund erschöpft sich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, schmollen kann man immerfort.

Im heftigsten Streit, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich niest, so sagt die Frau doch, gleichsam unwillkürlich: „Zur Genesung!“ Aber während die Frau schmollt. darf der Mann niesen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „Zur Genesung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, sie läuft inzwischen doch in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gern ißt, nicht verderben, und diese Lucida-Intervalla kühlen die Atmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden, sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten; allein wie will man

einer Frau ins Schmollen fallen und sich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen?

Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen ist der schrecklichste der Schrecken. Drum sage ich: „Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!“

VIII.

Kälbernes mit Champignons.

Es ist eine stille Uebereinkunft unter allen Speisezettel-Autoren: an der Spitze des „Eingemachtes“ prangt das „Kälbernes mit Champignons“. Es ist eine schweigend anerkannte Würdigung. Ein Ehrenplatz, dem wahren Verdienste angewiesen. Hier ist kein Rangstreit, es ist eine stabile Verehrung: den Vortritt hat das Kälberne mit Champignons!

Es ist ein edles, ein beliebtes, ein gesuchtes Essen: Kälbernes mit Champignons! Nicht das Kälberne ist die Delicatesse, aber die Champignons! Die Champignons machen die Civilisation des Kälbernen; ein Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mensch ohne Französisch ist, es wäre für die Gesellschaft verloren. Die Champignons verleihen dem Kälbernen den Reiz, die Anmuth, die Pikanterie. Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mädchen ohne Mitgift ist, es würde nicht gesucht werden, und wäre es an und für sich noch so vortrefflich. Die Champignons sind die Aussteuer des Kälbernen; die Champignons sind die Toilette des Kälbernen; die Champignons sind die Flitterwochen der Kälbernes-Saison; die Champignons sind

die geistigen Reize, ohne welche kein schönes Kälbernes gefallen kann; hors des champignons point de Kälbernes!

Man komme aber einmal in unsere Gasthöfe und Speisehäuser, man lese die Speisezettel, diese natürlichen Kinder der Orthographie, und wenn man durch diese neuen Schöpfungen von Dingen, erfinderischen Kellnern in einem kühnen Trotz gegen alle Rechtschreibung entronnen, bis zu dem „Kälbernen mit Champignons" gelangt ist, da weilt das Auge mit Wohlgefallen auf diesen Zügen. — Nachdem man zuerst gelesen hat: „Hudibras mit Kameleon," oder: „Elternhand und Lümmelkind," oder: „Lafontaine mit Crebillon," oder: „Fieberzelt mit Chinarinde," oder: „Liebesstoff mit Kamillenthee" u. s. w., bringt man es endlich durch eine süße Ahnung heraus, indem aus unserer Jugend eine kleine Erinnerung rege wird, daß es „Kälbernes" heißt, „Kälbernes mit Champignons."

Also! Man ruft den Kellner, und sagt mit dem Flehen der Sehnsucht: „Kälbernes mit Champignons!"

Worauf der Kellner sagt: „Gleich, Euer Gnaden!"

Und wenn die Jahrszeit günstig ist, keine Aequinoctialstürme eintreten, auch sonst kein Elementar-Hinderniß vorfällt, erhält man noch in demselben Jahre: „Kälbernes mit Champignons!"

Sagte ich, man bekommt Kälbernes mit Champignons? — Verzeihe, lieber Leser, ich habe gelogen, aber ich bin doch kein Betrüger, ich bin blos, wie Nathan der Weise sagt: ein betrogener Betrüger!

Man bekommt kein: Kälbernes mit Champignons! Man bekommt mehrere Quadern von dem Großvater eines Centauren, der sich einbildete, ein Jüngling zu sein; einige Ziegel von der sogenannten „jeune Kalbschaft" liegen vor uns, sie liegen in einer Brühe, in einer Sauce, in einem Bade, in einer Sole, in electrisirtem Gewitterregen; man weiß so eigentlich nicht, in welcher „Humoristik", das heißt, in welcher Feuchtigkeit sie liegen. Man fällt nun mit stillem Entzücken her, um die Champignons zu suchen, denn man hat sich ja das Kälberne blos der Champignons halber geben lassen, man fängt an, die Champignons zu suchen. Man dreht das erste Stück Kälberne um, keine Champignons! Man dreht das zweite Stück um, keine Champignons! Mit Zagen, und schwebend zwischen Angst und Hoffnung, dreht man das letzte um — keine Champignons! Hier nicht und dort nicht! Man nimmt einen Löffel und rührt die unbekannten Fluthen auf, ob der geheimnißvolle Grund vielleicht einen Champignon birgt — auch nicht! So weit die Gabel meines Tisches reicht, so weit der Löffel seine Schifffahrt sendet, keine Champignons!

„Und der Tag der Alles findet,
Die Champignons, die find't er nicht!"

Nur am äußersten Rande des Tellers entdeckt man in der Gegend der atlantischen Sauce ein fabelhaftes Wesen, eine dünne Scheibe, wie der Schatten eines Champignons, wie der Geist einer Fisch-Suppe, durchsichtig, dünn, elfenartig, es gelingt uns, dieses entkörperte Ding zu fassen, es ist ganz ätherisch, und man entdeckt, daß es mit Recht zu

den Bestandtheilen eines wirklichen Champignons gezählt werden könnte! Das nennt man: „Kälbernes mit Champignons!“

Ein solcher Speiszettel, meine lieben Leser, ist das Leben! — Wie oft streben wir nach Etwas, blos um seiner Champignons wegen, und wenn wir es erlangen, so haben wir blos Kälbernes und keine Champignons!

Der Mensch soll sich auf gar nichts freuen, der Mensch soll nie etwas erwarten, der Mensch soll der Erfüllung eines Wunsches nie entgegen sehen, ohne zu denken: „Kälbernes mit Champignons!“

„Kälbernes mit Champignons! voilà ma devise!“

Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Also Leben mit Liebe; Und wir leben! Wir leben in steter Erwartung der Liebe; wir drehen die ungenießbaren Zeitquadern des Lebens um, wir wühlen in den Wogen der Zeit, wir suchen Liebe, Menschenliebe, Nächstenliebe, Christenliebe, treue Liebe, wir suchen und suchen, wir setzen ein Stück von unserem Leben um das andere dran, wir schiffen abwärts in den Strom der Zeit, es bleicht sich die Wange, es krümmt sich der Rücken; es wird Abend, die Inwohner des Menschen machen Nacht, die Ohren fangen an zuzuschließen, die Augen machen nach und nach die Lädchen zu, und wir haben keine Liebe gefunden! — Leben mit Liebe = „Kälbernes mit Champignons?“

Was ist Liebe ohne Gegenliebe? Also Liebe mit Gegenliebe! Und wir setzen unser Alles an einen Gegenstand! Wir wickeln die Geliebte ein mit den innigsten

Gedanken an sie, wir umzäunen sie mit den schönsten Regenbogen unserer Phantasie, wir hängen all unser Fühlen, all unser Denken, all unser Athmen, wie eine Rosenguirlande um ihre Brust; wir opfern ihr all unser Streben und Wirken, und wollen nichts als Gegenliebe — und sie liebt erst sich, dann sich, dann noch lange sich, dann wiederum anhaltend und lange sich, dann liebt sie ihre Toilette, dann einen Hut, dann eine Robe, dann einen Kanarienvogel, dann einen Ball, dann eine Soirée, dann die Huldigung von Jedermann, und wir suchen in ihrem Herzen, und wir ergründen die tiefen Wellen ihrer Empfindung, und siehe da, am äußersten Rande der nördlichen Spitze befindet sich ein kleiner Anflug von Gegenliebe, „wenn Zeit und Umstände es erlauben," das ist Liebe mit Gegenliebe = „Kälbernes mit Champignons!"

Was ist das Leben ohne Ruhm? Also Leben mit Ruhm! Und wir jagen dem Schattenbilde nach, und wir haschen nach Sonnenstäubchen, und wir fassen das Wolkengebild, und wir greifen in den Regenbogenschimmer, und am Ende ist's eine papierne Trompete, eine Seifenblasen-Glorie, eine Schaum-Krone, ein Nebel-König; nichts bleibt, blos in einem elenden Conversations-Lexikon flickt irgend ein besoldeter Schuft unsere Unsterblichkeit zusammen — das ist Leben mit Ruhm = „Kälbernes mit Champignons!"

Was ist das Leben ohne Ehre? Also Leben mit Ehre! Was ist diese Ehre, die uns jeder rauben kann, der keine hat? Was ist diese Ehre, die man nur aus Bücklingen

nachweisen kann? Was ist diese Ehre, die ein jeder Taugenichts in mir zerstören kann? Was ist endlich diese Ehre, die ich durch den Anfall eines Betrunkenen verlieren, und die ich wie ein Taschenspieler durch einen Pistolenschuß wieder gewinnen kann? Wieviel von den Leuten haben Ehre, denen man Alles aufs Ehrenwort glauben muß? Das ist das Leben mit Ehre = „Kälbernes mit Champignons!"

Was sind Zeitschriften ohne Geist? Also Zeitschriften mit Geist! Laßt uns suchen in allen den Blättern „von Geist" — „für Geist" — „zur Bildung des Geistes" — „zur geistigen Erheiterung" u. s. w. Finden wir andern Geist, als den Geist der Kleinlichkeit, der Intrigue, der Selbstsucht? Sie haben nicht um einen Kreuzer Geist, und erscheinen doch für einige Gulden ein paar hundertmal des Jahres — das sind Zeitschriften mit Geist = „Kälbernes mit Champignons!"

„Kälbernes mit Champignons!" Daran denke jeder Mensch bei jeder Gelegenheit, und er wird ein großer Philosoph sein, er wird nichts wünschen, nichts hoffen, nichts erwarten, auf nichts harren, auf nichts bauen, auf nichts spekuliren, er wird also auch nie getäuscht werden, denn die mächtige Devise seines Lebens hieß:

„Kälbernes mit Champignons!"

IX.

Reunion und Conversation in den Localitäten der weiblichen Herzen.

Meine lieben, freundlichen Mädchen! Die Zeit kommt heran, wo „sich die Straßenecken bekleiden neu“, wo „die Bälle wieder sprießen und die Adern wilder fließen“, die Zeit der Bälle, Reunions, Conversations, Walzer, Galops u. s. w. Tausend Localitäten öffnen sich, Zimmer, Säle, Salons, Stuben, Tanzböden. Walzer werden aus den Componisten herauswimmeln, wie Granitkerne; Titel werden sie haben, wie die Verrückten in China; und unsere Zeitungen werden aussehen wie eine Himmelsleiter aus lauter Ball- und Tanz-Ankündigungen, und diese Strickleiter wird Euch, meine Theuern, einladen, geradezu auf ihr in den Himmel der irdischen Seligkeit hinaufzusteigen.

Meine liebsten, theuersten Mädchen, ich will Euch auch ganz höflich einladen zu einem Balle, zu einer Reunion, zu einer Conversation, zu einem Walzer, in einer Lokalität, die Ihr vielleicht noch gar nicht kennt, in die Ihr noch nie gesehen habt: in Eurem Herzen!

Gewiß meine Theuersten, Ihr fürchtet Euch nicht, da hinein zu schauen, da hinein zu gehen, da drin eine Zeitlang Euch zu unterhalten. In Eurem Herzen gibt es

eine schönere Beleuchtung, als in der Redoute, eine innigere Musik, als im Concertsaale eine auserlesenere Gesellschaft, als auf Bällen, herrlichere Erquickungen, als in den Soiréen, eine erhebendere Versammlung, als in den Reunionen, und ein traulicheres Gespräch, als in den Conversationen.

Kommt mit mir ein Bischen auf die „Unterhaltung in Eurem Herzen", Ihr lieben Mädchen, die Ihr die Unterhaltung überall sucht, wo sie Alle suchen, wo sie Jeder zu finden glaubt, Niemand wirklich findet, und am Ende Jeder noch verloren zu haben glaubt, kommt mit mir in Euer Herz, und suchet, welcher Stoff da ist, für Kopf und Geist, für Liebe und Seele, wie viel Abwechslung, welch ein Tumult, welch ein Gedränge von Empfindungen, welch ein Gemisch von Gefühlen!

Die Eintrittskarte in mein Herz heißt: „reines Gewissen"; mit dieser Karte könnt Ihr getrost eintreten, Ihr werdet willkommen sein und Euch gut unterhalten. — Herein! Seht Ihr den schönen, rothen Saal, er ist beleuchtet mit dem reinen Lichte der Unschuld, das ist ein Licht, das nicht geputzt zu werden braucht; ein Licht, das nicht herunter brennt, sondern in die Höhe; ein Licht, das nicht schmilzt; ein Licht, das an der Decke keinen schwarzen Fleck absetzt! — Der Boden dieses Saales ist ausgelegt mit dem echten Teppich der Sittsamkeit, der auf beiden Seiten gleich ist; die Wände sind ausgeschlagen mit den Tapeten der einfachen Freude und Fröhlichkeit. Inmitten dieses Herz-Saales aber springt der

Springbrunnen des ungetrübten Bewußtseins; aus der lautern Tiefe quillt er empor, und kehrt wieder lauter in seine eigene Tiefe zurück.

Die Musik aber dieses Herz-Salons wird dirigirt von dem Kapellmeister: Zartsinn, und er dirigirt mit dem Tactirstocke des weiblichen, angebornen Tactes, und er mäßigt und beschleunigt die Tempos nach einer unbewußten, aber untrüglichen Eingabe, und es ertönen die Instrumente der Empfindungen, die Aeolsharfe der Religion, die ihre Saiten verknüpfend ausspannt zwischen dem Irdischen und Himmlischen, und lieblich ertönt, wenn die leisen Seufzer im Gebete sich durchbrechen; dann die Harmonika der Liebe, die, mit Blumenfingern berührt, die zartesten Klänge austönt; dann die Zauberflöte der Tugend, deren sanftes Gelispel die wilden Sinnes-Thiere bändigt; dann das Forte und Piano des Mitleids; die schmerzstillende Harfe der Hoffnung, und noch manche andere liebliche Musik- und Stimm-Führer im weiblichen Herzen.

Wenn Ihr aber, meine freundlichen Leserinnen, glauben und fürchten solltet, es fänden sich in diesem Herzenslokale keine Männergesellschaften, keine Courmacher, keine Tänzer für Euch, so muß ich Euch, meine anmuthigen Leserinnen, beruhigen. Es finden sich da Gesellschaften, edler, sinniger und Euch angemessener, als in den meisten Sälen. Da im Herzenssaale gesellt sich zu Euch „der Glaube“, ein ernster, sinniger, tiefer Gesellschafter, der Euch nicht blos zu einer Tour ausbittet und Euch dann verläßt, nein, ein Tänzer, der festhält, bis der Ball des Lebens zu Ende ist. Da ist

auch „der Anstand“ — „der Geist“ — „der Edelmuth“ — „der feine Ton“ — „der Sinn fürs Edle“ u. s. w., lauter schätzenswerthe, vortreffliche Gesellschafter und ausdauernde Tänzer in dem Wechselball des Daseins!

Die Erquickungen und Erfrischungen aber, die in dem Lokale des recht arrangirten weiblichen Herzens angeboten werden, sind angenehm und süß für Zungen, die nicht verwöhnt, für Gaumen, die von den Leckereien der Eitelkeit und Sinnlichkeit nicht abgestumpft sind. Ein warmes, heißes Gefühl für das Schöne, ein frischer Trunk aus der Quelle des sittlich Edlen, die Mandelmilch aus dem wahren Borne des Lebens, aus dem Borne der Empfindung, und ein lauterer Zug aus dem Borne der Liebe und des Mitgefühls. Gewiß, meine lieben und sinnigen Leserinnen, wenn Ihr Euch nur ein paarmal gewöhnen würdet, diesen Ball in Eurem eigenen Herzen zu besuchen, da zu lauschen auf die eigenen Töne, welche die liebe Vorsehung in jedes reingestimmte Herz gelegt, aufzuhorchen auf die klaren, wahren Stimmen, welche Gott und die Tugend aus jedem unverdorbenen Herzen reden läßt; wenn Ihr Hand in Hand gehen wolltet mit den vollen Empfindungen, mit den einfachen, aber lautern Gedanken, mit dem bescheidenen, aber wohlthuenden Bewußtsein, welche in jedem zartgeformten Herzen auf- und abgehen, und es mit stiller Freude und mit inniger Ruhe erfüllen, dann — dann würdet Ihr weniger Euch sehnen, nach dem leeren Schellengeläute der gewöhnlichen Ball- und

Tanz-Lokale, nach einem Schellengeläute, welches die feierlichen Glockentöne eines jungfräulichen Herzens bald übertönen und unhörbar machen; dann werdet Ihr Euch weniger drängen, zu sein, wie die Schaubrote und Schaugerichte an öffentlichen Tafeln; dann würdet Ihr nicht sein die natürlichen Nachfolger jeder öffentlichen Ballankündigung, nicht die Willenvollstrecker jeder Einladung zu Tanz und Ball, wo man Euch hinsetzt als Leimruthen, als Lockpfeifen, als Dekorationsstücke, als Wandbilder, als Orangerie-Stücke, als lebende Buffets! — dann würde es nicht das Sinnen Eurer Tage, und das Träumen eurer Nächte sein, mit wem Ihr rechts walzen und links hopsen werdet, wer euch zum Cotillon wie die Domino-Steine ersehen wird, und von wem Ihr im Redovak wie die willenlosen Schubkarren im Saale vor- und zurück, und hin- und hergeschoben werdet werden! —

Ja, meine Theuersten, gewöhnt Euch an das Lokale Eures Herzens; Ihr glaubt gar nicht, wie beglückt man ist, wie stillvergnügt, wenn man in seinem Herzen heimisch ist; wenn man sich so recht bequem und wohnlich und comfortable in seinem Herzen findet!

Versucht es nur recht oft, meine edlen Leserinnen, und Ihr werdet Euch recht wohl befinden.

X.

Frühlings-Cur der Sommersprossen, für den Herbst und Winter des Lebens.

Schon wieder eine große Akademie gegeben, schon wieder eine Praterfahrt vorüber, schon wieder das große Loos nicht gewonnen, schon wieder einige Hoffnungen in den ersten April geschickt, schon wieder Frühling und schon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Bravissimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, sechshundert Gulden Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Ledernheit, Altgebackenheit, Aschfärbigkeit, Salzlosigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leier!

Also Frühling! Der Kalender sagt's und ich will's glauben. Bin ich besser wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondschein ist, ich glaub' ihm, daß Frühling ist, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine

Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch im vorigen Jahre am ersten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen, und geht jetzt selbst in lauter Futterbarchent!

Also der Frühling ist entschuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichste, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmen zu!

Wo kommen also die Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wie mit den Liebesliedern, die Liebe ist dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber meine holden Leserinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlings-Sprossen heißen, so wie eigentlich auch unsere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herstammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sprossen und Flecken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseins. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flecken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekommt leicht Sommersprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekommt noch leichter Promenade-Sprossen und Salon-Flecken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie ans Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommer-Sprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe, sie schießen Beide ab, wenn sie viel ans Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie fürs Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammt, bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin!

Wisset Ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfließen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein convexes Glas,

in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut und der dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor.

So ist's auch mit dem guten Ruf; wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte, und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwarzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, zum Beispiel Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut, mit Sommersprossen übersäet, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wär' es so schön wie ein Engel; es ist ekelhaft wie eine Spinne, und wär' es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehreliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man F ä c h e r, H u t und S o n n e n s c h i r m, gegen die Sommersprossen in dem Rufe gibt es keinen Fächer und keinen

andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme, denn sie bekommt die Sommersprossen und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchen, im Frühling, da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennstrahlen der Lorgnetten u. s. w., u. s. w.

XI.

„Unser Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Mensch dankt ihm!“

Da ist eben wieder der erste, süße, heilige, milde Gruß Gottes niedergeflossen vom blauen Himmel, der erste Frühlingsstrahl stieg von den in durchsichtigem Flor gehüllten Bergen nieder zu den Menschen, und weht sie an mit dem unendlichen Gruße des ewigen Schöpfers, und kein Mensch dankt ihm!

Höchstens werden ein paar Frühlingsdichter kommen, und werden singen von dem alten „Lenz“ mit seinen „Lenztänzen“ und „Blumenkränzen“ und „Nachtigallen“, die da „schallen“ u. s. w. Heißt das Dank? das heißt Undank!! —

— Da steht ein kleines, armes Mädchen an der Brücke, es bettelt nicht, aber es hält euch ein kleines Blümchen entgegen. Das erste Kind der verjüngten Erde duftet so lieblich, die Farbe ist so zart, und das Blümlein ist ein stiller Dolmetsch des armen Kindes, und es bittet mit seinen Farben für das Mädchen, welches auch ist eine Blume, abgerissen vom Schooße seiner Mutter und hingetragen in eine fremde grausame Welt, und in diesen ersten Blumen des Jahres grüßt wieder unser Herrgott mit seiner alten Liebe, die



immer wieder Alles auferstehen läßt, und der die verwaiste Erde wie den verwaisten Menschen immer wieder mit neuen Gaben und Blüten bedenkt und beschenkt, und er grüßt lächelnd und herzinnig und väterlich aus diesem zarten Blümlein; aber kein Mensch dankt ihm! und die meisten gehen vorüber, und gar manche stoßen noch ganz unsanft Kind und Blümlein von sich! —

— Ihr steht auf der Bastei, und schaut hinüber in den Strom, der, blau und schillernd, wie ein gewässertes Atlasband dahinflattert, und der den Saum der Stadt munter küßt und die alte Fußwaschung hält an den belebten Ufern, seht, da hat unser Herrgott wieder gegrüßt, der der Flußnymphe das Mieder von Eis ausgezogen und sanft aufgethaut hat die Frostrinde um ihren Busen, daß sie nicht überschwemme Euer Gut und Euch kein Leid zufüge, wie zuweilen in Gottes Zorn und gerechtem Grimm; habt Ihr daran gedacht und von dem Wasserhimmel unten einen dankenden Blick emporgeschickt zu dem Himmel oben? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Da flattert er hin, der kleine Schmetterling, der erste warme Liebeshauch der Sonne hat ihn aus seinem Raupenhaus herausgelockt, und er ist einer der ersten Anbeter in der verjüngten Natur, und die kurze Zeit seines Lebens flattert er um Euch, und auch in diesem Erstgebornen der jungen Sonne grüßt Euch der liebe Gott, der aus Nacht und engem Leben die Seele befreit am Tage des Lichtes, daß sie sich aufschwinge, jung, unsterblich, und die

lichtgestickten Schwingen emportrage zum Himmel; aber denkt Ihr je beim Anblicke eines Schmetterlings an die Güte und Gnade des Herrn, der aus den Erdenraupen einst hervorbrechen läßt den Auroravogel des ewigen Morgens? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Da ist Lißt, der Orlando furioso des Klaviers, und da ist Ernst, der Ossian und Fingal der Violine, sie ent- und verzücken Euch, sie verdrehen Euch Herz und Kopf, und Ihr seid durch und durch aufgelöst in Wonne und Jubel, und Ihr wißt Euren Empfindungen nicht Worte zu geben u. s. w.; aber fällt es Euch dabei ein, an denjenigen Gran maestro zu denken, der solchen Wohlklang gelegt in ein kleines Ding von Holz, der solche Laute des Weh's und der Lust gelegt hat in dünne Saiten, und der den schwachen Geist des vergänglichen Menschen hat unterrichtet in der Kunst, die schlafenden Töne zu wecken, und die in todten Instrumenten eingemauerten und begrabenen Götter zu erwecken und aufstehen zu heißen, daß sie Euch in Herz und Seele tönen und klingen und Euch erregen zu Thränen der Lust und der Wehmuth? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Ihr esset alle Tage Erdäpfel in anderer Gestalt, und halb Europa würde Hungers sterben, wenn diese Frucht nicht wäre, und sie ist die erste und größte Wohlthäterin der Menschheit, und Ihr schaut sie mit Gleichgiltigkeit an, und wißt nicht, daß auch in dieser Frucht einer der herzlichsten Grüße Gottes liegt! Habet Ihr bedacht, mit welchem

riesengroßen Weltgedanken Gott die Brust eines sterblichen Menschen füllen mußte, mit welchem Aufwande von Geist, unsterblichen Erfindungen diese Frucht für Euch entdeckt werden mußte? Welche Opfer sie gekostet, und welche Geheimnisse der menschliche Geist erst der Natur und der Schöpfung mit Gottes Beistand entreißen mußte, ehe Ihr einen Erdapfel zu essen bekamt? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, aber kein Mensch dankt ihm! —

— Ja, ja, mein lieber Leser, Gott grüßt alle Augenblick! Der Sang der Nachtigall und die Stimme des Echo, sie sind nichts als Gottesgrüße! Sturm und Zephyr, Bachesrieseln und Wasserfallgebrause sind nichts als Gottesgrüße! Morgenröthen und Abendröthen, Blumen und Blüten, sind nichts als Gottesgrüße! Jede Nacht ist Gottes Gruß und jedes Sternlein ein Trost in diesem Gottesgruß! Jeder Tag ist ein Gruß Gottes und jeder Strahl eine Beleuchtung dieses Grußes! Das ganze Leben ist ein Gruß des gütigen Schöpfers, und selbst der Tod ist ein stiller Scheidegruß Gottes mit dem Ausruf: „Auf Wiedersehen!“

XII.

„Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!" als bis er auf dem Tisch."

Ich weiß, mein lieber Leser, daß das Aschenbrödel: Ernst ein unwillkommener Gast ist, allein ein Bischen wollen wir uns doch einäschern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelaussaugenden Carnevals ein sinnigeres Wörtchen sprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Lanner, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und sinnlosen Musiken, von Taschenspielern und Automaten, von Statistinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Elisium und von der Quadrille, und von all dem leeren, schalen, hirn-, saftlosen, herz- und gemüthentledigten, läppischen und täppischen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroschenen Brimborium, und von all dem Firlefanz und Plunder unserer gewöhnlichen Tags-Erscheinungen, unserer Tagsnovitäten und unseres Neuigkeits- und Referirungs-Tritsch-Tratsch!!

Sage mir, mein freundlicher, besonnener Leser, wächst dir nicht aus diesem Gewäsche schon eine Brunnenkresse bei den Ohren heraus? Bist du noch nicht durch und durch windelweich durchgeschrieben und in Fasern zerflossen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, sich selbst wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unseres Journalismus? Sage, freundlicher Leser, ekelt es dich noch nicht

an, wenn wir tagtäglich und stundstündlich vor deine Thüre kommen mit unserm Novitäten-Werkel und mit unserm Notizleierkasten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied,
Von dem versoffenen Nagelschmied!?"

Bäumen sich, mein geliebter Leser, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zusammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findest; wenn du uns immer dreschen siehst das tausendmal ausgedroschene Stroh; wenn du uns immer wieder gackern und glucksen hörst über dieselben dotterlosen Windeier; wenn du uns immer wieder herumklöppeln siehst auf dem albernen Holz- und Stroh-Instrument; wenn wir immer dasselbe bis zum Verzweifeln abgeschmackte „und wieder ein Sträußchen" vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft säen und Wind ernten und Schatten fechsen und Seifenblasen fällen und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifische wären, und auf Milben reiten mit einem Peitschengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülste Linsen zu Markte bringen mit einer Doktormiene, als ob wir sybillinische Blätter verkauften, und die Blähungen von einigen trommelsüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausschneiden, als ob wir die Riesengeburten einer zukunftschwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage, freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leser, wann wirst du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür

hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgestumpften Hasenschwänzen und Biberohren der platten, seichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigsten, lockersten und geistlosesten Zeit- und Tags-Notizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leser, ist es zum Ekel, und ich bin bis zum obersten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derselben Schreibmühle einspannen zu lassen, und dir immer wieder vorzuerzählen, „das alte Lied, das alte Lied," von wandernden Musikanten, Komödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürstlich belohnten Pirouetten, und von hungernden wahren Talenten u.s.w. u.s.w.! Ich bin so durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du schuld bist, mein freundlicher Leser, daß wir so zu schreiben genöthigt sind, oder ob wir schuld sind, daß du so zu lesen gewohnt bist!

Sage mir, lieber, freundlicher Leser, und sei auch nicht ein Bischen böse, wenn ich mit altdeutschen Schreibefäusten und Kraftwörtern darein schlage, sage mir, bist du denn von Natur, von deiner primitiven Wesenheit so verflacht, so geisteskindisch, so sinn- und herzblöde, daß du nichts willst, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnstocher gebrauchen und lesen kannst zwischen Essen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und sympathisch berührt, als die journalistischen Korkstöpsel,

die hübsch auf der Oberfläche des geistigen Meeres herumtreiben, nichts als der Nesselausschlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt, und in sechs und dreißig Stunden wie verschwunden ist? daß du nur Gefallen findest an dem literarischen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder sind wir Journalisten nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich seit einem Vierteljahrhundert aufgezogen haben bei dem Zuckerwasser der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerschwächsten Kost, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaserei, bei dem geschmacklosen Panadel von artistischem und geselligem Tritsch-Tratsch? Sind wir es nicht vielmehr, wir Journalisten, mit unserem Eintagsfliegengedächtniß, mit unserer Schmetterlings-Ausdauer, mit unserer Maulwurfsscharfsichtigkeit, mit unserem Eichhörnchenernst, mit unserer Wasserlinsengründlichkeit, die wir die Beredsamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dressirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwassersees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäses, die dich, mein lieber, freundlicher Leser, so dazu großgezogen haben? Wir Journalisten, die mit Pope's Friseur die Locke in den großen Ocean tauchen, und die Hühneraugen der Zeit ausschneiden mit einer Grimasse, als ob wir dem Weltengeist die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenschaft halten und ablegen über die abgeschabenen und abgeschnittenen Nägel des Augenblicks, und

dabei Phrasen zupfen und mit den Nüstern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausschnitten aus dem aufgetriebenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalsamiren wie einen egyptischen König; wir, die wir einen Triller im Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einschlagen in Lorbeern und Unsterblichkeit; wir, die wir einen Klavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenstrahlen; wir, die wir dem unsterblichen Erfinder eines Piccicato den Cäsarstuhl hinsetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerrissenes und wieder ganz gemachtes Taschentuch heute mit eben jenem süßen Wahnsinn vergöttern, mit dem wir gestern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denselben Wortkranz und dieselbe Rosenkrone aufsetzen, die wir gestern einem Retter des Vaterlandes aufsetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm scheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Messiade und den Gassenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunst und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrensausen, die Kritik und die Todtenliste, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom frischen Rattenpulver!

Ach, mein lieber, freundlicher Leser, unsere Schale sinkt, wir sind die Verführer, du der Verführte, wir sind die irrigen Wegweiser, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das Alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieser Rede gehen, wie mit der Rede eines frommen Redners



an die Fische! Du kennst doch diese Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fisch=Motto ist, so höre, was du gewiß schon oft gehört hast!

Die Rede an die Fische.

Ein frommer Redner stand
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu mischen,
Sprach rührend zu den Fischen!

Die Fische kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Flausen
Die Huchen und die Hausen.

Der Stockfisch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle
Kam Häring und Sardelle.

Die Frösche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheren
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten stumm sie an,
Und alle dachten in sich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das bessert einen Jeden!"

Sie hörten mit gestrecktem Ohr
Aus ihrem Wasser hoch empor,
Der Karpfen, mit bemoostem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch schien gar sehr erbaut,
Der Stockfisch schluchzte tief und laut,
Man fand die Frösch' und Unken
In Thränen ganz versunken!

Der Haifisch sah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' sein Lebenslauf,
Der Krebs schien sich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte sich's im Wasserschwall,
Die Fische, wie gekommen,
So waren sie verschwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereist,
Als er schon frisch ein Karpflein speist;
Der Hai, so ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verschlungen!

Der Stockfisch, der gestreckt sein Ohr,
Blieb g'rad' so dumm, als wie zuvor,
Die Frösche, die Hallunken,
Sie quackten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil,
Sie blieben alle wieder geil,
Und rückwärts zu den andern,
Sah man die Krebse wandern!

Wenn je ein Mensch zum Volke spricht,
Vergesse er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fischen,
Im Geist sich aufzufrischen! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, es ist Zeit, daß wir unser journalistisches Ringelspiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Gestalt, der immer wieder hohle Novitätenschädel aufspießt, nicht immer derselbe zahme Türke, der stets nach dem Dreheisen sticht, und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer dasselbe hölzerne Pferd mit dem buntangestrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenstoß und eine Einellenmusik, wenn sich ein Kindlein oder sonst ein Reiter aufsetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die sie seit Jahren und Jahren zehntausendmal gemacht haben, die wir Alle mit dem gleichen Trompetenstoße und mit derselben Einellenmusik empfangen haben!

Auch wir Journalisten rufen so oft im voraus, eh' Tisch gedeckt ist: „Fisch! Fisch!“ und wenn die Tafel angerichtet wird, so ist es nicht Fisch und nicht Fleisch, und der Leser wischt sich den Mund ab!

„Ruf' nicht eher: „Fisch, Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!“ Das sollte auf jedem Journale als Motto prangen! Denn was sind wir Journalisten jetzt Anderes, als die Vorreiter jeder Gaukler-Erscheinung, mit der großen Posaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengassen mit Wortschellen behängt und blasen und rufen die Menge an: „Hier ist zu sehen ein großes Weltwunder u. s. w.“ und das Volk versammelt sich, und läuft zusammen, und hinterher kommt oft nichts, als das Gelüste einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!

Und ist es denn nicht in allen Dingen des menschlichen Lebens so, mein lieber, freundlicher Leser!? Das Herz, der Geist, der Mund schreien oft „Fisch! Fisch!“ und auf den Tisch kommen nichts, als Gräten und Floßfedern und Schwanzstücke!

„Fisch! Fisch!“ rufen dramatische Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen soll; es ist ein Goldfisch, sagt der Eine, ein Leviathan, sagt der Andere, ein fliegender Fisch, sagt der Dritte. Da sammelt sich die fischliebende Welt, und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan, und wenn der Tisch angerichtet ist, da kommt ein ganz gewöhnlicher Fisch, ein Backfisch, ein Fisch, wie jeder Fisch, ein Fisch, der so das juste-milieu zwischen Sardelle und Wallfisch ist, und die Gäste warten stets auf den Leviathan, auf den Goldfisch, auf den fliegenden Fisch! Darum, mein lieber, freundlicher Leser, ruf' nicht eher: „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!

Da ist ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Klavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u. s. w. spielt; da kommen die Tanten und Basen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und schreien: „Fisch! Fisch!“ und die Tante sagt: es ist ein Fisch mit Schuppen aus Unsterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die Andere sagt: aus seinem Roggen wird das Glück der Zukunft geschnitten, und die Andere sagt: aus seiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u. s. w., und das Fischlein wächst und wächst, und das Fischlein wird älter, und aus dem Goldfischlein wird höchstens ein Gareißel, und aus

dem Silberfischlein ein Weißfisch, und die Basen und Tanten haben das Fischlein mit der Fischbrühe ganz ausgegossen! Darum ruf' nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!

Das Carneval kommt, die Mädchen schreien: „Fisch! Fisch!" welches so viel heißt, als: „Mann! Mann!" und wenn sie ein Mann auf dem Balle eine Viertelstunde lang mit einigen faden Complimenten servirt, die er von der Pique auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen, bis zum Fräulein auf, dienen ließ, so schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" und wenn sie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteste Arbeit ist, so schreit das Mädchen wieder: „Fisch! Fisch!"

Und wenn ein Fant und Roué zu so einem Mädchen wieder sagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?"

und sie flehet, auf die Bastei zu kommen, oder sonst wohin, da schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" welches immer so viel heißt, als: „Mann! Mann!" und wenn das Carneval vorüber ist und die eigentliche Fischzeit da sein sollte, da sind keine andern Fische da, als faule Fische, und an der Fischangel ist nichts hängen geblieben, als ein Stückchen von dem guten Ruf des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den zwölftausend Jungfern, die alle in dem Fasching sein übri blieben und wie der Cupido über sie wane thut!"

Darum ruft nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leser, macht sich Jemand ein Ideal, und er sucht unter den zwölftausend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdischen Füße eingezogen hat, und da stickt er sein Ideal auf diesen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fisch! Fisch!" und er erhebt diesen Fisch gleich zu dem Sternbilde der Fische am Himmel; allein wie lange dauert es, da fallen dem Fisch und ihm die Schuppen von den Augen, er gedachte zu fischen, und er krebste, es ist ein Fisch wie alle Fische sind, nicht besser und schlechter, als alle Flußfische, mit denselben Kiemen und demselben Blut, und der gute Ideal-Fischer stürzt von seinen Himmelsfischen herab in den gewöhnlichen Fischbehälter irdischer Fische! Darum: rufe nicht eher „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundschaft, das Leben selbst ist nichts, als ein ewiges Rufen: „Fisch! Fisch!" und gar nichts auf dem Tisch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fisch! Fisch!" und kommt nie zum Anrichten! Die Liebe, die Freundschaft, der Enthusiasmus u. s. w. sind nichts als Fische: in drei Tagen sind sie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber, freundlicher Leser, ist nichts, als ein permanentes Rufen: „Fisch! Fisch!" An der Wiege fängt der Mensch an zu rufen: „Fisch! Fisch!"

Die Kindheit schickt ihn zu der Jugend um Fische, die Jugend schickt ihn zum gesetzten Alter um Fische, das gesetzte Alter schickt ihn zum Greisenalter um Fische, so rufen sich alle Menschenalter zu: „Fisch! Fisch!“ bis der große Fisch-Geier Tod kommt mit seinem Fischmesser und uns und alle unsere Luftfische in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunklen Behälter, wo Hecht und Stockfisch, Sardelle und Haifisch ruhig nebeneinander in der schwarzen Erdensauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fisch! Fisch!“ und hoffen, wie der Talmud sagt, dort zu essen von dem großen Leviathan, der ein Fisch ist ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da schmeckt nach allen Delicatessen der beiden Welten, und dessen Roggen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens!

Lieber, freundlicher Leser, guten Appetit!

Genre-Bilder,

Jokoses und Sentimentales.

Die Whistparthie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtschere.

Ich war in einer sehr bösen Laune. Es steckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, sollte ich zum Arzt, oder zum Schreibtisch gehen.

Woher die böse Laune kam? Das muß man eine schöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Diese drei Naturreiche in dem Menschenreiche — wozu sogar der Natur=Arme: der Redacteur, gehört — sind so eigentlich dazu gemacht, stets böse Laune zu haben. Die schönen Frauen, weil ein schöner Himmel nie schöner ist, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie schöner sind, als wenn sie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil sie an der goldnen Ader leiden. Arme Redacteurs endlich sind die wahren Essigmütter, Schwaben=Nester und Rattenkönige der üblen Laune. Erstens schon darum, weil jeder Redacteur auch ein sie, ein Femininum in sich

einschließt: die Redaction nämlich, und also schon an und für sich Launen, diese Bandwürmer des schönen Geschlechtes, in sich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune sag' ich nicht, wie ich sollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böser Laune, daß ich mich selbst genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böse Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug — ich war in böser Laune und hatte fest beschlossen, mit ihr heute Abend allein und zu Hause zu bleiben, denn mit bösen Launen und mit bösen Frauen muß man nicht unter Menschen gehen, wenn man nicht zu diesen Bösen noch ausgelacht sein will.

Ich sagte also zu meinem Joseph: „Heute Abend bleib' ich zu Hause, du wirst Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiser durch Wien," eine „Karte vom Rhein," und den „Katalog der Düsseldorfer Gallerie" auf den Tisch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen;" ich wollte nämlich dem Spleen ein englisches Fest geben, er sollte glauben, ich bin ein reisender Engländer, und ich wollte mich eigentlich in diese dicksichtige, trägblutige, zähgeistige, dichtnebelige Gemüthsverfassung eindachsen und einbibern.

Es war schon Alles so schön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich sage: ein Brief, so verstehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in sich zusammengekrümmt, geknittert, gefaltet, und ineinandergeschoben wie ein gordischer Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches diese Blattzwiebel

zusammengesiegelt hielt, sprang ein Pferd über eine Barrière mit der Umschrift: „Hindernisse muß man überwinden.“

Die Sendung kam von der Alservorstadt, von der „Frau Randhoferin, verwitwete Particulirerin.“

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Parthie Whist.

Frau Randhoferin war successive Witwe zweier Männer geworden, und hatte aus diesem Successiv-Krieg nichts gerettet, als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Lust zu fernern Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb sie in beiden Kriegen, das heißt, sie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten! —

Ihr erster Mann war ein zurückgelegter „Zwetschken-Fabrikant“, wie sie ihn gerne und mit Selbstgefälligkeit nannte, weil sie es war, die ihn vermochte, zuerst seinen aufblühenden Zwetschkenhandel und dann sich selbst an den Nagel zu hängen, das heißt, an sie, die ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sie hatte von diesem, den sie abwechselnd: „mein seliger Erster,“ und: „mein seliger Zurückgelegter“ nannte, zwei hinterlassene Zwetschken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetschken, auf denen noch der frische Jugendreif lag und deren Kern aus seligen zurückgelegten zehntausend Gulden Heirathsgut per Zwetschke bestand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beste Geschäft haben: gar keines, und den unantastbarsten Charakter: keinen; wenn man zu

diesen beiden Eigenschaften ein sicheres Kapital von zehntausend Gulden Conventions-Münze mischt, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbstliebe aufkochen läßt, so hat man in kurzer Zeit einen substanziösen „Privatier". Ein solcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu essen, er liegt nämlich auf seinem Kapital und ißt seine Interessen. Ein solcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den sie stets nur: „mein seliger Zweiter," oder: „mein seliger Privatmann," oder auch brevi manu: „mein Privatseliger" nannte. Auch dieser Zweite machte sich zeitig von hinnen, segnete dieses und alles Zeitliche und ging ein zu seinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieser „selige Zweite" hinterließ der Frau Randhoferin zwei Töchter als Coupons seines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Testamentsklausel, daß die Nutznießung des Kapitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden, und zwar von sittsamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag also im Interesse der Frau Randhoferin, um diese zwei hinterlassenen Schatzkästlein von ihrem seligen Zweiten lauter Männer zu versammeln, die kein Gewerbe treiben, zum Beispiele Musikanten, Dichter, Schauspieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk.

Für die Contumaz- und Heiraths-Absperrung der beiden Töchter sorgte Frau Randhoferin; allein sie selbst war noch sehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reste, und die ihres „ersten Seligen" und „zweiten Seligen" dazu, an

einen „dritten Unseligen“ an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erstens: „Aller guten Dinge sind drei,“ ob sie nun unter diesen „guten Dingen“ die Männer selbst oder den Tod dieser Männer verstand, steht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humorist darf wie ein Civil-Richter keinen animus Injuriandi supponiren. Zweitens dachte sie: „Einmal ist keinmal,“ sagt das Sprichwort, folglich ist: „zweimal einmal,“ und noch folglicher auch „zweimal keinmal,“ und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir scheint, der triftigste Anlaß und die ratio sufficiens ihres Entschlußes war ein juridischer Scrupel über das jenseitige Gericht, eine anticipirte Gewissenhaftigkeit und Fürsorge für ihre einstigen Richter dorten.

Denn gesetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden? „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?“ so könnte es doch sein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte, und wie sollte da entschieden werden? Also tres faciunt Collegium; sie müßte also auch einen dritten Seligen bei Gericht sitzen haben, um dem schwankenden Pol den Ausschlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den besten Jahren, denn die Witwen nennen stets die Jahre, die zwischen den beiden Ehen liegen, die besten, so wie sie es für beide Männer, für den vergangenen, als auch für den futur conditionel wirklich auch sind.

Was die persönliche Schönheit und Gestalt der Frau Randhoferin betraf, so ersetzte die Quantität die Qualität

auf jeden Fall. Wenn sie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen besuchte, und das geschah immer bei jenem, dessen Töchter sie eben mißhandelte, so glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinsicht ihrer irdischen Constitution eine Conservative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es ist anzunehmen, daß — wenn sie den Gram um zwei gestorbene Gatten nicht gehabt hätte — sie ganz mager geblieben wäre. Allein, da sie selbst ganz und gar ein Gram war, da sie diesen Gram stets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, so ist es kein Wunder, daß diese Witwe in specie, so wie die Witwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei allen dem konnte man nicht sagen, daß sie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr so tief zwischen den beiden Speckschultern, wie eine halbe Mandel in der Fleischpastete.

Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichste Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und so zu sagen dasselbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln besitzt, wie das allerschönste, nur sind sie nicht am rechten Orte placirt. Zum Beispiel schwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Nase, rundes Kinn, spitze Finger, breite Schultern, schmale Füße u. s. w. sind so die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden sich bei den Häßlichsten alle diese Formen, Farben und Größen, nur sind sie

nicht am rechten Orte, und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entstanden nun: schwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Nase, spitzes Kinn, schmale Schultern, breite Füße u. s. w.

Es wäre also Unrecht, eine Person häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit besitzt, wenn diese auch nicht geographisch und topographisch richtig angesiedelt sind.

Die hinterlassenen Werke des „seligen Zweiten", Johanna und Dore, waren sich sehr unähnlich, und nie sind zwei, an Inhalt und Einband so entgegengesetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als diese zwei Schwestern. Johanna war schön, sanft, klug, und hatte echt humoristische Augen, das heißt, Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeschichte aufleuchtete; und Dore war weder schön, noch sanft, noch klug, sie hatte nicht nur keine humoristischen Augen, sondern der oberflächliche Beschauer hätte sogar an die Existenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, so in sich versunken, zogen sie sich aus den Wirren und Irren dieses Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „seligen Zweiten", kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie ist Einem eine lange Bekanntschaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus so früher Zeit datirt.

Indessen besuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Witwen und Waisen zu lieben,

die Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin besaß eine einzige Schönheit: eine schöne Hand; diese Hand und die des Schicksals lagen zwar lange und schwer auf den zwei vorausgeschickten Relais-Männern, allein sie hatte doch noch wenig von ihrer angebornen Schönheit eingebüßt, und sie spielte also eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich stets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verschiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küssenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche sich stets mit in die Conversation mischte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tischabstauben oder mit Lockenzurechtschiebung, oder am liebsten mit und beim Kartenspiel.

Beim Whistspiel, da hat die Hand freie Hand, sich zu produciren, beim Abheben, Mischen, Tailliren, Stichedecken, Karten zusammen nehmen u. s. w.

Außer Karten geben wußte aber auch diese Hand vom Geben gar nichts, am wenigsten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn also eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Wistparthie kam, so stand in meiner Phantasie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unseren legen, als sich selbst, und eine Whistparthie mit noch zwei

Sibyllen aus der Alservorstadt, und sonst nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durst und für sonstige unerläßliche Leidenschaften des menschlichen Lebens.

Blos Johanna stand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieses Bildes und sprach:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heißen Hoffnung und Genuß, genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!"

Und ich ging und hoffte.

Das Gesellschaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, das heißt, auf zwei Leuchtern, die zwischen Packfong und Messing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Lichter, wovon das eine schon gestern sein Licht hatte leuchten lassen müssen, und so zu sagen, schon etwas abgestumpft war, und das andere eben erst aus der Lichter-Erziehungsanstalt in die Welt trat, und zum ersten Mal an der atmosphärischen Luft sich entzündete. Da in jeder Gesellschaft sich große und kleine Lichter befinden müssen, so liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpfchen nebeneinander auf dem Tische stehen.

Die lange Kerze kommt mir dann immer wie eine lange französische Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei sich selbst im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabschmilzt.

Ich küßte die Randhoferische Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anschließt, schon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners:

„Vierzigstes Jahr!“ an sich trug, und dachte dabei an die Hand Johanna's, die mir eben einen Sessel zwischen sich und die Mutter hinschob, den ich auch sogleich einnahm.

„Wir haben schon auf Sie gewartet,“ sprach Madame Randhoferin, „hier Herr Gröbel und Madame Ritzinger.“ Ich machte mein Antrittscompliment und die Parthie Whist begann.

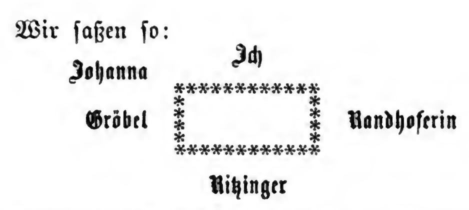
Herr Gröbel war einer jener auserlesenen Menschen, die davon leben, daß sie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, das heißt, er war ein Kürschner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen gesetzt, und manchen Hasen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein sehr dicker Mann mit ganz kleinen, stumpfen, fetten Fingerchen, und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!“

Madame Ritzinger war eine Quartiervermietherin, und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß sie etwas hart hörte und sehr laut schrie.

Mich selbst kennt der Leser, und so kennt der Leser die ganze Whistparthie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leser aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigste über mich hier bei, nämlich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whistspiel alle Karten laut zu nennen, sowohl die, welche ich spiele, als auch die, welche die Andern spielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whistspielens gehört.

Wir saßen so:



Dieser viereckige Tisch war die Quadratur unseres kleinen Zirkels. Der Tisch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwischen mir und Herrn Gröbel — wie Figura zeigt — wie ein Vergißmeinnicht zwischen einer Bohnenstange und einem Wolfspelz saß, der wahre, rechte und allerrechteste Winkel.

An beiden Enden des Tisches standen die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Madame Randhoferin bemächtigte sich des Geschäfts, sie zu mischen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieses Geschäft war aber nicht so leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, sondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und so zu sagen ihre goldne Jugend, in einem Kaffehause zu. Von da gingen sie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauses über, aus diesem Getümmel der Welt gingen auch sie nicht ohne irdische Flecken heraus, als sie von da, durch die dritte Hand in die der Randhoferin kamen.

Diese Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechselvollen Daseins und eben dadurch eine solche gegenseitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man sie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis sich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schicksal mürbe gemacht, verloren sie auch viel von der angebornen Festigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Mischen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld, und mit einer Nachbarin, wie Johanna, überwindet man Manches!

Endlich war das Mischen überstanden und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Madame Ritzinger. Wie hoch spielen wir?

Ich. Wie es gefällig ist.

Madame Ritzinger. Es ist mir Alles Eins.

Herr Gröbel. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen.

Madame Randhoferin. Nein, sagen Sie!

Ich. Ich hab' gar nichts zu sagen.

Madame Ritzinger. Man spielt ja nicht, um zu gewinnen.

Herr Gröbel (lacht bedeutend).

Madame Randhoferin. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Madame Ritzinger. So sagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlasse es Ihnen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Gröbel?



Herr Gröbel. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine, was Sie meinen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Madame Ritzinger.

Madame Ritzinger. Ich? Ich meine, was der Herr Saphir meint?

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O, Ich meine, was die Damen meinen.

Madame Randhoferin. Nicht zu hoch.

Madame Ritzinger. Nein, nicht zu hoch.

Madame Randhoferin. Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O ja, ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen, o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig.

Auch das war also abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Madame Ritzinger, ein Kind von sieben Jahren, eingefunden, und hatten an den andern drei Tisch-Ecken Posto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpse: „Billi" und „Fidel", mit, welche sich auf dem Schooße der Madame Ritzinger und des Herrn Gröbel ansiedelten, und mit den Vorderfüßen auf den Tisch hinaufsprangen, als wollten sie auf dem Tisch um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Es ist noch zu wissen nöthig, daß Madame Randhoferin kurzsichtig war, und zuerst jedesmal fragte: „Was ist gespielt worden?“ dann die gespielte Karte vom Tische nahm, sie vor die Augen führte, sie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leser nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whistparthie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtschere in Augenschein zu nehmen, welche diesen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten wollte, sie war aus Silber, so würde der Eisenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, den unstreitig waren ihre Bestandtheile aus dem eisernen Zeitalter, obwohl sie schon die silberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hat. Ich sage: die Hochzeit, denn sie war mit einer eisernen Kette an den Leuchter angekettet, so daß man stets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mitsammt der Lichtschere zu diesem verwickelten Geschäfte hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geschäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war besagte Lichtschere mit ihrem Gewissen selbst zerfallen, sie fand in sich selbst keinen moralischen Halt mehr, und fiel in einen Zwiespalt auseinander, so daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht, oder auf den Tisch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtschere: die zwei Finger, zu Hilfe nehmen mußte, um diese Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte sie in

irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtschere. Und nun ist der Leser in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich spielte Treff Drei aus. und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!“ Madame Randhoferin fragte zugleich: „Was spielen Sie?“ nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!“ Madame Ritzinger rief: „Was sagt Madame Randhoferin?“ Ich schrie: „Sie sagt: Treff Drei!“ — „Treff Drei?“ wiederholte Madame Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut sagte: „Treff Neun!“ Herr Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?“ und gab Treffdame, worauf ich sagte: „Treffdame?“ Madame Randhoferin fragte: „Was ist gespielt worden? Treff Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgespielt? Darauf nahm sie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Ist die Dame zu nehmen?“ Ich fragte ironisch, indem ich Johanna die Hand drückte: „Welche Dame?“ Madame Ritzinger fragte: „Was sagt Madame Randhoferin?“ Ich schrie: „Ob die Dame zu nehmen ist?“— Ob die Dame zu nehmen ist? Freilich ist die Dame zu nehmen!“ Darauf warf Madame Randhoferin Treffkönig zu, und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber seinerseits der Mops Einspruch that, der auch schon seine Pfoten nach der Levée ausstreckte. Endlich zog Madame Ritzinger die Levée an

sich, nachdem sie ihrem kleinen Ebenbilde einen starken und dem Mopse einen zarten Klaps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor sich. Jede Levée wurde zuerst einzeln ausgerufen, besprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand mischte sich darein, und ein Klaps endigte die interessante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Madame Randhoferin mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!“ Das war leicht gesagt, aber schwer erfüllt; ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtschere mit List und Gewalt bei einem Ende erwischen, und dann erst mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtschere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Herr Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Versuche in der Experimental-Physik der Natur-Lichtschere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein schwarzer Verdacht sodann auf die von ihm ausgespielte Karte überging.

Ich sah den Moment kommen, wo er mit seinen Stumpffingern das Licht auslöschen wird, und hatte auf diesen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig. Madame Randhoferin hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingestochen, als Herr Gröbel das Licht putzte und es auslöschte; in diesem Momente hatte ich auch das meinige gelöscht, und die ganze edle und liebenswürdige Parthie saß im Stockfinstern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitspieler zuerst darauf bedacht waren,

ihre Kasse in Sicherheit zu bringen, und mit der einen Hand sie zu bedecken! Indem ich mich damit beschäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine süße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen alle einstimmig: „Licht! Licht!“ Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpse, diese heulten, der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpse, Karten und Kasse wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb sieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber gespielt! Die große Zusammenrechnung kam, ich hatte dreizehn schwarze Groschen an Madame Randhoferin, und Herr Gröbel neun Dito an Madame Ritzinger zu bezahlen; woraus ersichtlich ist, daß Kürschner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer sind.

Indessen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht! Sie hatten nämlich mitunter auch Küche gespielt, Brotkrumen, Wasser u. dgl. genommen, und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpse wollten auch an Aufmerksamkeit nicht zurückbleiben, und zernagten meine Handschuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Madame Randhoferin tröstete mich über den Verlust von dreizehn schwarzen Groschen, und sagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“

„Ach!“ sagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn schwarze Groschen hereinbringen werde?

Unterdessen war es spät geworden, ich mußte dreizehn schwarze Groschen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche lassen, um Madame Ritzinger nach Hause zu begleiten. Es war ein Katzensprung! von der Alservorstadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen, das litt sie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und sie wüßte, ich bin sehr galant!

Das sind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte sie wohlbehalten in ihre Heimat und versprach ihr, sie recht oft zu besuchen, denn sie meinte: „es sei ein kleiner Spaziergang!"

Naturgeschichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftschlösserjahre. — 2. Die Kartenhäuserjahre. — 3. Die Versorgungshausjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre. — 6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechzehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältnisse in ihnen und um sie verbreiten, hängt es ab, ob sie Engel des Lichtes oder Engel der Finsterniß werden.

Ein Mann hat um diese Zeit seine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geschlechte verschmelzen diese Jahre in einen Gemüthszustand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in diesem Zeitraum gleicht unsern lyrischen Produkten, in welchen Gefühl und Unsinn, hysterische Blässe und rosafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erst mit dem sechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhause nicht verstandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erst dann vor sich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preise mehr zu vertheilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von diesem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an, und, indem sie von Phantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an, und bauen, wie die meisten Bauherren, größtentheils auf eine Masse von Einwohnern, die theils neben-, theils nacheinander diese Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgethürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin, und präludirt und singt:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein,
Komm' Ritter, kehr' bei mir ein.

Aber, ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und diese irrenden Ritter springen höchstens über eine zwei Fuß hohe Barrière, aber nicht über die Barrièren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiter-Ritter in das Luftschloß sprengt, und es von seinem Wolkenguckgucks-Heim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demselben. So bleiben denn die schönsten Luftschlösser unbewohnt, und, meine lieben Leserinnen, in einem Luftschlosse ist es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, besonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in diesen drei Jahren die Luftschlösser umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde springen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantasie an, nach etwas Haltbarerem, als Luft-Baumaterialien zu greifen, und es beginnen

2. Die Kartenhäuserjahre.

Diese Häuser werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn sie auch nicht auf festem Grund und Boden aufgeführt werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite, als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich

etwas williger dem Stoffe, der Einem zu Gebote steht. Man gibt hier zu, und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem solidern Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn- und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn- und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher, als ein Luftschloß, allein es sind doch nur Kartenhäuser, wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhause zu wohnen! Da ist wohl Glätte von außen, und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hub- und heb-fest, nichts auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen, das dreiundzwanzigste Jahr kommt heran, und mit ihm:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assecurirt, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer sorglicher, die Jahre

kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich blos Versorgungshäuser zu bauen.

Die Besorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten, und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmälig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben, prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesen Jahren schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das achtundzwanzigste Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die drei parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kartenhaus und Versorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts, als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte!"

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Phantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Insichsehnen, und an Clauren's butterflüßiger Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u. s. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an-, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber, ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen" bekommt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kommt denn das einunddreißigste Jahr und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichste der Schrecken ist ein Mädchen, das schon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekommt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Mensch fürchterlich ist, der von Menschen oder vom Schicksal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In diesen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen sein will. Da sind sie fürchterlich, da gilt Gewalt und Faustrecht und Ueberfall! „Ein Mann!" ist die Losung, das Feldgeschrei; was er ist, wer er ist, wie er ist, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein" und „Haben" ist es ihnen genug, wenn er nur ist und sie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall setzt es einen harten Kampf!

Diese Verzweiflungsjahre dauern bis ins sechsunddreißigste, dann an diesem Eckstein, an dieser kalten, steinernen, eckigen Grenzsäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kommt die eiserne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich, die furchtbar schmerzliche Abdications-Acte, und sagen endlich:

„Hol's der Guckguck!"

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelstätte aller ihrer Wünsche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier, auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen, und werfen sie wie deukalionisches Gebein hinter sich, und rufen aus:

„Hol's der Guckguck!"

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern, und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln, und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie

waschen sich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; sie scharren todte Scandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in diesen Jahren!!

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg“ je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum bestimmt ist, durch Frauen zu leiden, so steht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf, und die fromme Aehrenleserin Ruth steigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Mensch ist zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Mensch ist zum Leiden geboren!“ Die Frauen sind also wie die Dichtkunst: man muß dazu geboren sein!

„Ein Kind, im Februar geboren,“ — so heißt es in der „Karten- und Monats-Sibylle“ — „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekommt fünf Frauen, und erreicht Alles, was er wünscht, am Ende.“ — Ich bin ein Kind im Februar geboren, und wenn ich vier Frauen bekommen soll, so muß sich das Schicksal sehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünsche, am Ende erreiche, küß' ich der Frau Sibylle die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunsches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk“ viel erprobt wurde, ist notorische, historische Wahrheit. Kommen jetzt sogar noch

die Frauen von der „Weibertreu" zu Weinsberg, und rütteln an dem eisernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geschichte ist so:

Ich saß, und dachte an gar nichts, und ob sich nicht ein gutes Lustspiel aus diesem Stoff machen ließe. Am allerwenigsten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu". Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß sich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu setzen: dabei stand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einst mehrere strumpfstrickende Schriftstellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt sehen werden."

Ich, in meiner reinen, schuldlosen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienst ist, manche Schriftstellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieser patriarchalischen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothstift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale, — streiche diesem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, diesen Artikel, vermöge des magnetischen Rapports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelst dieser einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand sich jener Artikel Tags darauf im „Humoristen" Nr. 132, im „Bunterlei", wo ich ihn mit Vergnügen selbst wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreu“ genug gethan zu haben. Ich dachte des schönen August-Tages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem schönen Berge zu Weinsberg herumwandelte, und den herrlichen Neckarkreis übersah, und meine Lippen floßen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn selbst einen leisen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer solchen That in unserer Zeit aussprach, und dachte so fort da — da — da —

Da bekam ich an einem schönen Morgen spät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoristen.“

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geschichte gewesen sein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als sich die Weiber von Weinsberg so treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten; — fast fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Württemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen, — wenigstens würde den die Geißel der Satyre über unser Geschlecht schonungslos Schwingenden Keine für das Kostbarste angesehen haben. — Dies als kurze Erwiderung für die ungefällige Aufnahme der unser Geschlecht so sehr mißhandelnden Zeilen in Nr. 132 des „Humoristen“, Seite 528 des „Bunterlei“, und zwar um so mehr, da es Ihnen weder an Zartheit des Gefühls, noch an Unterscheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle.“

Lieber Leser! Setze dich in meine Stellung, und beurtheile meine Lage! Mir das zu sagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar so zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin sehr beschämen, wenn ich ihr aufrichtig gestehen wollte, daß ich eigentlich selbst einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Festung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich saß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabasternen Schultern. Als sie mich zum Stadtthore hinaustrug, sagte sie: „Gib Acht, lieber Moriz, daß du dir den Kopf nicht anstoßest," worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Afra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen." — Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damen-Zeitung" ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte sie: „Wie geht's dir?" und sie antwortete, indem sie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!" Ich erzähle diese Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeschätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei gewesen bin, mir scheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache; denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, sondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collecteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Gedränge meine Frau sah, die den Lotto-Collecteur aufgesteckt hatte. Sehen Sie, so ging's vielleicht mit Allen! Allein

ich will nichts gesagt haben! Irren ist menschlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geschichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit ansah. Nur Eins wissen Sie, hören Sie! — Ich saß gerade beim „güldenen Spätzle“ in der „Sulmgasse“, es war 1140 um 3 Uhr Nachmittag.

Dazumal reiste Theophrastus Paracelsus gerade durch unsere Stadt, mit dem Arcanum für die Weibertreu. Es bestand in einem einzigen großen Schlüssel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: Wenn die Frau außer dem Hause war, und der Mann inwendig zusperrte, so konnte er im Hause ruhig sein; wenn die Frau im Hause war, und er auswendig zusperrte, so konnte er außer dem Hause ruhig sein. — Dieses einfache Mittel ist jetzt leider verloren gegangen. — Wir saßen also und tranken einen leichten Kannstädter. Da läßt Kaiser Konrad der Dritte in die Stadt hinein sagen: „Er wolle die Weiber ausziehen lassen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerstes auf dem Rücken mitnehmen.“

Ich hielt sogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Lassen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann sind wir „freie Bürger und Herren dieses Bodens!“ — Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da sagte Paracelsus: „Wißt ihr was, nehmt Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müssen also, um ihr Theuerstes zu retten, euch selbst mittragen.“

„Und dieses Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!"

Ein jeder Mann wickelte sich den kostbarsten Shawl, die Lieblingsgewänder seiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und so mußten sich alle Frauen entschließen, die Männer selbst mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu" erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeschichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für sich!

Die geistreiche Einsenderin möge also ersehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreu" bin, so geschieht das aus Achtung des weiblichen Geschlechtes, und ich werde schon wieder verkannt!

Wem setzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! Dem ungeheuer Seltenen! Man setzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr gibt! Soll man der „Weibertreu" ein Denkmal setzen, weil es keine mehr gibt? Ist denn wirklich die Treue der Frauen so selten geworden, daß man einem Beispiel von Treue ein Monument setzen muß? — Diese Frage ist völliger Ernst! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine steinerne Verleumdung! Es ist erstaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine solche Idee hervorgehen kann!

Seit wann setzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet,

deren Unterlassung die Menschheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menschen, dem es aus besonderer Großmuth beliebig sein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal setzen!

„Die Zeit ist aus ihren Fugen getreten, wehe mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten.“

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, sie blos auszurichten. — Sie werden also aus dem Ganzen ersehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geschlecht mit meiner Satyre heimsuche, allein, daß, wo es den geharnischten Ernst gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte hat, als eben ich, und, ich schmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja, Sie selbst würden mich Hukepuk auf dem Rücken davon tragen, und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!“ —

Daß Sie mir sagen, ich schreibe gerade so, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, ist hart; denn meine Geliebte ist nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle,“ aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geschlechts wieder was zu sagen haben, so schreiben Sie:

Alle für Einen.

Va-banque, der Visite de reconnaissance!

Nie hat die Sitte — wir wollen einmal einen Gebrauch so nennen — etwas Abgeschmackteres erfunden, als die

„Visite de reconnaissance!“

Wie übersetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Besuch? eine Dankabstattung? ein Wiedererkennungs-Besuch?

Wenn man kein Esser von Profession, kein Trinker von Passion, kein Spieler von Herzen, und kein Tänzer von Metier ist, wozu soll man noch eine Visite de reconnaissance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu essen. Das kostet erst ein Paar Handschuh, einen Wagen, und — entsetzlicher Gedanke! — wenigstens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Kapital ist, das weiß nur der, welcher nichts besitzt, als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man sie ihm ums Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! und wie sind sie ausgefüllt und wattirt diese vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geist! Man wechselt alle Minuten die Teller und alle Stunde

einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um Etwas zu reden, so nimmt Einem der Bediente schnell das Etwas zum Essen fort. Will man rechts sein Ohr auf ein Gespräch neigen, so muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen sprechen, so muß man rechts das Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, so frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zusammenhängendes sprechen, so wird man alle Augenblicke von einem „Essen Sie doch!" — „Schenken Sie doch ein!" — „Ich bitte um die Moutardière!" unterbrochen. Spricht man viel, so kann man nichts essen und gilt für einen Schwätzer, spricht man nichts, so gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kommt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzustoßen, oder einen Löffelvoll rothe Rüben auf das Tischtuch fallen zu lassen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen die Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu schlucken und andere tausend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertractesten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden gesessen und den Repetir-Magen erprobt, so steht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt sich an eine Thürpfoste und verdaut in die Gesellschaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt sich deutsch oder französisch, steckt mehreren Dienern

und Fackelträgern die Belohnung für das Amusement in die Hand, und zeichnet sich wie Hamlet in seine Schreibtafel ein:

„Nächsten Sonntag muß ich da eine
Visite de reconnaissance machen.“

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum Möbel gebrauchen ließ, daß ich dem Wirth und der Wirthin helfen mußte, ihre Gäste zu unterhalten, denn eigentlich werden alle Gäste doch nur wieder für die Gäste gebeten, dafür muß ich einen Besuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch gibt es Menschen, deren Lebenslauf nichts ist, als eine Abwechslung von einer „Visite d'appétit“ und einer „Visite de reconnaissance!“

Aber einen unendlichen Vortheil bringt diese Sitte der Visite de reconnaissance: Wenn man sie nämlich einmal versäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmlische Folge irdischer Gesittung!

Ich sehe aber eine Zeit kommen, wo besonders Menschen von Geist und Kunst sich sattsam und hoch genug schätzen werden, um das Recht ihrer geistigen Erstgeburt nicht um eine Schüssel Linsen hinzugeben; wo der Austauschhandel: „Gib mir Geist und Kunst, und ich gebe dir Pudding und steirischen Kapaun!“ nicht angenommen werden wird; wo Menschen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, diese nicht als Flötenuhren und Spielaufsätze hinstellen werden unter die Reihe von Fasanen und Trüffeln und anderen Wildpretmarkt-Delicatessen; dann, dann, ja dann wird das goldne Zeitalter kommen, wo man

dafür, daß man sich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein so lange es noch Würdenträger des Geistes, der Kunst und des Talentes gibt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naschmarkt der Société; die ihre Göttergabe als Tafelstückchen und Bänkelsängerei und Schaubrote loslegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengesellschaft, so lange diese Selbstentwürdigung noch grassirt unter den Genius-Begabten, so lange wird die „Visite d'appétit" und die „Visite de reconnaissance" ihren lächerlichen Scepter noch schwingen. Ich aber rufe aus:

„Va-banque, der Visite de reconnaissance!"



Va-banque, Stammbuch und Album!

Stammbuch! Album!

Das Album ist das moderne Stammbuch; das Stammbuch ist das antike Album!

Jetzt ist die Zeit der Albums! Musikalische, theatralische, graphikalische Albums!

Eine ganze Sündflut von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papier-Schiff, in welchem sich kleine Dichter an den Rockschoß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeschleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Respect, welchen man den Todten schuldig ist, wasserdicht und feuersicher in die Lesewelt hineinzukutschiren.

Schiller's Album! Ein Leichenschmaus für literarische Würmer, die sich auf diesem Feste zu Tische laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern! — Va-banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre! „Wollen Sie sich nicht in mein Stammbuch schreiben?"

Das war einmal die Wuthfrage aller sentimentalen Mädchen, aller Gesellschafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geschäftsreisenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da stand die Freundin, die Cousine, die Lehrerin, die Großtante, die Claviermeisterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Mustersticketin u. s. w.

Da las man:

„Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht."

„Wenn's auch über's Kreuz sollt' sein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!"

„Dieses Stammbuch ist ein schöner Baum,
Gib mir als ein Blatt darauf auch Raum!"

„Wenn die Sonne vom Himmel gerissen,
Wirst Du meine Freundschaft vermissen!"

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wiese
Blöckt freudig: Louise!"

„Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire."

„Adore un dieu, sois sage et aime-moi!"

„Sii felice
Il cuor me lo dice."

Und tausend andere solche Kraftsprüche.

Wenn man nur einen Namen so groß hat wie eine Haselnuß, so hat man keine Ruh, bis man auch seine Kakelfüße in das seidne Namens-Faulbett hineingesteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet sich mit Feuer und Schwert ein Album mit dem Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken, und wird ein berühmter Schriftsteller!

Musikalisches Album! Literarisches Album!

Schrecken der Musiker, Geißel der Literaten! — Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Impromptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel schütteln? Ein Schriftsteller kann jetzt ohne solchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat stets eine musikalische Boutade, ein melodisches Epigramm, ein singbares Variatiönchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmonisches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne diesen Taschen-Compositions-Apparat darf ein Componist gar nicht mehr in Gesellschaft gehen!

Da liegt man in einem solchen Album, wie ein melancholischer Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va-banque, Stammbuch! — Va-banque, Album!

Va-banque, den Thränen!

Es gab eine schöne Zeit, eine himmlische Zeit, eine Zeit, wo ich an Märchen, an Knecht Ruprecht, an Liebestreu und an Thränen glaubte! Nur Thränen, Thränen waren mir die Beglaubigungs-Urkunde der Wahrheit, die beeidigten Zeugen der Empfindung, die Rechtsbeistände jedes edlen Gefühls!

Ach, ich wußte dazumal nicht, was Thränen sind; ich glaubte, sie seien ein Vorzug des wahren Schmerzes, des heiligen Unglücks, der innigen Liebe; ich glaubte, sie strömten gerade aus dem Herzen in die Augenwinkel; ich war ein Ignorant! Jetzt weiß ich aber, daß die Thränen blos aus der Mündung der Thränen-Röhrchen kommen, daß sie ins Auge treten durch Verstopfung des Thränenkanals; jetzt weiß ich, daß auch die Hyäne und der Schakal Thränen vergießen, und die Heuchelei auch, und die Bosheit auch, und der Neid auch, und der Wahnwitz auch, und daß die Thränen nichts sind, als willige, stets dienstfertige Augendienerinnen und Allerwelts-Geschäftsträger!

Va-banque, den Thränen!

Und kennt denn der Mensch, und sieht er denn jene Thränen, welche die echten Boten des zerdrückten Herzens, der eingesunkenen Brust, der zermalmten Empfindung, der zu Grabe getragenen Hoffnungen, der ausgebrannten

Wünsche, der betrogenen Hingebungen und des vernichteten Schamgefühls sind?! Kennt er denn und sieht er denn jene Thränen, die in finsterer Nacht auf dem verschwiegenen Kissen vergossen werden? Jene heißen, ätzenden Thränen, die stehender Gram mit der hohlen Hand verhüllt?! Jene salzreichen Thränen, welche oft beim vollen Becher mit Champagnerschaum heimlich geschlürft werden? Jene Thränen, die ein edler, aufbäumender Stolz im gezwungenen Aufgeben dieses Stolzes in der Wimper zerdrückt? Jene Thränen, welche im Verborgenen die Wangen von tausend und abermal tausend in ihren edelsten Empfindungen Getäuschten die blassen Wangen furchen?

Nein, diese Thränen sieht und kennt der Mensch nicht! Er kennt nur die Thränen, welche Leidenschaft und Aufregung, nasser Jammer und all die offenen Schäden des Schicksals auf dem lauten Markte des Lebens vergießen!

Weil der Mensch aber die wahren Thränen nicht sieht, und die Thränen, die er sieht, nicht wahr sind, darum:

Va-banque, den Thränen!

Da ist ein blitzendes Auge, ein Feuerrad im flammenden Umschwung, es füllt sich mit Thränen, sie strömen über das schöne Antlitz in rollenden Perlen herab! Das schöne Weib weint, Sie weint entsetzlich! Sie weint unstillbar! Warum weint sie? Der Herr Gemahl ist ein Tyrann! Er mißhandelt sie? Wie mißhandelt er sie? Er will ihr zu Weihnachten den Hut um neunzig Gulden nicht kaufen!

Da wiederum rinnen große Thränen über ein blühendes Angesicht; die klaren Tropfen strömen stets von Neuem



aus der unversiegbaren Quelle? Welch ein Unglück traf dieses liebliche Haupt? welch ein Jammer drückt diese empfindsame Brust? Der Vater will nicht, daß sie einen Ball besuche, auf dem einige leichtfertige Gäste die schlichte Tugend zum Tanz aufziehen.

Da perlen große Tropfen über ein erglühtes Antlitz! Es sind Thränen der Freude über den Korb, den eine Freundin erhielt!

Da weint ein ernster Mann, ein bejahrter Mann weint und knirscht mit den Zähnen! Welch ein Unglück muß dieses Haupt ergriffen haben?! Sein Freund erhielt das Amt, um welches er sich gleichzeitig beworben!

Hier vergießt eine Theaterprinzessin Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand herab, es sind „Thränen der Wonne!" in diesem Blatte steht:

„Sie übertraf sich selbst" — „Sie errang die höchste Stufe" — „Sie ist die Priesterin der Muse" u. s. w. —

Wiederum vergießt sie Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand, es sind „Thränen des unsäglichen Schmerzes!" in diesem Zeitungsblatte stand: ihre Kunstschwester „errang die Palme!" u. s. w.

Da fließen die gesalzensten Thränen auf den riesigsten Knoten der reizendsten Cravate des eleganteſten Jünglings! Welch einen Schmerz hat diese Brust erfahren? Die Königin des Balles hat einem andern Jüngling, mit einem andern Knoten an einer andern Cravate den Vorzug gegeben!

Da geht gebückt ein graues Haupt, eine langentbehrte Thräne preßt sich aus seinem tiefen Augenwinkel! was mag

dieses greise Haar für Jammer erfahren haben? Die Tänzerin, die gestern im Ballete solche reizende Pirouettes machte, hat den schmachtenden Schäfer von ihrer Thüre gewiesen!

Va-banque, den Thränen!

Es gibt nichts so Kleinliches, nichts so Geringfügiges, nichts so Albernes, nichts so Heuchlerisches, nichts so Unwürdiges, worüber nicht schon alle Menschen, zu allen Zeiten, allerlei Thränen vergossen haben und noch vergießen!

Es ist nichts auf Erden so gemißbraucht, so schändlich gemißbraucht worden, als eben die Thränen! Nichts auf Erden ist so gleich und so gerne und so vollauf bereit, Falschheit und Bosheit und jede leise Regung des Herzens mit falschem Zeugniß zu unterstützen, als eben die Thränen!

Va-banque, den Thränen!

Mit erheuchelten Thränen wird das Herz des Mächtigen unter Wasser gesetzt; mit erheuchelten Thränen wird ein großes Publikum zur Rührung gestimmt; mit erheuchelten Thränen wird das eiserne Herz, die eiserne Tugend erschüttert; mit erheuchelten Thränen wird Vergebung und Versöhnung erwinselt; mit erheuchelten Thränen wird Entsagung und Aufopferung vorgelogen; mit erheuchelten Thränen wird Treue und Liebe ersäuft; mit erheuchelten Thränen werden Herzen und Legate gewonnen!

Va-banque, den Thränen!

Geht von mir, ihr Botenläufer und Lohnlakais aus allen Gasthöfen und Schlupfwinkeln der menschlichen Leidenschaften! Geht von mir, ihr Larventräger und Komödiantinnen aus dem Lust- und Trauerspiel des Lebens! Geht

von mir, ihr Glasperlen und bunte Kügelchen aus der großen Galanterie- und Quinquaillerie-Handlung der menschlichen Kunstempfindungen, ihr täuscht mich nicht mehr, ich kenne euch, ich durchschaue euch!

Va-banque, den Thränen!

Der deutsche Literatur-Wald.

Der Wald ist dick, der Wald ist groß,
Er hegt gar viel in seinem Schooß,
In seinen großen Räumen,
Von Thieren und von Bäumen,
Von Vögeln und Gesträuchen,
Nur wenig Löw'n und Eichen!

Im Walde wird gar viel gebrummt,
Im Walde wird gar viel gesummt,
Von Aesten und von Zweigen
Will Alles laut sich zeigen,
Und mindestens dünkt Jeder
So hoch sich wie die Zeder!

Es rauscht und braust und wird nicht matt,
Es rauscht im Stamm, es rauscht im Blatt,
Ein jedes Sträuchlein flüstert,
Wenn's hell ist und wenn's düstert,
Und glaubt in seinem Dichten
Sei herrlich es wie Fichten!

Das Moos, das an dem Boden kreucht,
Mit dünnem Sang den Wald durchfeucht,
Singt lyrisch und pathetisch,
Und episch und auch ethisch,
Und zählt sich zu den Mannen,
Gewachsen wie die Tannen!

Sein Haupt erhebt der schlaffe Schwamm,
Den Mund nimmt voll er aus dem Schlamm,
Singt Lieder und Sonette
Mit Riedgras um die Wette,
Und glaubt, er dufte Grazie,
Wie Morgens die Akazie!

Das Schilf seufzt ohne Unterlaß,
Das Auge hat's vom Regen naß,
Es hüstelt von Empfindung,
Von Schmerz- und Herz-Entbindung,
Und wagt es, sich zu messen
Mit klagenden Cypressen!

Der Haselstrauch ereifert sich
Und krümmt sich gar erbärmlich,
Und speit aus Mund und Nasen
Die windgefüllten Phrasen,
Um sich hinauf zu winden
Zum Gipfel schlanker Linden!

Der Ampfer sieht gar sauer d'rein,
Er möcht' gar gern empfindsam sein,
Er singet unablässig
Von seinem Liebes-Essig,
Von Thau und Thränen-Perlen,
Als wär' er Fürst der Erlen!

Die Brombeer predigt gar Moral,
Direct wächst sie im Himmels-Saal,
Sie will mit weisen Lehren
Die Welt ringsum beehren,
Möcht' sich in Würde kleiden,
Wie graues Haupt der Weiden!

Das Holz mit faulem Angesicht,
Es dünket sich ein echtes Licht,
Weil immer, wenn es dunkelt,
Sein fauler Leib erfunkelt,
Will es empor sich qualmen
Zum Glanze edler Palmen!

Und schweigt das Moos- und Pilz-Geschlecht,
Dann hört man erst die Bestien recht,
Es singen, dichten, blasen,
Die Dachse, Biber, Hasen,
Es singen ohn' Ermatten
Die Mäuse und die Ratten!

Das Wiesel schreibt die Epopö',
Der Bock besinget Lieb' und Eh',
Der Hamster schreibt satyrisch,
Der Iltis wird gar lyrisch,
Der Maulwurf, sonst so mystisch,
Wird plötzlich humoristisch!

Und ist auch dies Geschrei verpufft,
Dann fängt es an aus heiler Luft,
Es schweigt nun auch nicht länger
Das wilde Heer der Sänger;
Es stimmen ihre Leier
Der Gimpel und der Geier!

Der Guckguck singt: „ich bin! ich bin!"
Der Kiebitz singt, die Kiebitzin,
Der Spatz dann à la Heine
Singt: „Süße Spätzin meine!"
Und Rab' mit heis'rer Kehle
Bespöttelt Philomele!

D'rum weil's so ist, und weil's so war,
Sind in dem Wald die Eichen rar,
D'rum lassen sie sich suchen,
Die Cedern, Palmen, Buchen,
Weil sie nicht gern gedeihen,
Wo Pilze steh'n in Reihen!

D'rum weil's so war, und weil's so ist,
Die Nachtigall verstummt zur Frist,
D'rum werden auch stets rarer
Die Lerchen und Canarer,
Weil sie nicht wollen weilen,
Wo Bär und Uhu heulen!

Soll man zu früh oder zu spät in Gesellschaft gehen?

Eine Lebensfrage.

„Man versammelt sich um — Uhr." Das ist leicht gesagt, aber eine diplomatische Note ist nicht so unbestimmt und läßt nicht so viel Raum zu allenfallsigen Deutungen, Erweiterungen, Restrictionen und Reservationen, als dieses „Man versammelt sich um — Uhr!"

Gesetzt, die angegebene Versammlungsstunde sei „acht Uhr", wann ist's dann Bonton, gentlemanlike, in die Gesellschaft zu gehen? Ist es besser, die erste Schwalbe zu sein, die noch keinen Sommer macht, aber doch das Gefühl erweckt: „Aha, die Schwalben kommen schon, nun wird's bald heiß werden!" oder ist es rathsamer, ein nachzügelnder Kranich zu sein, der einige Zeit nach dem großen Kranichzug geflogen kommt, und der unbemerkbar, aber auch ungenirter seinen Streifzug vollenden kann?

„Man versammelt sich um acht Uhr." Nun aber versammelt sich eine echte Gentlemanlike-Gesellschaft fortwährend, sie fängt an, um acht Uhr sich zu versammeln, und versammelt sich ununterbrochen bis zwölf Uhr, sie versammelt sich so lange zusammen, bis sie bereits wieder anfängt, sich auseinander zu sammeln. Der Letzte,

der in die Versammlung geht, stößt auf der Treppe schon auf einen Mann, der aus der Versammlung kommt; was heißt also: „Man versammelt sich um acht Uhr?“

Ein wahrer, echter Gentlemanliker, — man erlaube mir, dieses Wort zu machen, — ein Gentlemanliker comme il faut, kommt immer eine Viertelstunde, nachdem er weggegangen ist, und entfernt sich eine Viertelstunde, bevor er gekommen ist.

Was ist aber überhaupt ein Gentlemanliker? Wie muß ein deutscher Gentlemanliker beschaffen sein? Welches sind die Zeichen, die uns sagen, ob er ein Gentlemanliker von Halbblut, Vollblut u. s. w. ist?

Ein deutscher Gentlemanliker muß zu Fuß gehen, als ob er reite; reiten, als ob er schwimme; im Wagen sitzen, als ob er tanze; tanzen, als ob er eben in Gesellschaft säße, und in Gesellschaft sitzen, als ob er sich eben aufs Bett strecken wollte.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht englisch wie französisch, französisch wie italienisch, italienisch wie deutsch, und deutsch wie spanisch!

Ein deutscher Gentlemanliker riecht vom Fuß bis zum Knie nach seinem Hund, vom Knie bis zur Brust nach seinem Pferde, von der Brust bis zur Nase nach seiner Pfeife, von der Nase bis über die Ohren nach seiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts!

Ein deutscher Gentlemanliker hat immer eine Reitgerte in der Hand, ein Lorgnon im Auge, eine Fadaise im Munde, sein Geld im Kopf und seinen Kopf in der Tasche.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht mit Gelehrsamkeit von seiner Cigarre, mit Selbstbewußtsein von seinem Salonstock, mit Salbung von seinem Schneider, und mit Geringschätzung von Allem, wozu man Verstand braucht.

Ein deutscher Gentlemanliker zieht nie einen neuen Rock am Feiertage an, trägt nie ein Parapluie, und gibt nie dem Bedienten Etwas fürs Hinableuchten.

Ein deutscher Gentlemanliker trägt immer einen zerknitterten Hut, und einen abgeschabten Mantel, und schenkt nie einen alten Rock an arme Leute!

Ein deutscher Gentlemanliker spielt in Gesellschaft nur, um auszuhelfen, tanzt nur, wenn ihn was besonders interessirt, und spricht nur, wenn er gerade nicht weiß, was er sagen soll.

Ein deutscher Gentlemanliker ist nie artig gegen Damen, bietet nie einer Dame oder einem alten Manne seinen Platz an, wenn sie stehen müssen, kommt ins Theater immer während des Actes, stochert sich bei der Suppe schon die Zähne, geht sich selbst alle Tage zwei Stunden um den Bart, gibt nie einem Armen auf der Gasse Etwas, weil es nicht gentlemanlike ist, auf der Straße in die Tasche zu greifen, spricht von allen Künsten, und versteht gar keine, ist überall zu Hause, und nur bei sich zu Hause fremd, ist nie hungrig, und speist immer fort, ist ein Mäcen von allen Künstlerinnen, und mißhandelt seine Domestiken.

Wenn man also ein Gentlemanliker sein will, wann muß man in Gesellschaft gehen?

Kommt man früh, so zucken die Bedienten im Vorzimmer die Achsel, und stecken Einem mit einem halben Lächeln die Garderobenummer „Nr. 1“ in die Hand. Zu welchen Leutseligkeiten führt dieses „Nr. 1“! Erstens dient dann unser Oberrock oder Mantel als Unterlage zu einem Chimborasso von nachher darauf aufgethürmten Kleidern, und seine grämlichen Falten sagen uns noch lange nachher, in welchem Drucke er gelebt hat. Zweitens, wenn man dann etwas früher sich entfernen will, und man gibt dem Bedienten die Marque „Nr. 1“, erbleicht er, sieht uns mit einem erröthenden Blick an, denn wie soll er nun diese Nummer von allen auf sie aufgethürmten Röcken, Mänteln, Pelzen u. s. w. befreien!

Nach dieser Unannehmlichkeit kommt die, daß, wenn man früh kommt, uns im Hineingehen ein Bedienter mit einem Tisch entgegenläuft und anstoßt, ein zweiter nach einem Kandelaber greift, und uns auf den Fuß tritt, ein dritter noch mit dem Lichtanzünden herumwandelt, und uns auf den Kopf tröpfelt u. s. w. In den noch leeren Zimmern überfällt es uns unheimlich, der Hauswirth ist noch damit beschäftigt, die Blumen zurecht zu stellen, die Hauswirthin hat noch an ihrem Boudoir zu nesteln, und nun müssen sich Beide ausschließlich — mit dem Neuangekommenen beschäftigen! Die Verlegenheit drückt sich in allen drei Gesichtern deutlich aus. Diese Verlegenheit wird mit jedem Neueintretenden vermehrt! Denn so lange die Gesellschaft klein ist, muß man vom Wirth oder von der Wirthin gegenseitig vorgestellt werden, und jede neue Vorstellung ist eine neue

Unbequemlichkeit. Und sodann in der Conversation und im Schachspiele sind die ersten Züge die langweiligsten, die nichtssagendsten! Da muß man aus allen Kräften arbeiten, um das liebe Gesprächsschifflein vom Stapel laufen zu lassen. Ueberdies nehmen sich eine Person oder zwei, drei, in einem großen beleuchteten Saale sehr matt und sehr nüchtern aus!

Auf der andern Seite aber, welche Fatalitäten, wenn man spät in die Gesellschaft kommt!

Im Vorzimmer wimmelt es von Bedienten, und selbst diese Domestiken machen schon ihre Glossen; ja, einige zischeln: „der kommt blos zum Essen!“ die Hausbedienten sind schon in den Zimmern beschäftigt, kaum kann man seinen Rock unterbringen, und erfährt nur mit Mühe die Stunde, wann der Wagen zu bestellen ist. Tritt man in den vollen Salon, da wenden sich plötzlich hundert Augen, mit und ohne Brillen, nach dem neuen Opfer der geselligen Suada. Da stecken sie die Köpfe zusammen:

„Wer ist denn das wieder? — Ich kenne ihn nicht. — Aha, ist der auch da? — Nun ist's complet!“ — Und nun füllen sie die große Lücke ihrer Unterhaltung mit der Charpie aus dem zerzupften Hereingetretenen aus. Das ist aber nur der Anfang der Verlegenheit. In dem ersten Zimmer kennt man Niemand, man sucht den Hauswirth, um ihn zu grüßen, wer weiß, wo der ist! Man will sich der Dame vom Hause vorstellen, die sitzt im sechsten Zimmer auf einem Sopha, umschanzt von einem drei = vier = fachen Frauenzimmer=Verhau. Zuerst die alte Garde, dann die

Gallerie des Mittelalters, dann erst die frischen, jüngsten Ausgaben der reizenden Mädchenwelt.

Eine Regimentsfahne aus der Mitte einer feindlichen Schwadron zu holen, ist nichts gegen die Aufgabe, durch diese lebendigen Jericho-Mauern durch, der Dame vom Hause ein anständiges Compliment zu appliciren!

Endlich ist es uns gelungen! Wir haben eine kleine Bresche benützt, und haben unsere Verbeugung auf Schußweite angebracht; da streckt die Jugend die Hälse lang, das Mittelalter sieht uns inquisitorisch an, und die alte Garde frägt manchmal ganz laut: „qui est-il donc?!“

Das ist noch nicht Alles! Wir finden in dem Kreise der Damen eine Bekannte, wir machen ihr eine stumme Verbeugung, die ganze Serie der Damen neben und hinter dieser Dame glaubt, man grüßt sie, erwiedert es entweder freundlich oder vornehm verwundert, man muß nun auch diese Damen grüßen, die wieder Nachbarinnen haben, und so ins Unendliche.

Ist man endlich fertig und hat seine stummen Complimente alle abgesetzt, so weiß man nicht, was anzufangen, alle Spieltische sind schon besetzt, alle Frauenzimmer abonnirt! der Bediente bringt uns Thee, er ist schon kalt; wir stellen uns an einen Spieltisch, um zuzusehen, die Dame bekommt schlechte Karten, man bringt Unglück, man entfernt sich!

Kurz, Leid und Freud ist fast immer gleich, man mag zu früh, man mag zu spät in Gesellschaft gehen!

Höchst rührender, nichts desto minder höchst menschlicher, und nichts desto minder höchst einleuchtender Vorschlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen=Thierquälerei=Verein“, wie er sein soll im ganzen Umfange der idealistischen Vollkommenheit.

Die vorwärtseilende Bildung beschäftigt sich nun hauptsächlich mit dem „*Wohl der Thierwelt!*“ Das ist ein gewaltiger Bildungsschritt! Denn es zeugt von einer umfassenden und geistreichen Ein= und Ansicht der Dinge, daß sich unsere Zeit nicht mehr mit dem „*Wohle der Menschenwelt*“ beschäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verschwendet.

„Man soll kein armes Thier quälen!“ Dieser Spruch sollte zwar von Eheherren gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Directoren gegen ihr Kunstpersonal und Andere gelten. Allein wir wollen von dieser Barmherzigkeit nur bei wirklichen *Thieren*, nicht bei dem „animal bipes implume“ Gebrauch machen, und da die Zeit da ist, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe schenken, als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menschlichkeit angedeihen lassen, als ihren Dienern, und Kunstdirectoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verschwenden, als an Künstler und Künstlerinnen, so ist ein

„*Gegen=Thierquälerei=Verein*“

das zeitgemäßeste Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem solchen Verein in seiner ausgedehntesten, umfassendsten Bedeutung, in seiner idealistischen Vollkommenheit entworfen, und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1. Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei" im engen Familienkreise anzufangen, müssen wir unsere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächsten gehen, und welche oft ein desto grausameres Schicksal erleiden müssen, je mehr diese Qual in den geheimsten Falten der meschlichen Verhältnisse vor sich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Wesen, welche in neuester Zeit zuerst durch Nicolai's „Reise in Italien" zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Goethe's „Flohlehre" berühmt, und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philosophischen und wissenschaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen diese Geschöpfe ausgesetzt sind, welch einen grausamen Tod sie sterben müssen, und oft gerade durch jene Wesen, welche das weichste Herz haben sollten, ist weltbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen diese Dunkel-Männer eine höhere Stellung ein, und müssen in den Rechten der Menschheit beschützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein" wird also besonders sein Augenmerk auf die „Flöhe" richten, und zu diesem Behufe besondere

„Floh-Vögte"

anstellen, welche in allen Familien darauf zu sehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Personale moralische Vorstellungen zu machen haben, daß Strafe zwar sein muß, daß aber alle Folter- und Marter-Prozesse abgeschafft sind, die Hinrichtung der Flöhe also, wenn sie auf frischer That ertappt worden sind, ohne alle Gnade stattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langsam Tödten aber verboten ist.

Auch ist bei jedem Floh der animus injuriandi erst zu beweisen, in Fällen, wo die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwiesen ist, oder andere erleichternde Nebenumstände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesstrafe gemildert, zum Beispiel in Verbannung u. s. w. umgeändert werden. Auch werden sie Jedem, der sich das jus gladii eines solchen Geschöpfes herausnimmt, einschärfen, den Flöhen vor ihrem Tode so viel Zeit zu gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinsicht der

„Mäuse und Ratten"

hat der Verein darauf zu sehen, daß die Methode, sie durch Hunger zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeschafft werde. Auch das „Absonderungs-System" ist grausam; die Menschlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein gesundes, luftiges, lichtfreies, Lokal angewiesen werde. Die Mäusefallen müssen vom „Vereine" untersucht werden, ob sie keine Spitzen, Nägel oder andere schmerzverursachende Dinge in sich haben, damit

das unschuldige Geschöpf nicht gequält werde. Rattengift ist durchaus gegen das Gesetz der Milde und des Mitleids, und es ist jedem Hausgesinde durch moralische Vorstellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine seidene Schnur anzubinden, sie ins Freie zu führen, wenn nicht zu schlechtes Wetter ist, und ihnen die Freiheit zu schenken.

3. Ein besonderes Gesetz erheischt die

„Fliegenwelt!“

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatsche“, muß ganz abgeschafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menschlichern Fliegenwedels nur in besondern Fällen, bei Kranken u. s. w. gestattet werden. Das sogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacéhandschuhen stattfinden. Gegen Leimruthen jedoch spricht die Menschlichkeit ganz laut. Die Fliegen sind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorstellungen zu Raison zu bringen, und wenn einige unter ihnen sich halsstärrig und verstockt zeigen, sind sie angewiesen, nach Nord-Amerika auszuwandern, und zu diesem Behufe wird der „Verein“ stets ein segelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Besondere Rücksicht und Liebe verdienen die

„Hunde!“

besonders aber die „tollen Hunde!“ diese sind nicht mehr todtzuschlagen, sondern der „Verein“ gründet ein

„Irrenhaus für Hunde“,

wo jeder Hund psychisch behandelt wird; wo erst untersucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund

leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eifersucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder blos dichterisch ist, ob er melancholisch, hysterisch u. s. w. ist. Auch das Einfangen der herrenlosen Hunde ist gegen das Zartgefühl aller ältern Mamsells, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anstatt des Einfangens wird der „Verein" ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch sanfte Musik, durch schöne Zeichnungen die Aufmerksamkeit der herrenlosen Hunde auf sich zu ziehen, und sie dergestalt dem geselligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein" darauf sehen, daß alle Möpse, Spitze, Pintscher u. s. w., welche bei alten Mamsells Herz und Polster ausfüllen, nicht gar zu sehr durch ihre Liebkosungen und Küsse gemartert und des Lebens überdrüßig werden; auch wird der „Verein" dafür sorgen, jedem „Schooßhund", den das grausame Geschick trifft, auf dürren und spießspitzigen Knien ruhen zu müssen, ein weiches Kissen anzuschaffen.

Bei „Recensenten-Hunden" wird der „Verein" darauf sehen, daß sie stets ein Halsband mit dem Namen der Redaction darauf tragen, daß aber dieses Halsband elastisch sei, da diese Gattung Hunde einen immer weitern Hals bekommt.

5. In Hinsicht der

„Wanzen-Vertilgung"

wird der „Verein" besonders auf das Prinzip der reinen Menschlichkeit sehen, und jenes Rachegespenst, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatisch gegen diese Blutsauger

minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen suchen! Scheiterhaufen und auto-da-fe sind nicht mehr an der Zeit, und auch die Wanzen sind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man suche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unästhetischen Beschaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und sie zu einem nützlichen Mitgliede der Menschheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von fünfzig Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage aussetzt:

„Wie sind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geschmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen, und zu nützlichen, ehrsamen und gebildeten Wesen in der Kette der Wesen umzuschaffen?"

6. In Hinsicht der

„Krebsenkochung"

hat der „Verein" besondere Mittel ergriffen. Das Lebendig-Sieden ist grausam und empört die menschliche Natur. Es ist daher den Krebsen vor dieser Procedur ein betäubendes Mittel zu geben, oder sie sind zuerst in kaltem Wasser zu ersäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Insonders aber wird der „Verein" ein mitleidig-menschliches Augenmerk auf die gequälten

„Schriftstellerthiere"

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derselben mit zärtlichen Vorstellungen untersagt, und den Nachdruckern wird das Gesetz der Blutsauger, der Vampyre u. s. w. alle Tage dreimal vorgelesen.

Die Kunst, einzuschlafen, oder: Die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunst: sich gut auszuschlafen; aber es gibt eine noch größere, noch schwierigere Kunst: einzuschlafen!

Das ist eine Kunst, die man, im buchstäblichen Sinne des Wortes, nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über diese Kunst ganze Nächte lang wacht, so lernt man sie erst nicht!

Die Kunst, einzuschlafen, ist eigentlich nichts, als die

Kunst, sich selbst Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menschen, als wenn sie sagen: ich kann bei Nacht nicht einschlafen! Das ist nichts, als ein Beweis, wie gut sie sich mit sich selbst unterhalten, wie amusant und geistreich sie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Gesellschaft ist, so läuft man oft alle Augenblick Gefahr, sogleich einzuschlafen; ist man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemandem beschäftigt, als mit sich, hört man nichts, als das, was man sich selbst sagt, in Gedanken oder in Monologen, da ist man entsetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbstliebe und Selbstgefallung!

Im Schlafe gehen die Geschäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag also des Tages über gute oder schlechte Geschäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es schwer zum Einschlafen bringen! Allein ein ganz gesundes Herz schläft gar nicht — es schnarcht nur zuweilen!

Also die Kunst, einzuschlafen, erfordert: Erstens, daß man kein Herz habe, das Herz ist die Unruhe im Menschen, und mit Unruhe in sich kann man nicht einschlafen. Zweitens, daß man nichts denke; denn denken ist ein Andrang von lebensschädlichen und organismuszerstörenden, bösen Einflüßen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einschlafen gehört eine bequeme, der geistigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens, daß man nichts besitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts besitze; denn der Besitz, jeder Besitz, es sei nun der eines Dukatens, oder eines Hauses, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes — dieses gefährliche Schieß- und Mordgewehr — hebt die freie Wirksamkeit der Seele nach Innen auf, richtet sie auf die Außenwelt und zerstört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und schnell einschlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in barem Geld, noch in Grundstücken habe, und doch auch kein Börsespekulant sei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und sich um keines Menschen Wohl und Weh zu bekümmern

habe; daß man sich gar keines Talentes bewußt sei, daß man die sichere Ueberzeugung habe: „Morgen Früh, wenn ich aufstehe, bin ich ein so dummer Kerl und ein so talentloses Wesen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann," wenn man bei allem diesen nichts gegessen hat, blos ein Glas Zuckerwasser trank, sich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht lesen kann, dann kann man sich der Hoffnung überlassen, leicht einzuschlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um schnell einzuschlafen! Die Fensterscheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewisse Melodie so lange immer von Neuem summen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren, u. s. w. u. s. w.

Aber es geht diesen Mitteln wie allen Hausmitteln: sie sind alle recht gut, aber sie nützen alle nichts!

Es ist ein großes Unglück, daß sich die Menschen so gut mit sich selbst unterhalten! Man ist so seelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat, als das — Kopfkissen! Das Kopfkissen gähnt uns nicht ins Angesicht, das Kopfkissen hört uns geduldig zu, und wer am besten zuhört, ist der beste Gesellschafter!

Von was spricht der Mensch mit dem Kopfkissen? Von sich! Von sich! Von sich! Kann man bei einem so interessanten Gespräche einschlafen? Das wäre eine Beleidigung an sich, und sich selbst beleidigt kein Mensch sobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie

lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kommt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anecdotenerzählen haben: wenn sie dieselben in Gesellschaften erzählen, so schlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum, dieselben wiederholen sich diese Anecdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine solche narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie nicht einschlafen können! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen, müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen;" das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes, denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nicht lesen

können, und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Processe, Untersuchungen u. s. w., je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchem sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich, für meinen Theil, ich finde nie mehr Lust, zu schlafen, als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerspritzen sind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande!

Ein Betrunkener schläft sogleich ein, und der ist doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantasie des Menschen ist, desto eher schläft er ein, je farbloser sie ist, desto weniger, darum schläft die Jugend viel das Alter wenig! Ich weiß, das ist eine falsche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf und will versuchen, mich — in den Schlaf zu reden, denn ich schreibe diesen Aufsatz nämlich im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an — daß ich nicht schlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten noch Liebe, besitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin

Eigenthümer aller Erforderniſſe zum Schlaf, und — kann doch nicht ſchlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Geſellſchaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgeleſen und bin doch nicht eingeſchlafen! Da dacht' ich, das ſind alte Sachen, die wirken nicht ſo, friſche Mittel ſind wirkſamer, und ſchreibe mir friſch dieſes Opiat. Allein, ſchon ſind alle Leſer um mich eingeſchlafen, und ich bin noch ſo munter, ſo wach! Es iſt entſetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geſchriebene ſchon vorgeleſen und kein Schlaf kommt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht ſchon durchwachen, Du aber, lieber Leſer, eingeſchlafen biſt Du ſchon, ſchlaf' alſo gut aus!

Seifen-Gedanken während des Rasirens.

Während des Rasirens hat man, wenn auch nicht die besten, doch gewiß die wahrsten Gedanken; denn man ist nur dann wahr, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt!

* * *

Nicht nur das Herz hat sein Bewußtsein, sondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn sie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtsein.

* * *

Jeder Wunsch, den der Mensch hat, ist ein Flügel an seinem Herzen, er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben ist, daß die Gimpel sich Adlerflügel wachsen lassen.

* * *

Jean Paul sagt: „Witz ist der angeschaute Verstand, darum sind jetzt alle unsere Journalisten witzig; denn einen



schnellen Verstand kann man nicht anschauen, den Journalisten aber bleibt der Verstand alle Augenblicke stehen, da können sie ihn recht anschauen!!

* * *

Wenn man früher große Reisen machte, so brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unsere Eisenbahnen wird man von der größten Reise einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

* * *

Ein Lotterielos ist die Exercirschule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, seine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

* * *

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge sind sich darin gleich, daß, wenn wir sie erstiegen haben, wir erst sehen, daß sie oben flach sind.

* * *

Wenn man ein Kalb alle Tage ein paar Stunden lang auf den Schultern trägt, und damit alle Tage fortfährt, so kann man zuletzt den ganzen Ochsen auch tragen; daher ist es begreiflich, wie so mancher Erzieher seinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

* * *

Witz und Verstand sind Blutsverwandte, anscheinlich halten sie zusammen, im Stillen verfolgen sie sich.

* * *

Unter den Mädchen sind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhaftesten, sie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, sondern sogleich hart an den Engelsköpfchen.

* * *

Unsere Journalisten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß stehen, aus dem Tintenfaß klekt ihnen Alles, aus dem Bierfaß klekt ihnen gar nichts. Die Wahrheit schöpfen sie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

* * *

Von den Todten soll man nichts als Gutes sagen. Den Schriftstellern gönnt man nur darum Unsterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachsagen zu müssen.

* * *

Kleine Seelen sterben an den Wunden, die ihnen das Schicksal schlägt, große Seelen sterben an den Narben dieser Wunden, und sind denn nicht am Ende die vollsten und die süßesten Herzen, wie die vollsten Traubenkörner am zerrissensten?

* * *

Wenn bei einer Ehefrau Feuer im Dache ist, das heißt im Kopfe, so sind alle Vernunftgründe dagegen wie die Löscheimer, sie kommen voll an und gehen leer zurück.

* * *

Die Menschen sind wie die Zeitungen: wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange und ausführlich; wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt.

* * *

Das Licht ist die Schwester des Verstandes, die Finsterniß die Gebieterin der Sinne, und die Dämmerung die Vertraute des Herzens.

* * *

In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen Dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth,
Cigarre oder Pferd
Und — — was ihm nicht gehört!

* * *

Die Satyre gehört ins Schreibzimmer, die Laune ins Speisezimmer, die Höflichkeit ins Besuchzimmer, der Witz ins Gesellschaftszimmer, und die Wahrheit — ins Schlafzimmer!

* * *

Kein Mensch lebt davon, daß der Andere etwas weiß, viel Tausende leben davon, daß die Andern nichts wissen: wenn man also die Unwissenheit befördert, so ist das nichts, als reine Nächstenliebe und Sorgfalt für einen großen Nahrungszweig.

* * *

„Die Falten auf der Stirne sind Särge ohne Deckel," sagt ein genialer Humorist. Ja, in jeder solchen Falte liegen theuere Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenstiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Baurisse des Grames, auf dem menschlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einschnitte, so wie der Anblick eines Kindersarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt, als die großen Särge der Erwachsenen.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt
des fünften Bandes.

Seite.

Humoristische Vorlesungen.

Kokettir-Novellen.

Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

Seite.

Genre-Bilder, Jokoses und Sentimentales.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe
in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Dritte Auflage.

Sechster Band.

Brünn und Wien.
Verlag von Fr. Karafiat.
1865.

Druck von Georg Gastl in Brünn.

Genre-Bilder,

Jokoses und Sentimentales.

Taschen-Codex und Spruchbüchlein eines schlichten Praktikers.

Sei jeden Augenblick bereit, alle Menschen auszulachen; denn sei überzeugt, alle Menschen sind jeden Augenblick bereit, dich auszulachen, und da alle Menschen um viel Menschen mehr sind, als du, so steh' alle Tage ein paar Stunden vor Tags auf, um alle Menschen auszulachen.

* * *

Wenn dir ein vornehmer Mann etwas verspricht, so lerne ein Handwerk und verlaß dich d'rauf.

* * *

Wenn du schön bist, so schau' alle Tage viermal in den Spiegel, zweimal dir zu Liebe, einmal, um zu sehen, wie du aussiehst, wenn du in den Spiegel siehst, und einmal,

weil jeder Mensch doch einmal des Tages in den Spiegel sehen soll; bist du aber häßlich, so schau' alle Tage fünfmal in den Spiegel, zweimal aus Buße, einmal, damit du nicht vergessen sollst, wie du aussiehst, und wieder zweimal, damit du ja nicht in Versuchung kommst, zu glauben, ein Frauenzimmer liebe dich deines Geistes wegen.

* * *

Wenn an einer Table d'hôte die Schüssel an dich kommt, so genire dich nicht, und suche, so lange du kannst, nach dem besten Bissen; denn sei versichert, wenn die Schüssel an den Nachbar kommt, so sucht er sich gewiß den besten Bissen aus.

* * *

Wenn du viel gearbeitet hast, und sehr ermüdet bist, so geh' Abends nicht ins Theater; denn sei versichert, du wirst ohnehin schlafen.

* * *

Wenn deine Frau dir schmeichelt, so greife schnell in die Tasche; denn sei versichert, sie will etwas.

* * *

Wenn ein Mann dir schmeichelt, so verzeih' ihm nur gleich im Stillen; denn sei versichert, er will dich betrügen oder er hat dich betrogen.

* * *

Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerster!“ so komm' ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf Gulden bei sich? denn sei versichert, er wollte dich um dasselbe fragen.

* * *

Wenn du von einem Recensenten gelobt sein willst, so mache ihm ein Geschenk; denn sei versichert, so was hilft immer.

* * *

Wenn du einem Recensenten etwas schenkst, so schenke ihm baares Geld; denn sei versichert, da triffst du seinen Gusto gewiß!

* * *

Wenn du einen Künstler lobst, so lob' ihn nie auf Credit; denn sei versichert, wenn er einmal gelobt ist, vergißt er dich!

* * *

Wenn du den Kopf zum Fenster hinaus steckst, so thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preisen; denn sei versichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufsicht wäre, gewiß gerne einen Topf Wasser über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du bist.

* * *

Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf Einmal; denn sei versichert, zehn kokettiren mit dir, um sich über dich lustig zu machen; fünf, um ihre Nachbarin auf den „eingebildeten Laffen“ aufmerksam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Instinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

* * *

Trau' der ganzen Welt so wie dir; denn sei versichert, der Mensch soll sich selbst nicht trauen.

* * *

Wenn du in der Gunst des Publikums steigst, so denke an Eulenspiegel und weine; denn sei versichert, du wirst wieder heruntersteigen.

* * *

Wenn dir ein Frauenzimmer sagt: „Du hast mein Herz erschüttert!“ so glaub's und — bau' nicht darauf; denn sei versichert, auf einem Boden, der einmal erschüttert ist, soll man nicht bauen.

* * *

Wenn du alle Augenblicke erinnert wirst, daß du eine Frau hast, so thut sie dir weh; denn sei versichert, man wird nur an jene Gliedmaßen von selbst erinnert, die Einem weh thun!

* * *

Ein gutes Gewissen schläft auch auf einem Baumstrunk! D'rum schaff' dir keine Baumstrunkhandlung an; denn sei versichert, sie bleiben dir über den Hals!

* * *

Kaufe nie Etwas zu einem „festgesetzten Preis“; denn sei versichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht festgesetzt.

* * *

Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut sehen willst, und es senkt den Kopf, als ob es Etwas auf der Erde suche, so grüble nicht weiter; denn sei versichert, wenn es schön wäre, es würde zum Himmel hinaufgesehen haben, ob es nicht regnet.

Taschengedanken- und Gedankentaschen-Spielerei.

Die Kunst, zu leben, ist nichts, als die Kunst der Taschenspielerei: die Kunst, aus andern Taschen in seine zu spielen; die Kunst, die Leute in den Sack und ihr Geld in die Tasche zu stecken.

Die Taschen des Menschen sind seine Laster. Bei den Spartanern wurde nichts gestohlen, und warum? Weil sie keine Taschen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen gehabt hätten, sie hätten auch mehr gestohlen. Eine jede Tasche ist ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „Wozu hast du mich gemacht?“ ein Ausrufungszeichen an den Besitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenstrich an das Schicksal, welcher sagt: „Das Uebrige kannst du dir denken!“ Eine jede leere Tasche ist nichts, als das zueignende Fürwort: „Mein“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Tasche ist nichts, als ein großes Bewußtsein in Taschenformat!

Mit den meisten Taschen ist es wie mit dem Mond, sie sind alle Monat einmal voll, einmal leer, und wenn

gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Tasche ist, das sind die Mondesfinsternisse, aber die sichtbaren!

Mit den vielen Taschen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern: je mehr wir haben, desto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich suchen. Ein Mensch mit allen seinen Taschen jetzt ist wie das Conversations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche", kommt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche", kommt man zur Brieftasche, so heißt's: „ein Weiteres über diesen Gegenstand schlage man im Münzwesen nach!" Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich.

Warum trägt der reiche Mann seine Hand in der Tasche, und warum der arme Mann?. Bei dem reichen Mann bittet das Geld in der Tasche, es nicht hinauszustoßen in die Welt unter Arme und Hilflose, und da gibt der reiche Mann gerne die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verschwiegenheit und der arme Man ist so gut und hält's unter der Hand! —

Es ist eine homöopathische Cur, wenn man einer leeren Tasche eine leere Hand einzunehmen gibt.

Aber in den Taschen selbst, welch' ein Unterschied, welche Abstufungen von der Brusttasche bis zur Patrontasche, von der Uhrtasche bis zur Maultasche!

Die Brusttasche trägt der Mensch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Tasche auf



der Brust recht voll ist, so darf die Brust unter der Tasche recht leer sein, man darf doch von der Brust weg reden! das ist dann ein leichtes Leben, wenn Einem da so recht schwer auf der Brust ist! In der Brusttasche ist's gerade wie in der Brust selbst! Wie vielen Menschen liegt das Herz mehr in der Brusttasche, als in der Brust selbst; man könnte sagen, das Herz ist ihnen aus der Brust in die Tasche gefallen. Das Geld wohnt in eben so verschiedenen Weisen in der Tasche des Menschen, als die Gefühle in der Brust der Menschen.

Bei manchen Menschen zum Beispiel steht die Liebe als Schildwache in der Brust, und wartet sehnlichst auf Ablösung, bei Andern liegt sie als feste Garnison, und bei noch Andern steckt sie blos als Baugefangene in den tiefsten Kasematten; so ist es auch mit dem Geld in der Brusttasche: bei manchen Menschen ist's als Taschenspielstück da, sie sind Künstler darin, das Geld schnell verschwinden zu lassen, und bei Andern ist es blos lebenslänglicher Arrestant! In der Brust des Menschen, der sein Herz in der Brusttasche hat, liegt eine große Vorliebe zu Bruststücken, aber sie müssen von gekrönten Häuptern und auf Metall geprägt sein!

Der Mensch liebt den Menschen überhaupt mehr als Bruststück, denn in Lebensgröße, d'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, so machen sie sich selbst zu Bruchstücken, indem sie niederknien und so die Füße einziehen. Die Frauenzimmer glauben dann, sie hätten gar keine Füße, und könnten ihnen nicht davon laufen.

Allein die Männer knien blos deshalb lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben.

Das Erste, was die Frauenzimmer wissen, ist, wie schön sie sind; das Erste, was sie lernen, wie stark sie sind; das Erste, was sie erfahren, wie schwach sie sind; das Erste, woran sie vergessen, wie alt sie sind, und das Erste, worauf sie sich wieder erinnern, ist, daß sie das vergessen haben!

Und doch wohnen alle edlern, sanftern Gefühle nur im Frauenherzen; bei den Frauen ist die Liebe die Ruhe des Herzens, bei den Männern die Robot des Herzens! die männliche Wange wird nur roth durch das Wort, die weibliche schon durch den Gedanden! die Frau sucht in der Liebe nach Worten für ihre Empfindung, der Mann sucht nach Empfindungen für seine Worte; die Frau besitzt ihr Herz blos Einmal, und der Mann bekommt das Original. Jeder Mann hingegen betrachtet sein Herz wie ein Memorial, er hat stets ein Duplicat davon vorräthig. Selbst der Sturm des Hasses zerstört nur Männerherzen, so wie jeder Sturm blos in Wäldern Verheerungen anrichtet, nie aber in Blumen. Wenn der Mann seine Frau nicht liebt, so mißhandelt er ihren Kanarienvogel! wenn aber die Frau den Mann noch so sehr haßt, so kann sie es doch nicht verschmerzen, wenn er den Kaffee kalt werden läßt.

Ueberhaupt ist der Rückschritt von Zorn und Haß, so wie von jeder Verstimmung des Herzens zur reinen Stimmung blos bei den Frauen leicht, nicht aber bei den Männern, so wie eine Flöte leicht zu stimmen ist, aber eine Pauke schwer.

Betrachten wir den Umstand, wie viele Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringt, und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Conversation, so zu sagen, die Männer schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken, als die Frauen.

Welches war in der Welt die erste Tasche? Gewiß die Plaudertasche; denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also noch bevor es gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradiese.

Die Plaudertaschen und die Posttaschen haben durch nichts so verloren, als durch die Eisenbahnen; wenn man früher mit so einer Plaudertasche von Wien nach Brünn reiste, hatte sie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen; jetzt, auf der Eisenbahn, kommt sie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu erzählen!

Man sagt, das Leben ist eine Reise; ja wohl, früher lebte und reiste man lange, jetzt reist und lebt man schnell. Es wäre recht gut, wenn das Leben eine Reise wäre, aber jede Frau müßte eine Postmeisterin sein, denn dann wohnten sie alle eine Station aus einander, und dann wäre Ruh im Leben. Es gibt Menschen, die blos Postillons sind, sie gehen nie einen Schritt weiter, als die zwei oder drei Meilen, die sie zu machen gewohnt sind; dann gehen sie immer wieder zurück und blasen immer wieder dasselbe Stück! Jeder Mensch ist sein ganzes Leben lang ein Postillon; er führt

sich selbst von einer Station des Lebens zur andern, von einer Liebe zur andern, von einem Wunsch zum andern, von einer Hoffnung zur andern; er fährt immer voll aus und reitet immer leer zurück! Er verspricht sich selbst ein Trinkgeld und sagt zu sich: „Schwager, fahr' gut!" Auf der Station vertrinkt er's und bringt nichts mit zurück!

Weihnachtabend.

Es ist ein schöner, rührender, heiliger Abend!

Die Menschen begehen ein Fest der Liebe! Die Menschen gönnen sich heute gegenseitig Freude, sie überraschen sich mit Freude, mit Zärtlichkeit, mit Gaben der Liebe, der Freundschaft, der Innigkeit!

Der liebe Vater oben hat die ganze Welt dem Menschen gegeben zu einem einzigen, siebzigjährigen Weihnachtsfeste! Er hat ihnen das Leben reich besetzt, wie einen Weihnachtstisch. Er hat am Himmel angezündet den unendlichen Christbaum mit goldnen Lichtern, und von diesem flammenden Christbaum flattern herab alle Gnadenbänder des Lebens: Liebe, Glaube, Hoffnung! Er hat den Menschen beschert einen ganzen Tisch voll bunter Gaben: Abendröthen, Morgenröthen, Frühlinge, Nachtigallen, Dichtungen, Thränen, Liebe, Freundschaft, Religion, Kunst, Wohlthätigkeit und tausend andere Dinge, die uns beglücken können! Er hat den Menschen beschert eine große Herzschachtel voll eitel Spielzeug, voll güldenem Schnitzwerk, voll flatternden Wünschen, voll flackernden Träumen, voll gedrechselten

Hoffnungen, kurz, der ewige Vater des großen Erden-Waisen-Hauses hat das ganze Menschen-Leben zu einem einzigen schönen, heiligen, rührenden Weihnachtsfeste machen wollen, zu einem einzigen Liebesfeste, zu einer einzigen lauen, lieblichen, magischen, wundersam gemüthlichen Dämmerstunde zwischen dem Sonnenuntergange des diesseitigen, und dem Sonnenaufgange des jenseitigen Lebens!

Der Mensch aber hat dieses einzige große Festgeschenk des Lebens, wie ein Kind, zerbrochen und abgetheilt in siebzig kleine, ausgemessene, vorherberechnete Festtage! — Er hat das Geschenk der unendlichen, ewigen, lebenslänglichen Liebe zerspaltet in kleine Theilchen, in siebzig Theilchen, und feiert alle Jahre eine kalte Decembernacht der Liebe, und findet sich ab mit den Nebenmenschen, mit den Freunden, mit den Kindern, mit allen Empfindungen, und vertröstet sie und sich und sein Herz und alle seine Gefühle auf diese einzige, kleine, abgemessene Liebesstunde!

Zwischen diesen siebzig buntangestrichenen, einzelnstehenden, auseinandergerissenen Wegweisern in das heilige Land der Liebe, in die verödeten Zwischenräume dieser siebzig Jubelminuten säet der Mensch das ganze Jahr die Nesselsaat des Hasses, die Stechäpfel der Lieblosigkeit, den Schierling des Neides und tausend andere Giftpflanzen, die das Glück des Nebenmenschen zerstören, aufreiben, vergiften. Dann, wenn er diesen Raum ausgefüllt hat mit Haß, Verfolgung, Lieblosigkeit, Stumpfheit, Zerstörung aller andern Freuden, Verhöhnung aller edlern Empfindung, dann, dann

gelangt er alle Jahre einmal an den alten, herkömmlichen, seit Ewigkeit hervorgesteckten Pfahl und Wegweiser der Liebe, und hängt seine Laterne daran, mit seinem Augenblickslicht, und streicht diesen einzelnen Wegweiser an mit Farben und bunterlei Zeug, und das nennt der Mensch: den Weihnachtsabend feiern!

Vergib ihnen, Vater im Himmel! Sie wissen nicht, was sie thun! Sie gehen wie Blinde durch den ewigen Lichtraum deiner Huld, sie gehen wie Taube an dem unendlichen Stromfall deiner Gnade, sie gehen wie Stumme neben dem ewigen Jubelchor deiner Schöpfung, sie gehen mit eingedrückter Brust, mit kurzem Odem durch deine hochgewölbte, ätherklare Welt!

Ich will mich wegwenden von jenen Tischen, an denen die berechnende Liebe mit einer süßen Weihnacht-Stunde ihren Nebenmenschen ein langes, bitteres Jahr versüßen will; an denen Herzlosigkeit, mit einem goldnen Geschenke, seiner Umgebung ein langes, bleiernes Jahr übergolden will; an denen ein egoistisches Herz mit einem bunten Tand ein das ganze Jahr hindurch von ihm grausam zerdrücktes Gemüth entschädigen will!! — — — Ich will mich wegwenden von allen jenen Tischen, an denen die wahre Liebe zum Schaugericht, die echte Aelternzärtlichkeit zum Flitterschein, die wahrhaftige Nächstenliebe zum abtropfenden Kerzenflimmer, und selbst die innige Frömmigkeit nur zum vergehenden Paroxismus des Augenblickes wird.

Ich will hinausgehen und lauschen an den Fenstern der Armuth, wo nichts aufbaut, als die Liebe, wo kein anderer

Baum blüht, als der bittere Brotbaum des Elendes, wo keine andern Lichter brennen, als die brennenden Thränen!

Ich will mein Ohr legen an die Thüre der Waisenhäuser, wo die Kinder sind ohne Vater und Mutter, ohne goldene Bescherungen, ohne geputzte Christbäume, ohne Geschenke der Zärtlichkeit, der Herzlichkeit! Ich will hinausgehen in die kalten Straßen, und will die armen, kalten, zitternden Kinder aufsuchen, die um Brot bitten, und die mit weinenden Augen hineinschauen in die erleuchteten Säle, wo die glücklichen Kinder schwimmen im Lichtstrome, und tanzen um reichbehängte Bäume und mit den glücklichen Händchen jubelnd zusammenschlagen!

Ich will alle jene Tausende aufsuchen, die heute, am heiligen, frohen, rührenden Weihnachtabend, allein sitzen, allein, verlassen und ungeliebt! Ich will alle Jene aufsuchen, die mit geröthetem Auge und mit blassen Wangen einsam sitzen und weinen! Ich will Jene aufsuchen, denen das Glück nichts gab, gar nichts, und die ihren Lieben, ihren Herzliebsten, ihren Kindern nichts geben können an diesem heiligen Abende, gar nichts! Ich will alle Jene aufsuchen, die bei einem Herzen voll Liebe, voll Sehnsucht, doch ungeliebt durch's Leben gehen, die heute am heiligen Abend nicht das kleinste Zeichen der Liebe erhalten, nichts, gar nichts! Ich will alle Jene aufsuchen, die fern von dem Gegenstande ihrer Liebe sehnend sitzen, und ihm nicht zukommen lassen können am heiligen Abend, kein Zeichen der Liebe, kein Wort der Treue, kein Blümchen, kein Papierstreifchen, nichts, gar nichts!

Ich will alle Jene aufsuchen, die den Christbaum und die goldnen Lichter nur für Todte anzuzünden haben, die alles Theuere da unten haben im Schooße der Erde, und oben im Schooße des Lichts nichts, gar nichts!

Alle diese möchte ich aufsuchen und sie mit mir nehmen, und an mein Herz legen und ihnen sagen: „Kommt mit mir, ich bin arm wie ihr, allein wie ihr, ungeliebt wie ihr, ich habe da unten theure Schätze wie ihr, und oben so wenig, ach, so wenig; ich habe mein Brot mit Thränen gegessen wie ihr; ich habe meinen Wein mit Zähren vermischt wie ihr; ich bin schmerzlich und tief verletzt worden wie ihr; ich trage ein brennendes Sehnen im Herzen wie ihr; ich bin einsam wie ihr, und abgeschieden von meines Lebens Inhalt wie ihr; kommt mit mir, ich bin arm, recht arm, doch bin ich nicht so arm, daß ich euch nicht zu Tische laden könnte, zu dem Tische meines Herzens, der reich ist, sehr reich an Liebe, an inniger, herzlicher wahrer Liebe, der sehr reich ist an Mitgefühl, ein warmes, lebenquellendes, lauteres Mitgefühl! Und auch einen Christbaum kann ich euch zeigen, einen großen, herrlichen, unendlichen Christbaum, der euch Alle trösten, erheben, erfreuen, ermuthigen wird!

Seht ihr da oben am blauen Himmel den großen, weitgezweigten, goldenblätterigen Sternen-Christbaum? den hat unser allgütiger Vater da oben allein für uns, ganz allein für uns errichtet; ganz allein für uns, die wir heute nicht sitzen unter blinkenden Girandoles und demantnen Bäumen, sondern unter diesem großen, myriadenflammigen Christbaum des ewigen Vaters. Zwischen diesen einzelnen

Sternen-Lampen schaut der himmlische Vater mildlächelnd zu seinen Kindern herunter, und mir hat er vor Vielen beschert das offene Auge, daß ich durch diese güldnen Zweige durch erblicke die halboffene Thürspalte des besseren Lebens, und durchschaue und sehe und höre im Geiste alle die flatternden Sonnen- und Freudenklänge und Engelzüge und Regenbogen und Rosenlauben und wallenden Geister!

Und diesen leuchtenden, glänzenden, sternenvollen Christbaum hat Gott an den Himmel gepflanzt, gerade nur für die, so einsam und allein zu dem Himmel emporschauen; und diese tausend und abermal tausend Weihnachtkerzen funkeln und flimmern gerade nur für den, dem sonst kein anderes Freudenfeuer im Leben glüht, kein anderes Liebeslicht im Dasein brennt, und diese Lichter will ich euch näher bringen, und ihre Strahlen deuten und euch sagen, wie sie hereinschauen in das Leben, wie rettende Götter, wie Friedens-Engel, wie leuchtende Bürgen ewiger Freuden!

Da oben hoch im Blauen,
Da steht der große Baum,
Und gold'ne Zweige schauen
Herab durch dunklen Raum.

Er breitet seine Aeste
Durch's ganze Himmelhaus,
Und hängt zum heiligen Feste
Viel tausend Lampen aus.

Der Gärtner bleibt im Dunkeln,
Der diesen Baum uns gab,
Doch seine Blätter funkeln
Mit süßem Licht herab.

Er hat des Baumes Hallen
Mit Lichtern voll beschwert,
Den Erdenkindern allen
Hat er den Baum beschert.

Denn tausend Gaben drängen
Sich in der Zweige Raum,
Denn tausend Lichter hängen
Herunter von dem Baum.

Der erste Stern entbrennet
Ganz hoch in seiner Kron'!
Wiss't ihr, wie man ihn nennet?
Den Stern der Religion!

Aus dieses Lichtes Reinheit
Erblüht in uns'rer Brust
Der Glaube und die Einheit
Und aller Tugend Lust!

Ein zweiter Stern glühet
Am Baume, lieblich frisch,
Der Stern der Liebe blühet
Am Sternen-Weihnachts-Tisch!

Aus diesem Strahlenkerne
Wird uns das süße Licht,
Das in dem Augensterne
Nur mit dem Tode bricht!

Ein dritter Stern funkelt,
Der Hoffnungs-Stern genannt,
Der, wenn das Glück verdunkelt,
Doch tröstend ist entbrannt.

Und dieses Licht der Gnade,
Das nie verblühen kann,
Verleiht die ew'ge Gnade
Auf Erden jedem Mann!

Ein vierter Stern auch leuchtet,
Wie Mädchen-Angesicht,
Wie Rose, thaubefeuchtet,
Die aus dem Netze bricht:

Der Stern der Unschuld glänzet,
Erglühet wie die Braut,
Wenn sie, das Haupt bekränzet,
Dem Bräut'gam sich vertraut.

Und tausend and're Sterne
Erblühen heilig da,
Und scheinen sie auch ferne,
So sind sie uns doch nah'.

Denn wo nur eine Waise
Verlassen, einsam steht,
Wo auf der Lebens-Reise
Ein Herz ganz einsam geht:

Wo nur ein Herz sich sammelt
Und traut dem Sternen-Schein,
Und wo ein Mund nur stammelt:
„Ach, Vater! denke mein!"

Da werden sie vertreten
Von ihren Sternen schon,
Und ihre Sterne beten
Für sie an Gottes Thron!

Die falsche Freundin.

Daß man sich auf die Freunde nicht verlassen kann, ist eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umstände; ein Freund nimmt nichts übel; unter Freunden herrscht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unsern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverschämt, wortbrüchig, fahrlässig, geringschätzig zu verfahren. Die Menschen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde, mit den Freunden ist man grob, kalt, nachlässig u. s. w.; denn, mein Gott, es sind ja gute Freunde!

Will man Etwas ganz sicher bestellt wissen, so lasse man es nur durch keinen Freund bestellen, denn der bestellt es gewiß nicht; weil er weiß, wir sind blos sein guter Freund, was schadet's, wenn er's vergißt! — Will man sich Geld ausborgen, nur von keinem Freund, denn der hat den Grundsatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag speisen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundsatz: ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemandem Etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn

aus lauter Freundschaft fährt ihm das Geheimniß aus der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der gibt Andern das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch schon aus Freundschaft auf. —

Kurz, es gibt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die sogenannten Freunde!

Aber daß man sich auf eine Freundin nicht verlassen kann, das ist neu, das ist unerhört, das ist zum verzweifeln. Das weibliche Geschlecht hat unter verschiedenen Tugenden, die es vor dem männlichen voraus hat, gewiß auch einen innigeren Sinn für Freundschaft voraus. Ein Frauenzimmer von Geist und Herz ist eine treuere, bewährtere Freundin, sie bringt mehr Opfer, sie fühlt mit uns aufrichtiger und anhaltender, als ein Mann. Die Männer sind in der Freundschaft, wie in der Liebe, vorsichtig, die Frauen sind in beiden nachsichtig. Wenn ich sage Frauen-Freundschaft, so verstehe ich darunter Freundschaft zwischen zwei Frauenzimmern; denn von der Freundschaft zwischen Männern und Frauen hab' ich keine große Idee; da ist die Freundschaft stets auf dem Sprung, denn von der Freundschaft zur Liebe ist nur ein Sprung. In der Natur gibt es zwar keinen Sprung, sagen die Naturforscher, welche jetzt alle Jahr selbst einen Sprung machen; allein der Sprung von Freundschaft zur Liebe ist selbst Natur! Es gibt in dieser Natur einen Vorsprung und einen Rücksprung; der Sprung von der Freundschaft zur Liebe ist ein Vorsprung, der Sprung von der Liebe zur

Freundschaft ist ein Rücksprung. Die Männer sind geborne Springer, sie springen vor und zurück, sie sind wahre Gymnastiker; die Frauenzimmer überspringen mehr, sie springen selten in die Freundschaft zurück, sondern über sie hinüber — zum Haß!

Also, ich empfehle Jedem eher eine Freundin, als einen Freund!

Und doch! — und doch! — doch hat sie mich getäuscht, verlassen, in der Noth verlassen! —

Ich habe seit langer Zeit eine theure, werthe Freundin, eine liebenswürdige Freundin, und jetzt, heute, heute verläßt sie mich zum ersten Male!

O, sie ist schön, und reich, und jung! Zu schön für eine reiche Freundin, zu reich für eine schöne Freundin, und zu jung für Beides!

Es ist die Morgenstunde! die Freundin der Musen!

Morgenstunde hat Gold im Munde! Meine Morgenstunde hat ein ganz kleines Mündchen, das ist eine Schönheit! Sie half mir immer, wenn ich mich in ihren Arm warf; sie half mir arbeiten, sie weinte, sie lachte, sie scherzte mit mir! Kurz, es war meine Kaffeeschwester! — C'est tout dit! —

Wenn ich Abends zu Bette ging, und nicht wußte, wie ich übermorgen mein Blatt drucken lassen sollte, so verließ ich mich auf meine Freundin, die mir morgen mit dem Zeitlichsten schon helfen wird; und sie half immer.

Und jetzt, und jetzt!

Ich wollte, der Leser könnte mich jetzt sehen, mich, meine Schlafmütze und die Morgenstunde, wie wir da sitzen und Maulaffen feil haben!

Ich brauche große Schrift für den Humoristen, sage ich der Morgenstunde; sie reißt das Maul auf — es ist kein Gold darin, sie gähnt! — zur Genesung!

„Freundin!! Aurora!! Musis amica!!! Hilf, steh' mir bei!"

„Kann dieser Aufsatz Wien nicht erreichen,
So muß der Humorist mir erbleichen!"

„Nur dieses Mal gebt mir ein Maulvoll Musenfreundschaft!"

Vergebens! Die Morgenstunde macht ein Schafsgesicht! Ist das Freundschaft?!

Ich schenke der Morgenstunde nun schon die vierte Tasse Kaffee ein, ich füttere sie mit den frischesten Butterbemmchen, sie schweigt, sie spricht nicht, sie hat heute kein Bischen Freundschaft für mich!

Auch du, meine Freundin Aurora?!"

Ich habe so schöne Aufsätze angefangen:

„Ueber die Kunst, sich aus der Ferne recht nah' zu geh'n." — „Wann sind die ersten Maulwürfe nach Deutschland gekommen?" — „Was wird mit Büschings Erdbeschreibung geschehen, wenn die Welt zu Grund geht?" — „Wenn eine Frau stumm ist, wie widerspricht sie ihrem Manne?" — „Ist das Cis von „Cis-cis-beo", oder

das gis von „ghin-gis-chan“ von größerm Ein-fluß auf die Harmonie in der Ehe?“ u. s. w.

Aber alle mußte ich vor der Hand unbemerkt lassen, denn meine Freundin ist falsch und verläßt mich!

Ich muß also alle jene schönen Sachen ein anderes Mal zu Ende schreiben; ob du dich aber darauf verlassen kannst, mein lieber Leser, weiß ich nicht, denn ich bin dein Freund!



Frühling und Herbst.

Der schöne Stern Mars liebte, er liebte das Sternbild: die Venus.

Er liebte wie die Götter lieben, aber sie liebte wie die Menschen lieben, menschlich, mit allen menschlichen Leiden und Freuden.

Sie lustwandelten durch den unendlichen Raum, und er führte sie von Gestirn zu Gestirn, und die Gluth und das Feuer dieser Gestirne machte ihn stolz und schwellte seine Brust. Sie aber sehnte sich nach einem mildern Wesen, das nicht lodert und nicht brennt, und das die Thräne in ihrem Auge nicht auffaugt mit heißen Strahlen. Und sie bat den Mars, daß er in einem kleinen Plätzchen des Aethers ein Gestirn hervorbringe: ein Gestirn, das blos Licht empfängt, wo es milde ist, wo die Luft nicht so dünn, und wo die Elemente in weicher Mischung regieren. Und Mars schuf im unendlichen Raume eine große Kugel, und nannte sie: Erde, und gab sie ihr zum Brautgeschenk. Und die Venus freute sich innig, als die junge Erde zu ihren Füßen hinrollte, und als sie ihr in mildern Strahlen wiedergab den Strahl der Sonne; und Venus lächelte der Erde zu, und auf dieses Lächeln wurde es Frühling auf der Erde; und Venus träumte bunte Dinge von ihrem Brautgeschenke,

Erde, und diese Träume wurden zu Blumen, und schmückten die Erde; und Venus lispelte kosende Worte aus dem Schlafe, und die kosenden Worte wurden zu Nachtigallen und zu Lerchen und zu flatternden Schmetterlingen, und als sie erwachte und die Erde sah mit ihrem Frühling, mit ihren Blumen, mit ihren Nachtigallen, da füllte sich ihr Auge mit einer himmlischen Thräne, und die Thräne fiel herab, und vermischte sich mit einem Körnchen Erde, und daraus wurde der Mensch. Und Venus kam wieder zu Mars, und zeigte ihm das sonderbare Wesen, mit einem Bart um das Kinn, mit hoher Stirne, mit starken Schultern, und Mars warf einen Funken aus seiner Brust herab, und er fiel in die Brust des Menschen, und da wurde ein rother Quell, ein glühender, ein klopfender!

Und Venus sah, wie der Mensch umherirrte auf ihrem beblümten Brautgeschenk, und wie er einst saß am hellen Bache und sich in der Fluth sah, und nicht begreifen konnte, wie dies geschehe und was es sei, und wie er sich immer sehnte nach seinem Schatten-Ich. Da sann die schöne Venus nach, und blickte freundlich nieder auf die Erde und sah sich selber im Aether spiegeln, und schuf ein zweites Wesen nach ihrem eigenen Aether-Spiegelbild, ein schwaches, kränkliches Geschöpfchen, ein süßes, schwaches Wesen, und als der Mensch entschlief, legte sie das liebliche Püppchen ihm zur Seite nieder. Da neigten sich die Blumen neugierig über das Haupt der neugebornen Schläferin, und das junge Roth der Rose, und der Schnee der Lilie blieb an ihren Wangen hängen; und das Blau vom Vergißmeinnicht stahl

sich durch die geschlossenen Wimpern; und der Zephyr kam, um das neue Geschöpf zu begrüßen, und sein zartester Hauch stahl sich als Seufzer in ihre Brust; und die Nachtigall kam, um sie zu begrüßen, und die Sehnsucht dieser Töne senkte sich in ihr Herz; und alle kleinen Erdgeister wimmelten hervor, um ihr Haupt, und füllten es mit Wünschen, Hoffnungen, Begehrungen, Tändeleien, mit eitlen Gedanken, und mit Narrenpossen, mit Grillen und mit Zartheiten, mit Lächeln und mit Thränen, und sie erwachte als das Weib!

Der Mensch umschlang sie, und als er den ersten Laut von ihren Lippen hörte, den ersten, menschlichen Laut von einer andern Lippe, da suchte seine Lippe diese Lippe und — so ward der erste Kuß!

Die Venus aber freute sich über ihre beiden Puppen, und sie sagte: „liebt euch!" Da fingen sie an zu weinen, zu lachen, zu plaudern, zu schweigen, zu seufzen, zu träumen, närrisches Zeug zu sprechen, zu singen, sich zu suchen, sich zu fliehen, mit sich selbst zu reden, in den Mond zu schauen, finstere Laubgänge zu suchen, und, mit dem Kopf auf die Hand gestützt, den Nachtigallen zu lauschen; er zürnte, wenn sie tanzte, sie schmollte, wenn er sang; sie neckten sich, flohen sich, versöhnten sich — und weinten die erste Thräne! das war die Liebe, und das war der Frühling!

Mars aber sah dieses Glück des Mannes, und die Venus das Glück der Frau, und sie wurden eifersüchtig; denn die Götter und die Gestirne lieben ohne Thränen, ohne Seufzer, ohne Sehnsucht, sie lieben ohne Eifersucht,

ohne Bitterkeit, und es ist Liebessüßigkeit ohne Liebesbitterkeit. Da schleuderte Mars einen zweiten Funken in die Brust des Menschen, und der rothe Quell fing zu kochen an. Das Blut in dieser Lebens-Cisterne brodelte und wallte, in den Adern rann es glühend heiß; die Sehnsucht wurde zur Begierde, der Seufzer zum Wunsch, und der Wunsch zur Begehrung; die zwei ersten Wesen sanken auf silberweiße Blumen hin, und als der Vorhang der Nacht von dem Blumenbeete wegflog, erwachte das Weib, das brennende Roth war von ihren Wangen entwichen, und hatte sich in die Blumen gezogen, auf denen sie ruhten, und so ward die erste — brennende Liebe!

Die himmlische und reine Venus aber sah herab auf ihre Puppen, und sah daß sie sie gebrechlich schuf, und daß der Göttertraum der Liebe von den Menschen nicht weiter geträumt werden könne, daß die Natur der Menschenliebe zu schön ist, um ewig zu sein, und daß sie stirbt den aromatischen Tod durch den süßesten Duft der eigenen Blume; und sie trauerte tief und zog die Blumen wieder von der Brust der Erde, und schüttelte die Bäume, daß die fallenden Blätter das schambedeckte Antlitz der Erde verdecken, und hieß die Nachtigallen verstummen und weiter ziehen, und das war der erste Herbst!

Alljährlich aber erinnert sich Venus ihrer kleinen Spielkugel, der Erde, und sie wirft einen liebenden Blick auf sie, und eine Thräne der Erinnerung an die Jugendzeit der Erde und an den Göttertraum der Menschenliebe fällt auf die Erde und aus dieser Liebeserneuerung gießt sich ein

seliges Leben über die Erde aus. Die Blumen jauchzen hervor, die Nachtigallen jubeln, die Bäume hauchen in süßem Blüthenschaume ihre Wonne aus, die Ströme und Bäche jagen wie lustige Kinder durch die Fluren. Schmetterlinge und Zephyre gaukeln um die entfesselte Brust, und die Menschen sagen dann: Es ist wieder Frühling! Und ein Liebesfrühling geht auf in den Herzen, in den Augen, in den Blumen, in den Nachtigallen und in den Liederklängen!

Das erste Concert-Veilchen.

Ein Dampf-Jubelgeschrei zum Beginn der Concerte.

Sei gegrüßt, o du November,
Die Concerte machst du flott;
Das entzückt den Magyar Ember,
Das entzückt den Hottentott!
Du beginnst den großen Reigen,
Heut' in dulci jubilo!
Flöte, Horn, Piano, Geigen,
Harfe, Hackbret, Holz und Stroh!

Chor.

Gaudeamus Wunderkinder!
Gaudeamus Kraftgenie!
Gaudeamus Geigenschinder!
Gaudeamus Kikeriki!

Seid gegrüßt, ihr Musikanten!
Sei gegrüßt, Concert-Billet!
Morgens reißen Dilettanten
Zeitlich uns schon aus dem Bett!
Und auf einem blauen Zettel
Stehen dreizehn Musikstück',
Jeder spielt den eig'nen Bettel,
Und verachtet Mozart, Gluck!



Chor.

Gaudeamus Componisten!
Gaudeamns Notenpult!
Gaudeamus Harfenisten!
Gaudeamus Roßgeduld!

Weinend kommt die gute Mutter:
„Heute spielt mein Söhnchen mit;
Ist noch zart wie Maienbutter,
Ist sein erster Künstlerschritt!
Hat noch gar nicht alle Zähne,
Hat auch gar noch nicht gefleckt,
Doch, es sagen's die Mäcene,
Daß ein Künstler in ihm steckt!"

Chor.

Gaudeamus Vettern, Basen!
Gaudeamus Tantentratsch!
Gaudeamus Tabak-Nasen!
Gaudeamus großer Klatsch!

„Eine kleine Tochter hätt' ich," —
— Fängt ein Vater darauf an. —
„Declamirt als wie die Nettich,
Keiner sieht's dem Frazzen an!" —
Und mein eign'er Stiefelputzer,
Sagt: „Ich hab' ein Kind zu Haus,
Hat 'ne Stimm' als wie die Lutzer,
In's Concert muß es hinaus!"

Chor.

Gaudeamus declamiren!
Gaudeamus Frazzenchor!
Gaudeamus fistuliren!
Gaudeamus Kalbstenor!

Wie sie alle applaudiren!
Ich erkenn' dich: Freibillet!
Und entzückt auf allen Vieren
Sind sie Alle um die Wett'!
Welch' ein Stürmen, wie die Bora!
Und ein Stampfen wie im Stall!
„Außa! Außa! Fuora! Fuora!
„Dreimal 'raus auf jeden Fall!!"

Chor.

Gaudeamus Händzerreißer!
Gaudeamus Ruferei!
Gaudeamus Kränzverschleißer!
Gaudeamus „Bis!"-Geschrei!

Tags darauf papier'ne Besen
Fegen in die Les'welt 'nein,
Wie das Alles gut gewesen,
Wie man sang so zart und rein!
Und die großen Kritikaster
Drücken ihren Stempel d'rauf;
Legen schnell ihr Honigpflaster
Jedem Gickser freundlich auf.

Chor.

Gaudeamus Lügenschnabel!
Gaudeamus Recension!
Gaudeamus altes Babel!
Gaudeamus Kleksleg ion!

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten

und

Minne-Gerichte.

I.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfresser.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfresser, weiß Alles, kann Alles und stolpert über Alles; und gibt es zufällig Etwas, was Junker Stolpernfuß noch nicht weiß, noch nicht kann, und worüber er noch nicht gestolpert ist, so ist das nicht seine Schuld, sondern es liegt daran, daß es ihm noch nicht in den Weg gekommen ist; würde es ihm in den Weg gekommen sein, so würde er es schon gewußt haben, schon gekannt haben, und schon darüber gestolpert sein.

Das Stolpern an und für sich ist kein Unglück, denn unter uns, mein lieber Leser, ein gutes Pferd stolpert auch, und wenn ein gutes Pferd auch stolpert, so ist kein Grund vorhanden, warum Junker Stolpernfuß nicht auch stolpern soll.

Allein ein gutes Pferd stolpert wohl einmal, aber ein ganzer Stall stolpert nicht; ein gutes Pferd stolpert wohl



auch einmal, aber ein gutes Pferd stolpert nicht allemal. Aber ein Mensch muß doch vor einem Pferd was voraus haben, und darum stolpert ein gutes Pferd einmal, Junker Stolpernfuß aber stolpert allemal. Voilà la différence!

Der Mensch, mein lieber Leser, kann aber stolpern, und dennoch ein guter Bürger ein redlicher Gatte und Vater sein; le stolpern n'empêche pas le sentiment! Also ist Junker Stolpernfuß trotz seines Stolperns ein vortrefflicher Mann.

Man beklagt sich, daß er zuweilen in seinen Kreuz- und Querstolperungen hie und da einen Spiegel einschlägt, eine Etagère umstürzt, einen Ofen zertrümmert, einen Tisch mit Porzellan umwirft, allein ist es die Schuld des Stolperers oder des Stolperns? Behüte, da ist der Spiegel, der Tisch und der Ofen schuld, wer heißt sie sich gerade dorthin stellen, wo Junker Stolpernfuß stolpert? Es ist eine ausgemachte Malice von dem Ofen, daß er mit dem Junker Stolpernfuß Händel anfängt.

Der Ofen aber kann froh sein, daß er mit einem blauen Auge davon gekommen ist, es hätte ihm mit dem Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, der Duellfresser genannt, auf zweierlei Weise noch schlimmer gehen können; denn Junker Stolpernfuß hat drei Leidenschaften: er stolpert gerne, er duzt sich gerne mit der halben Welt, und duellirt gern mit der andern halben Welt; zum Glück für ihn und für die Menschheit duzt er sich blos gerne mit der lebendigen Welt, und duellirt er sich blos mit der gestorbenen Welt.

Die böse Welt — wenn ich sage: die böse Welt, so meine ich mich und Alle, die den Junker Stolpernfuß kennen; denn die Welt, die ihn nicht kennt, ist in diesem Punkte die beste Welt, — also die böse Welt behauptet, der Junker Stolpernfuß habe schon beim Duzen, bei Wein und Bier mehr Hiebe zuwege gebracht, als beim Duell. Denn Junker Stolpernfuß ist zwar sehr unvorsichtig mit dem Duzen, allein sehr vorsichtig mit dem Duell, er fordert Niemand, von dem er nicht überzeugt ist, er ist gestorben, oder er liege im Sterben. Einmal ging es Junker Stolpernfuß ganz sonderbar. Er hört, Herr So und So sei plötzlich gestorben; er läuft nach Hause und schickt ihm sogleich eine Ausforderung. Man denke sich den Schrecken des Junker Stolpernfuß, als er am andern Tage hört: Herr So und So war nur scheintodt! Herr So und So sucht seinen Mann auf, allein dieser stolpert ihm aus dem Wege. Herr Junker Stolpernfuß hat entschiedenes Pech mit seinen Eisenfressereien! Denn die Menschen sind wiel weniger subtil, wenn sie sich denken: „mit wem und warum soll ich mich duzen?“ als wenn sie sich fragen: „mit wem und worüber soll ich mich schlagen?“

Da aber auf die Erklärungen des Herrn Junker Stolpernfuß nicht viel zu geben ist, nicht etwa, weil er ein Feind der Wahrheit ist, behüthe! sondern weil er ein schwärmerischer Verehrer der Lüge ist, so weiß die Welt schon, was daran ist, wenn Junker Stolpernfuß seine Ehrenhändel erzählt!

Wenn man sagt: Junker Stolpernfuß ist ein Lügner, so thut man ihm höchst unrecht; er stolpert blos über alle Lügen. Es ist ein eigenes Malheur! Wenn Stolpernfuß zum Schottenthor hinausgeht, und es fährt ein Bierwagen beim Stubenthor herein, so stolpert er über diesen Bierwagen, und wenn eine Lüge in der Leopoldstadt herumläuft, und Junker Stolpernfuß an der Hundsthurmer Linie spazieren geht, so stolpert er über jene Lüge, hebt sie auf, trinkt Bruderschaft mit ihr, verräth sie dann sogleich, als ob sie einer seiner Freunde wäre, mit dem er Bruderschaft getrunken hat.

Herr Stolpernfuß aber ist dabei edel, er macht es Andern gerade so, wie sich selbst; denn er lügt sich selbst eben so an. Er, Junker Stolpernfuß, zum Beispiel ist ein großer Freund von anonymen Briefen, er schreibt anonyme Briefe an den Kellner, wo er ißt, an die Köchin, wo er eingeladen ist, an die Frau seines Freundes, an die Geliebte seiner Bekannten, an den Theater-Souffleur u. s. w. natürlich handelt es sich bei anonymen Briefen nicht um Wahrheit, im Gegentheil blos um Lüge, Heuchelei und Verläumdung, drei Dinge, mit denen sich Stolpernfuß schon lange duzt. Allein er macht's mit sich selber auch nicht besser. Junker Stolpernfuß schreibt an sich selbst im Namen einer ungenannten Schönen ein leidenschaftliches Billet, und bestellt sich da und dort hin. Er schickt sich den Brief, er kommt nach Hause, findet den Brief, liest ihn. „Von wem kann der Brief sein?“ fragt er sich selbst. „Ah, gewiß von der Mamsell So und So!“ ruft er aus; denn er ist fest

überzeugt, daß jedes Frauenzimmer, mit dem er einmal spricht, in ihn verliebt ist; und da er Alles, wovon er überzeugt ist, mit allerhand Erfindungen vermehrt, sogleich Allen seinen Duzbrüdern insgeheim öffentlich mittheilt, und da seine Duzbrüder sind so viele wie Kellner in Paris, so wüßten diese Alle die Geschichte, wenn sie nicht zugleich auch wüßten, daß sie erlogen ist. Also Junker Stolpernfuß schreibt sich selbst Antwort auf seine anonyme Liebeserklärung, und da man schriftlich logischer lügen kann, so schreibt er sich Repliken, Dupliken, Alles selbst, und da es keinen Lügner auf der Welt gibt, dem nicht ein Mensch einmal etwas glaubt, so glaubt sich Junker Stolpernfuß selbst am Ende, daß er ein anonymes Billet-doux erhalten hat, und läßt es, wenn er bei irgend andern Frauenzimmern ist, aus der Tasche fallen. Diese heben's auf, lesen's, er ziert sich Anfangs, endlich erzählt er: „es sei wahrscheinlich diese und jene, ein Fräulein von ausgezeichnetem Stand, aber dumm u. s. w.“ Denn Junker Stolpernfuß vereinigt alle edlen Eigenschaften, er geht von keinem Frauenzimmer, dem er noch so gehuldigt, weg, ohne sie auszulachen, sie zu verleumden, und ihr nachzumachen; damit will er aber beileibe nichts Böses gemeint haben, im Gegentheil, er will ihr damit eine Schmeichelei machen, und ihr dadurch beweisen, daß er sie wie seine intimsten Freunde behandelt.

So stolpert Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, genannt der Duellfresser, denn angenehm und fröhlich durch's Leben! Er besitzt das „Talent der Fische“, nämlich, er hält sich in jedem Hause höchstens zwei Tage,

dann fängt er schon an, anrüchig zu werden. Im Anfange glaubt man, er stolpert aus Kindlichkeit, duzt Alle aus Naiveté, wie ein Tyroler, und lügt aus Liebe zum Romantischen. Nach und nach aber ziehen sich Alle von Junker Stolpernfuß zurück; denn einmal stolpern, ist amüsant, aber toujours stolpern! sich mit einigen duzen, ist recht, aber die Menschheit umzingeln und sie duzen, ist zweideutig; seine Ehre bewahren, ist ehrenwerth, aber Stänkereien suchen und zurückstolpern ist abgeschmackt; lügen ist zuweilen ein schönes Talent beim Märchenerzählen u. s. w., allein lügen aus reiner Lust an Lüge, verleumden aus Wohlgefallen an Verleumdung, alle Aufrichtigkeit und Treue in Falschheit und Heuchelei umkehren, blos aus Naturell zum Windspiel, das wollen doch am Ende die wenigsten Menschen, und so stolpert denn Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, genannt der Duellfresser, immer einsamer auf der stolperigen Bahn des Daseins!

II.

Dr. Henschel, das Manuscript-Skelet.

Dr. Henschel hat Medicin studirt, das heißt, er war immer der Erste, der die Zweite bekam, und Einer der Letzten, die am ersten wieder repetirten. Er war auch nicht ein einziges Mal gegenwärtig, wenn er eine Absenz bekam, und war einer der Fleißigsten, sobald die Ferien angingen.

Durch Geduld und Zeit aber überwindet man Alles, Alles begreift auch zweite Classen, Absenzen und Repetitionen in sich. Dr. Henschel überwand also Alles, ging nach Pavia, besah die Lanze Rolands in der Domkirche, badete in dem Ticino, und da Carl der Große gerade zufällig so gütig war, daselbst eine Universität ad usum privatum des Herrn Dr. Henschel zu stiften, so machte dieser in der Geschwindigkeit, in der man nicht viel gefragt wird und noch weniger viel, oder noch viel weniger zu antworten braucht, sein Rigorosum.

Herr Dr. Henschel kehrte also, zur Freude und zum Augentrost Aller, die eine starke Zuneigung zu Absenzen und eine starke Abneigung zu Frequenzen haben, als graduirter Doctor von Pavia zurück.

Zum Unglück für den Herrn Dr. Henschel pflegen die gesunden Menschen keinen Arzt zu rufen, und die Kranken haben gesunden Menschenverstand genug, um sich

Aerzte zu rufen, die mehr berühmt durch ihr Wissen, als berüchtigt durch ihre Absenzen und bekannt als Reisende nach Pavia sind.

Herr Dr. Henschel fing also seine Praxis bei einigen Patienten an, an welchen schon Viele mit Unglück laborirten, nämlich bei den Musen!

Er sah den kranken Zustand unserer Musen, und beschloß, sie zu curiren! Kurz, Dr. Henschel wurde ein Dichter! Der Himmel steh' uns bei!

Er schrieb lange Gedichte auf Concept- und Recept-Papier! Zum Beispiel:

R. (Kann heißen „Recept" oder auch „Romanze.")

Also: R. Schmerz und Herz Dr. jj.
Lust, Brust Dr. j.
Röthe, Flöte Unc. β.
Solv. in acq. lacry. Nach Bericht.

Dr. H.

Solche Recepte bringen zwar nie einen Menschen um, aber sie bringen zuweilen, wie der Wiener sagt, ein Vieh um!

Bei einem Versifex kommt es fast noch mehr auf die Praxis an, als bei einem Arzt. Wenn ein solcher Verse-Spekulant einmal fünfzig solche Recepte geschrieben hat, so geht das dann im buchstäblichen Sinne des Wortes: wie geschmiert.

Herr Dr. Henschel gehörte zu jenen ehrwürdigen Aerzten, die gar nichts gegen ein Consilium haben, und sogar selbst dazu auffordern.

Die Musen schienen dem Herrn Dr. Henschel bedeutend krank, und er verschrieb ihnen nicht das kleinste „Wiener Trankel“ ohne Consilium! Leider war ich immer derjenige, welchen er zu Rathe zog, und dem er alle seine Recepte vorlas, und seitdem ich das Unglück habe, auch „Apotheker“ zu sein, das heißt, Redacteur eines Blattes, in dem er seine Recepte gerne machen ließe, bin ich der ewige und alleinige Consulent bei seinen incurablen Patienten!

Wenn ich nicht gerade den Schnupfen habe, so besitze ich eine feine, wenn auch breite Nase. Juchten und Manuscripte rieche ich auf zwanzig Ellen weit! und so riech' ich den Herrn Dr. Henschel schon, wenn er noch auf der Treppe ist; denn Dr. Henschel ist nicht ein Mensch, der ein Manuscript mit sich bringt; auch nicht ein Mensch, der vielleicht zwei Manuscripte in der Tasche hat; und auch kein Mensch, der verschiedene Manuscripte bei sich trägt; sondern Dr. Henschel ist ein förmliches Manuscripten-Skelet; ein Formular von einem Menschen, mit Manuscripten befleischt; Alles an ihm ist Manuscript: Fleisch, Haut, Adern, Sehnen, Nerven u. s. w.

Wenn er sich bewegt, knistert's wie altes Pergament; wenn er sich niedersetzt, knittert es wie eine Papyrusrolle; und wenn er sich bückt, so kracht's und knackt's um alle seine Glieder!

Zu allererst nimmt er ein Manuscript aus dem Hut; es sind Versuche aus früherer Zeit, über die

er meinen Rath wünscht; dann kommt ein Manuscript aus der Brusttasche: „Lyrische Tändeleien,“ über die ich meine Ansicht sagen soll; dann kommt aus der hintern Rockschoßtasche ein Manuscript: „Entwurf eines Lustspiels,“ worüber ich meine Meinung abgeben soll; dann kommt ein Manuscript aus der andern ähnlichen Tasche: „Dritter Gesang eines Epos;“ dann kommt ein Manuscript aus der Westentasche, dann ein Manuscript aus der Uhrtasche, dann kommt die Brieftasche und aus ihr ein Manuscript: „Epigrammatische Haarnadeleien,“ und so zaubert Herr Dr. Henschel wie ein zweiter Bosco Manuscripte aus sich, aus seinen Taschen, und aus seinen Manuscripten selbst wieder andere Manuscripte heraus. Mir schwindelt! Wie der Besen von Goethe's Zauberlehrling, holt er immerfort Manuscripte um mich her; mir flimmert's vor den Augen, ich erwarte, daß er ein Manuscript aus dem Nasenloche zieht, ein Manuscript aus den hohlen Zähnen, ein Manuscript aus den Ohrgängen u. s. w.

Dabei lächelt Dr. Henschel selig und sagt nichts, als: „Nur noch diese Kleinigkeit!“

III.

Die Kunst geht nach sechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn kleine Kälbernes.

Keine Kunst ist eine solche durstige Leidenschaft, als die darstellende dramatische. Melpomene und Thalia waren von jeher als mit großen und durstigen Lebern versehene Personen bekannt. Eine noch durstigere Leidenschaft ist die Musik! Der Notenschlüssel und der Kellerschlüssel gehen Hand in Hand, und je mehr die musikalischen Instrumente auswendig vor aller Feuchtigkeit bewahrt werden müssen, desto zuträglicher dünkt diese Feuchtigkeit dem Instrumentalisten zu sein.

Die dramatische Kunst beruht hauptsächlich auf Nachbildung der Natur, und der Durst ist, wie Galen behauptet, die erste Stimme der Natur!

Starke Muskelbewegung erregt den Durst, daher auch die Helden, vulgo Coulissenreißer, mehr Durst haben, als die zärtlichen Alten u. s. w., obwohl man auch Beispiele hat, daß letztere Gattung Bedeutendes im Durstfache leistete. Der dramatische Durst erstreckt sich von Bier, Wein und Branntwein bis auf Lob und Lobsalm.

Alle tragischen Rollen sind eigentlich nichts, als periodische, hitzige Leberkrankheiten. Die Sympathie zwischen Leber und Gehirn ist bekannt. Je mehr eine

Rolle studirt wird, desto angegriffener wird die Leber. Man kann also an der Bogenzahl der Rolle, die Seitelzahl des Getränkes ermitteln, die zu ihr aufgebraucht wird. Eines der ersten Symptome einer solchen dramatischen Leberentzündung ist, wie bei der wirklichen, ein starkes Stechen in den Schultern, wodurch das heftige Arm- und Schulterspiel herkommt, so auch das starke Athemholen, in der Kunstsprache: „Musengeheul“ genannt, und das Herumwerfen von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt.

Seltner ist der Hunger bei der dramatischen Kunst, und er übertrifft selten den eines simplen Menschen, dessen Magen und Nerven nicht so reizbar sind, als die der Kunstwelt.

Indessen gibt es Individuen, die vor, nach und in der dramatischen Thätigkeit, mit solcher Nervenkraft nach ihrem Magen-Object verlangen, daß diese in Heißhunger, Hundeshunger oder Bulimie übergeht. Dieser Heißhunger ist so stark, daß er zuweilen dem Rollenhunger gleich kommt.

Herr Bartolomeo Dampfsitzer ist ein solcher Künstler, er frißt zuerst alle Rollen, verschluckt dann erst alle Endsilben der ganzen Rolle, frißt den Souffleur mit den Ohren auf, und geht erst dann in das Gasthaus zum „silbernen Bonzen“, um etwas zu essen.

Allein was ißt Herr Bartolomeo Dampfsitzer? Es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden! Nichts als ein „kleines Kälbernes“, das ist: eine halbe Portion Kalbfleisch!



Was ist ein „kleines Kälbernes“ für einen großen Schauspieler? Er tritt auf und es ist gewesen! Er läßt sich also nach fünf Minuten vom Kellner des „silbernen Bonzen“ noch ein „kleines Kälbernes“ geben, mit einer „reschen Semmel“. Allein was sind zwei „kleine Kälbernes“ für einen Künstler, dem erst ein ganzes Kälbernes und ein ganzes Stück im Magen, und eine Rolle von acht Bogen im Rücken liegen? Nichts? Afflavit et dissipati sunt!

Herr Bartolomeo Dampfsitzer entschließt sich also, den Kellner noch einmal zu rufen und ihm zu sagen:

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keinen rechten Appetit, ich werde es versuchen, bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes“, aber ohne Saft und mit Erdäpfeln.“

Drei „kleine Kälbernes“ zählen wirklich gar nichts in den Annalen der Kunst, und Herr Bartolomeo Dampfsitzer fühlt sich zu Größrem berufen! Er ruft den Kellner und spricht:

„Ohne Saft ist das Ding doch nicht zu genießen, also bitt' ich Sie, geben Sie mir ein „kleines Kälbernes“ mit Saft und ein Bischen geröstete Erdäpfeln dazu.“

Inzwischen hat Herr Bartolomeo seine Rolle von morgen aus der Tasche gezogen, und ißt das vierte „kleine Kälbernes“ mit Saft, gerösteten Erdäpfeln und Rollen-Schnitten.

In seinem Berufsgeschäft ganz vertieft, ruft er, halb wie im Somnambulismus, den Kellner, und sagt im zerstreuten Ton, wie aus dem Schlafe:

„Bringen Sie mir einmal so ein — ach, wie heißt es doch — ja, bringen Sie mir einmal so ein „kleines Kälbernes", aber vom Anschnitt, etwas braun, mit Essigkren."

In den „Kleinkälbernen-Zwischenacten" verzehrt Herr Bartolomeo einige vazirende Semmel; aber weiß er, daß er Semmel ißt? Bewahre! Er ißt die Semmel nicht! Die Kunst in ihm ißt alle diese Semmel, er ist ja ganz zerstreut. In der Hitze seiner Aufgabe hat sich auch das „braune kleines Kälbernes" in den Magen hineinmemorirt, und einmal im Zuge, dem Fluge der entbrannten Phantasie folgend, ruft er den Kellner und sagt:

„Nun möcht' ich doch einmal ein recht weiches „kleines Kälbernes", aber mit kleinen Gurken, die reizen den Magen ein wenig."

Während dem dieses weiche „kleines Kälbernes" von ihm verzehrt wird, deklamirt er mit der linken Hand, und scheint ganz bewußtlos. Endlich ruft er dem Kellner:

„Haben Sie mir denn schon ein weiches „kleines Kälbernes" mit Gurken gebracht?"

Der Kellner bejaht es, worauf er ganz erstaunt ausruft:

„Das muß ich in Gedanken gegessen haben! Es ist auch eine gar zu schwierige Rolle! Man vergißt ganz aufs Essen. Seien Sie so gut und bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes" ohne etwas dazu, aber so etwas mit Knorpelwerk."

Dem siebenten „kleines Kälbernes“ folgt ein achtes und ein neuntes, und die sechste Semmel ist dazu abgeschlachtet.

Nachdem Herr Bartolomeo für jede Muse ein „kleines Kälbernes“ gegessen hat, denkt er: Apollo will doch auch nicht vernachlässigt sein, ruft den Kellner und sagt:

„Es ist curios, mir schmeckt heute das „kleines Kälbernes“ nicht recht, und ich esse es doch sonst so gerne. Sagen Sie doch der Köchin, sie möchte mir doch ein recht appetitliches, wohlschmeckendes „kleines Kälbernes“ schicken, ich kann doch mit dem leeren Magen nicht ins Bett gehen, insonders nach einer solchen Vieharbeit.“ Dabei zeigt er auf seine Rolle.

Der Kellner kommt, ein zehntes „kleines Kälbernes“ wandelt den Weg aller „kleinen Kälbernes“ in die große Familiengruft des Künstlermagens hinein. Es ist Mitternacht, die Gäste sind schon alle nach Hause gegangen, da sieht er sich um und ruft verwundert aus: „Schon so spät?! Wie die Zeit beim Studiren vergeht! Kellner! bezahlen! Zehn kleine Kälbernes, sechs Semmel u. s. w. Ich muß doch etwas für den Magen einnehmen! Gute Nacht!“

Am andern Abend sitzt Bartolomeo Dampfsitzer nach dem Theater wieder beim „silbernen Bonzen“, studirt seine Rolle und legt nichts in sich hinein, als sechs Semmel und zehn „kleine Kälbernes!“

IV.

Die unbegreifliche Gastfreundschaft.

Es war in einer jener nord-deutschen Städte, wo die Natur sehr viel Sand und sehr wenig Gemüth gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohr-, weißen, Wasser- und Steck-Rüben besser und häufiger gepflegt wurden, als Herzlichkeit, Innigkeit, Freigebigkeit und Gastfreundschaft.

In dieser Stadt hatte der liebe Himmel den Banquier X. gesegnet mit Geld und Gut, und damit er in seinem irdischen Glücke nicht übermüthig werde, segnete er ihn auch mit einer Frau und sieben Töchtern.

Töchter haben, ist an und für sich ein geborner Hang zur Schwermuth, sieben Töchter haben, ist ein natürlicher Beruf zur incurablen Melancholie.

Indessen: die Töchter waren schön, der Vater reich und die Mutter kurzsichtig, drei Umstände, welche ganz geeignet waren, den Besuch in diesem Hause zu dem angenehmsten zu machen, und so fanden sich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die sieben fetten Kühe auf die große Weide des Cour-Machens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wiese der Galanterie.

Unter diesen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Courmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall, und

auch sonst gar nichts von jenen fetten Heu- und Gras-Gaben der Natur, die nöthig sind, um mich für eine appetitliche Ehe-Wiese zu halten; allein der Winter im Norden ist sehr kalt, das Holz sehr theuer, in dem Gesellschafts- und Speise-Zimmer des Banquier X. war es immer so schön warm, und in der Gesellschaft dieses Siebengestirns befand man sich immer in einer Art von angenehmer und der Gesundheit zuträglicher Transspiration.

Es ist bekannt, daß die Musen viel Rosen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Musensöhne die heißesten Herzen und die kältesten Füße haben.

Da ich von dem Speise- und Gesellschafts-Zimmer des Banquiers X. sprach, so muß ich dabei bemerken, daß das identische Begriffe und dieselben Personen waren, man speiste im Gesellschafts-Zimmer, und gesellschaftete im Speise-Zimmer.

Wenn ich sagte „man speiste“, so muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus historischen Quellen schöpfte, sondern aus Traditionen, aus Sagen, die sich mündlich im Publikum fortpflanzten. Augenzeuge war nie Jemand, ob bei dem Herrn Banquier X. je gegessen wurde, und was gegessen wurde. Die Familie betrieb dieses Geschäft im Geheimen, gehüllt im tiefsten Schleier, nie war eine fremde Person Zeuge dieses Schauspiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu diesen Mysterien zugelassen.

Was das ist, „einen Gast zu Tische bitten,“ kannte die Familie nur dem Hörensagen nach. Herr X. hatte den

Grundsatz: „nur der ist gastfrei, der frei von allen Gästen ist!“

Herr und Madame X., sieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, sie setzten sich ewig und immer ganz allein an den Eßtisch, und so lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der sieben Töchter abspiegelte, hat kein fremder Mund sich in ihr stilles Geschäft am Tische gemischt.

Ich war immer willkommen im Hause, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten sich immer zu Tod lachen über meine possirlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieses letzten Umstandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tische, entweder Abends oder Mittags, nie, nie sagte Jemand zu mir: „Bleiben Sie zum Essen da.“ Je näher die große Abfütterungs-Stunde kam, desto besorglicher wurden alle Mienen. Herr und Madame X. scharrten mit den Füßen, wie Schweizer-Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen steckt. Die sieben Töchter gingen unruhig im Kreise herum, als ob sie Kolik hätten. Die Luft selbst wurde schwül, bis ich mich erhob, um zu gehen, und wenn ich sagte: „Sie wollen wohl essen? jetzt geh' ich!“ glänzte das Antlitz des Herrn X., wie ein Seidenhut nach dem Regen. Madame X. lächelte freundlich, wie eine geknickte Schmalzblume, und die sieben Töchter wimmelten selig untereinander, wie sieben Oel-Fettaugen auf einem Essigsalat.

Zwei Jahre nacheinander besuchte ich die sieben Töchter des Herrn X., ich wurde dadurch nicht fetter, und sie nicht magerer, nie wurde ich zum Essen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüseduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog, wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete, wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegessen wurde, gegessen mit Frakturzähnen, so würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in diesem Hause gar nicht an die Existenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, diese Familie esse gar nicht mit dem Munde. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die Natur andere Aufsaugungs- und Einsaugungs-Theile. Die Bäume essen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht speist diese Familie mit den Poren, mit den Augen-Brauen, mit dem Ohr-Läppchen; wer kennt alle Capricen der in ihren Schöpfungen so bizarren Natur?! Falsche Scham hält diese Familie zurück, je vor andern Leuten zu essen! So dachte ich.

Eines Tages, es war im Jahre 1826, am 15. December, kam ich wie gewöhnlich um zwölf Uhr Mittag. Ich blieb immer, bis sich die der Abfütterung vorgehenden Symptome einzustellen pflegten, nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr sehen, in die Ohren zischeln u. s. w. Heute kam nichts von allem dem. Eine besondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte sich an mich, sie war nie so freundlich gewesen; die sieben Töchter schwammen um mich herum

wie sieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Aeuglein wie eine Eidechse, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, und Herr X. sah so schlau aus wie eine Charade, welcher die Auflösung vorgedruckt ist.

Mir wurde unheimlich; ich ahnte, daß was Ungewöhnliches vorgehe; ich griff eilig nach dem Hut, darauf sagte ich mein Trostsprüchlein auf:

„Sie wollen wohl essen? Jetzt geh' ich.“ Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteste ist geschehen! Nicht möglich und doch geschehen! Herr X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns essen?“ — Ich blieb sprachlos stehen. Hatt' ich recht gehört? „Essen?“ „Mitessen?“ „Mit uns essen?“

Es mußte etwas Ungeheueres vorgegangen sein!

Ich war starr vor Erstaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Madame X. angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfisch. „Ach ja, Sie sind heute unser Gast!“ — Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Nase, ich wußte nicht, ob ich träume, wache. Die sieben Töchter umringten mich auch und aus allen Sieben ertönte es auf einmal wie aus sieben Bierflaschen, von denen der Stöpsel zu gleicher Zeit losging: „Ach ja, Sie essen heute Mittag bei uns!“

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handschuh aus der Hand, und ich blieb fast willenlos. Gewiß, es lag eine große Ursache, ein unerforschliches Geheimniß zu Grunde, und ich beschloß, es zu erforschen, und wenn es mein Leben kosten sollte.

Man speiste, man speiste gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutschen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutscher Philosophie und Eßlust gewohnt ist. Die Familie aß wie alle Menschen, nirgends eine Abnormität! Die sieben Töchter, freilich die aßen jedes Gericht dreimal: erst verschlangen sie es mit den Augen, dann verschlangen sie es mit der Nase, und dann erst mit dem Munde; dafür geschah dieses Letzte aber auch so schnell, dafür wurde das Gericht mit einer solchen Blitzesschnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Essen war zu Ende, Alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Ursache dieser unerhörten Gasteinladung erforschen.

Ich nahm gerührt Abschied von der ganzen Familie, sie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beschäftigt, die Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung aufzuspüren.

Im Vorzimmer gab mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieser Moment war immer einer der interessantesten bei dem Banquier X. Es war ein allerliebstes Wesen, und so konnte kein lebendes Wesen den Mantel nach dem Wind' und um die Schultern hängen, als sie. Da ich ihr beim Weggehen stets entweder die Hand selbst, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr Eindruck auf sie zu machen schien, war sie mir sehr gewogen, und schüttete manches Familien-Geheimniß in meinen Busen und in

meinen Mantel aus. Heute lächelte dieses Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges“ lag, aber Drolliges frisch und lustig, nicht alt und abgeschmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkosten wurden reichlich belohnt. „Wissen Sie, Herr Doctor,“ sagte sie, „warum Sie heute hier speisten?“ — „Ach, Engel! sage es mir doch!“ erwiederte ich. — „Nun,“ sagte sie, „die alte Tante ist krank, und konnte nicht zu Tische kommen. Die Familie ist ungeheuer abergläubig, ohne die Tante wären sie dreizehn bei Tische gewesen, und, ihrer Meinung nach, hätte Jemand von ihnen sterben müssen, Sie mußten also den Vierzehnten machen!“

V.

Dr. Eisenkorn, das Tausendsapperment-Talent.

Talentvolle Menschen haben gewöhnlich nur zu Diesem oder Jenem Talent. Niemand hat zu Allem Talent. Es gibt aber Menschen ohne alles Talent, die zu Allem Talent zu haben glauben, die sich an Alles wagen, in Allem versuchen, in jedem Genre zu jeder Zeit für Jedermann zu arbeiten bereit sind; kurz, es gibt Menschen mit einem Tausendsapperments-Talent.

Dr. Eisenkorn ist ein solches Universal-Talent. Er arbeitet mit jedem der zehn Finger für eine andere Unsterblichkeit! Er schlitzt sich wie ein Pelikan die Brust auf, und tränkt mit seiner Herztinte alle seine literarischen Kinder. Er ist Mitarbeiter an allen bestehenden Zeitschriften, Correspondent in allen Journalen, intim mit allen Schriftstellern, in genauer Verbindung mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen, Vertrauter und Rathgeber aller Kunst- und Theater-Directionen, unzertrennlicher Gefährte und Hausfreund aller Künstler, Sänger, Tänzer, Tänzerinnen u. s. w.

Wenn er aufsteht, so raucht er eine Cigarre, und schreibt eine Ode an das Morgenroth; dann frühstückt er, und schreibt eine Humoreske über den Kaffee; dann wäscht er das Gesicht mit der linken Hand, und schreibt mit der rechten eine Satyre; dann wäscht er das Gesicht mit der

rechten Hand, und schreibt mit der linken ein Sonett; dann liest er die Theaterzettel, und schreibt ein Trauerspiel; dann läßt er sich rasiren, und dictirt eine Novelette; dann zieht er seinen Schlafrock an, und schreibt ein Epigramm; dann geht er auf und ab, und schreibt eine Charade; dann wirft er sich in den Schreibsessel, und schreibt Liebeslieder; dann stopft er sich eine Pfeife, und schreibt eine Ballade, kurz, er schreibt Alles für Alle, an Alle, auf Alle; dann schickt er die Charade an jene Redaction, die Ballade an eine zweite, die Ode an eine dritte, das Sonett an eine vierte u. s. w. Dann fliegen die Briefe nach Ost, West, Süd, Nord, und immer heißt es: „Zwar kann ich meine Zeit nur selten zu literarischen Werken verwenden, allein den kleinen Raub an meiner Zeit bin ich so frei u. s. w."

Darauf geht Dr. Eisenkorn aus.

Die Thätigkeit und Vielseitigkeit, die er in seinem Zimmer à la camera entfaltete, ist nichts, ist ein einseitiges Ding gegen die ungeheure, rastlose und alle Gegenstände umfassende Rüstigkeit und Allseitigkeit, die er nicht nur in den Besuchen zu allen Redactionen, Directionen, Ambitionen, Histrionen u. s. w. entwickelt, sondern auch in den fruchtbaren Streifzügen, die er auf der Straße, im Gehen, en passant zu Wege bringt!

Auf dem Hauptplatze begegnet er einem Redacteur: „Ach, mein Liebster! für Sie hab' ich ein köstliches Aufsätzchen! Nicht gar groß, so in zehn, zwölf Fortsetzungen; Herr N. N., Redacteur des So und So, wollt' es haben, allein Sie wissen, ich geb' es lieber in Ihr Blatt u. s. w."

Zehn Schritte weiter begegnet ihm N. N., der Redacteur des So und So, er umarmt ihn: „So eben dacht' ich an Sie, mein edler Freund, ich hab' für Sie ein köstliches Aufsätzchen! Ein episches Gedicht in ganz neuer Form, noch gar nicht dagewesen! Nicht groß, gar nicht groß, fünfundzwanzig zwölfzeilige Stanzen, Herr P. P., Redacteur von So und So, hat's zufällig bei mir gesehen, und wollt' es mit Gewalt einstecken, allein ich hab's einmal Ihnen bestimmt: ich mag dem P. P. nichts geben u. s. w."

Um die Ecke herum, stößt er auf P. P., schüttelt ihm die Hand: „Grad recht, mein Theurer, für Sie hab' ich was, ein köstliches Aufsätzchen! „Humoristische Lebensgeschichte einer Leberbirne," nicht gar zu groß, sechzehn kleine Kapitelchen. Ich hab's gestern in einer Gesellschaft gelesen, wo auch Z. Z., der Redacteur des So und So, war; der hätt' mich bald insultirt, daß ich es ihm nicht geben wollte u. s. w."

In der nächsten Gasse stoßt er auf den Balletmeister der großen Oper: „Zu Ihnen wollte ich eben, mein Verehrter, ich habe ein köstliches Programm zu einem romantischen Ballete: „Terpsichorens Triumph," oder: „Die geheilte Leberverhärtung." Das ist ein höchst romantisches Sujet; ich habe darin eine Gruppe von Allopathen und Homöopathen tanzen lassen, die außerordentlich pittoresk ist u. s. w."

Der Balletmeister empfiehlt sich dankend und Dr. Eisenkorn setzt seinen Zug fort; da kommt ihm der Kapellmeister der großen Oper in den Wurf: „Ach, guten Morgen

ein gutes Vorzeichen! Hören Sie, mein Hochgeschätz-ter, für Sie habe ich einen köstlichen Operntext! heroisch-romantisch:

„Mutter und Elephant," oder: „Wahre Liebe überwältigt Bestien."

Da sind Gemüths-Scenen! Affecte! Abwechslung! Sie mit Ihrem Talente und dieser Text, ohne mir zu schmeicheln, das wird was ganz Neues u. s. w."

Kaum hat sich der beglückte Kapellmeister aus seinen Armen gerissen, so führt der boshafte Gott des Zufalls ihm einen Director eines Volkstheaters zu: „Ach, himmlisch! mein Verehrtester! heute hätte ich Sie auf jeden Fall noch gesprochen! Ich habe etwas Köstliches für Sie! Noch gar nie da gewesen! Eine ganz neue Idee, eine neue Gestaltung der Lokalposse, ein Stück in drei Acten, mit einem Vorspiel, zwei Nachspielen, und drei Zwischen-Act-Spielen, unter dem Titel:

„Hi-Hi! — Mi-Mi! — Bi-Bi! lauter Allegorie!" oder: „Das bezauberte Grieszweckerl."

Eine nichtparodirende Parade-Parodie, in willkürlichen Aufzügen. Das macht Ihnen wenigstens ein paar hundert volle Häuser, ohne alle Ausstattung, blos das Stück, blos das Stück u. s. w."

Der Director umarmt ihn ganz erschrocken, empfiehlt sich, und siehe da, Herr Eisenkorn hängt schon wieder an einem berühmten Schauspieler: „Guten Morgen, mein Bester, ich dachte eben an Sie, ich höre, Sie wollten im

nächsten Concert deklamiren? Da hab' ich was Köstliches für Sie! Eine Ballade, voll Effect!

„Die große Pause der Natur nach dem Untergange der Welt!“

Da haben Sie Gelegenheit, Gefühl, Herz und Lunge zu zeigen! Da sind Stellen, Stellen, wo ich zersprungene Feuerberge redend einführe, und wo das ausgetrocknete Weltmeer nach einem Tropfen Wasser lechzt, das muß Furore machen u. s. w.“

Kaum wendet sich der betroffene Schauspieler zum Abschiede um, so hat Herr Eisenkorn schon wieder einen Theater-Director erwischt: „Ergebenster Diener! Für Sie hab' ich was Köstliches! Da hab' ich diese Woche in einer müßigen Stunde fünfundsechzig neue Stücke aus dem Französischen übersetzt, eigentlich nicht übersetzt, ich übersetze nicht, bearbeitet, frei bearbeitet; eigentlich nicht bearbeitet, blos mitgetheilt, mitgetheilt; eigentlich nicht mitgetheilt, ich mittheile nicht, sondern blos nach der Idee, nach der Idee, nach fünfundsechzig Ideen! Sie werden alle gewiß sehr gefallen u. s. w.“

Noch bei dem letzten Worte stürzt Herr Eisenkorn auf einen andern Mann zu, es ist ein Lieder-Compositeur: „Ach, mein Charmantester, für Sie hab' ich was Köstliches! ganz für die Musik! ganz lyrisch, echt musikalisch:

„Schnupfen und Seufzer, eine Serenade im Schneegestöber.“

Ich sag' Ihnen, das singt sich von selbst; das werden Sie himmlisch componiren! u. s. w.

Kurz, Dr. Eisenkorn ist überall zu lesen, zu finden, zu sehen, gedruckt in großen, kleinen und mittlern Lettern, über und unter seinen Aufsätzen, mit deutschen, lateinischen und gothischen Buchstaben; er schreibt „Gesammeltes“ — „Gefundenes“ — „Erbeutetes“ — „Aufgeschnapptes“ — „Zusammengetragenes“ — „Fremdes und Eigenes“ — „Steinchen“ — „Buntes“ — „Scherben“ — „Späne“ — „Splitter“ — „Zahnstocher“ — „Curiosa“ — „Körner“ — „Pillen“ — „Fidibus“ u. s. w. und unter jedem Worte breit und klar: Dr. Eisenkorn.

Er schreibt als Anekdote:

„Berthold Schwarz hat das Pulver erfunden.“

Dr. Eisenkorn.

Als Miscelle:

„Horaz hat gesagt, man soll erst nach neun Jahren sein Werk drucken lassen.“

Dr. Eisenkorn.

Als Aphorisme:

„Hamlet sagt: Sein oder nicht sein, das ist die Frage!“ Dr. Eisenkorn.

Als Gedankenkästlein:

„Bevor Dr. Jenner das Impfen entdeckte, gab es mehr Menschen mit Blatternarben, als jetzt.“

Dr. Eisenkorn.

Als Eingeholtes:

„Shakespeare ist alt und doch neu!“

Dr. Eisenkorn.

Als Nüsse für schöne Zähne:
Räthsel: „Wo haben die ersten Menschen den Löffel angefaßt?"
Auflösung: „Beim Stiel! Ha! ha! ha!
Dr. Eisenkorn.

Und dennoch, dennoch, — o unbegreifliches Wunder der Lesewelt! — bleibt Dr. Eisenkorn der Lesewelt unbekannt!

Es ist ein Unglück, ein Talent zu Allem, ein Universal-Talent zu haben!

VI.

Herr Schniffelfeld, der Naturforscher.

Herr Schniffelfeld pflegt mich zuweilen zu besuchen. Wenn ich sage, er pflegt mich zu besuchen, so verstehe ich darunter, daß er zuweilen alle meine Mobilien, meine Bilder, meine Bücher, meine Büsten, meine Porte-Bijoux u. s. w. untersucht, ergründet, und die Naturgeschichte aller meiner liegenden, hängenden und herumfahrenden Effecten studirt!

Herr Schniffelfeld kommt ins Zimmer; mit dem ersten Entrechat sagt er: „Ah, guten Morgen, wie geht's?" und mit dem zweiten Schritte ist er an meinem Mitteltische, ergreift ein da liegendes Manuscript, schlägt den Titel auf, und nun beginnt die Naturforscherei:

Er. Von wem ist dies Lustspiel?

Ich. Ja! von einem Ungenannten.

Er. Wird es aufgeführt werden?

Ich. Kann sein.

Er. Ist das des Verfassers Handschrift?

Ich. Ich weiß wahrlich nicht.

Er. Hübsch geschrieben.

Ich. Recht hübsch.

Er. Und schönes Papier.

Ich. Recht schön, u. s. w.

Nach dieser Untersuchung stürzt sich Herr Schniffelfeld auf einen ausgestopften Nußhäher, der eine Feder im Munde hat. Er fängt die Naturforscherei an: „Das ist ein Nußhäher!" Ich nicke schweigend: Ja. — „Die Augen sind eingesetzt." Ich nicke schweigend: Ja. — „Die Feder ist recht hübsch angebracht!" Ich lächle holdselig. — „Eine gute Idee!" Ich sage: Passirt! Er fährt fort: „Sie stopfen jetzt recht gut aus!" und hat schon mein Siegel in der Hand: „Hübsch gestochen!" Da ich darauf nichts erwiedere, drückt indessen Herr Schniffelfeld an meine Zündmaschine und sagt: „Sie geht recht gut! das ist mit Phosphor!" Dann zündet er meinen Wachsstock an, nicht ohne dabei zu sagen: „Ein tüchtiger Kerl von einem Wachsstock!" nimmt mein Siegellack, liest darauf: „Patent-Lack," reibt es am Tuch-Aermel, dann nimmt er Papier, läßt das Siegelwachs schmelzen, drückt mein Siegel darauf, führt es an die Augen und sagt: „Das drückt sich recht deutlich aus!" — Kaum ist Herr Schniffelfeld mit diesem Experiment fertig, so stürzt sich seine naturforschende Wißbegier von der Wappenkunde auf die Blumistik. Er ergreift ein Glas mit Blumen, das auf meinem Tische steht, führt es mit einem genialen Schwunge an die Nase und sagt: „Vortrefflich riechen sie!" Dann reibt er eine Resede zwischen seinen Fingern, und führt diese wieder an seine Nase, indem er selbstzufrieden, lächelnd sagt: „Die Blumen haben gewiß was zu bedeuten!" Ich lächle ganz aufgelöst. Indessen geht die unermüdliche Untersuchungslust des Herrn

Schniffelfeld von der Blumistik wieder zur Mineralogie über. Er ergreift meine Uhrkette mit den Petschaften, dreht sie hin und her, haucht sie an, läßt sie im Lichte spielen und ruft aus: „Das ist ein Rubin palé, und das ein Carneol.“ Darauf liest er, was auf ihnen gestochen ist: „Rechtsinnig! Sie sind ein Vocativus!“ Ich lächle wieder wie nach einer Kamillen-Infusion. „Der Carneol ist nicht ganz rein! Ich habe auch einen, der ist hübscher!“ — und, bums! auf einmal ist er über meinen Wandkorb gerathen! — „Der scheint gehäkelt zu sein? oder tambourirt? Ich glaube, es ist Seiden-Toque; die Idee ist nicht übel: ich möchte wissen, ob es selbst gemacht, oder ob es gekauft ist?“ — Ich gestehe meine Unwissenheit, und Herr Schniffelfeld stürzt sich auf die Fischkunde, er macht sich über mein Glas mit Goldfischen, nimmt das kleine Netz und fährt hinein: „Ach, die lieben Thierchen! da ist ein geflecktes! Die müssen alle Tage Wasser bekommen! Haben Sie sie geschenkt bekommen? gekauft? Halten sie sich lange? Wie lange haben Sie sie schon?“ Er hört aber meine Antwort gar nicht an, sondern er hat sich schon meines Perspectives bemächtigt, zieht es aus, macht das Fenster auf, und versucht es: „Das ist ein gutes Glas. Ich hab' auch eins; aber auf diesem seh' ich besser. Es hat keine Farben-Ränder. Ein gutes Glas ist ein Glück! Da drauf sehen Sie die Schauspieler durch und durch!“ Darauf lacht er ungeheuer naturforscherlich, und ich begleite dieses Gelächter mit einem discreten weinsäuerlichen Lächeln. Plötzlich dreht sich Herr Schniffelfeld zu meinem Büsten-Schrank, und

ruft aus: „G y p s!“ dann faßt er Goethe beim Hals, Schiller bei der Nase, Mozart läßt er auf der freien Hand stehen, Haydn trägt er zum Fenster hin, dem Sophokles guckt er von unten in die Luftröhre hinein, und dem Apollo vom Belvedere bläst er den Staub aus den Augenwinkeln. Unglücklicher Weise hängt auf dem Kopfe einer bronzenen Niobe ein nettes, blaues Käppchen, und — hier ist Stoff zu Untersuchungen, zu Forschungen, zu Meinungen! „Ein allerliebstes Käppchen! blau und weiß! Ha, Treue und Unschuld! Ha ha ha! Und auf der Niobe! Das hat was zu bedeuten! Ja, bei Ihnen ist Alles mit Beziehung! Niobe! Ein Käppchen! Ein Käppchen auf der Niobe! Eine bronzene Niobe mit einem blauen Käppchen! Curios! recht curios! Warum grad' auf der Niobe! sonderbar!“ Herr S c h n i f f e l f e l d wäre noch nicht fertig, wenn nicht plötzlich ein gesticktes Tableau mit der Unterschrift: „D i e M a s k e, a m 8. F e b r u a r,“ seinen Eifer und seine Wißbegier aufgeregt hätte! „Die Maske? die Maske? Welche Maske? Aha, eine Maske! am 8. Februar? Was ist denn am 8. Februar? Wissen Sie, von wem es ist? Wann haben Sie's bekommen? Was stellt es eigentlich vor? Die Maske! Am 8. Februar! Hum! curios! Bei Ihnen sieht man curiose Sachen!“ — Darauf greift er nach meinem Hut, nimmt die Handschuh heraus, dreht sie um, und liest: „Jaquemar! Ja, Jaquemar! Ich trag' auch Jaquemar! — Aha, da sind sie aufgerissen; Sie müssen erst hinein blasen, bevor Sie sie anziehen, sehen Sie, so —“ nun bläst er in die Handschuh, wirft sie dann weg, um nach meinem Stocke zu greifen: „Ein spanisches Rohr!

ein hübscher Stock! dei Knopf oben recht hübsch! echtes Gold oder vergoldet? recht massiv! Etwas schwer! aber recht stattlich!" Darauf gibt er sich wieder eine kühne Wendung an meinen Schreibtisch, ergreift das Federmesser und sagt: „Eine echt englische Klinge! Schneidet sie gut?" Dann nimmt er eine Feder und probirt es; plötzlich fällt ihm ein: „Ich muß doch sehen, ob ich mit Ihren Federn schreiben kann!" Er nimmt meine Feder, setzt sich in meinen Arbeitssessel, ergreift meine Feder, und schreibt, nachdem er erst das Papier untersucht hat, und fand, daß es Whatmann sei, auf mein Papier einigemal seinen Namen, und dann: „Komm, weiße Dame, komm, weiße Dame, komm, weiße Dame!" Dann lacht er, und sagt: „Ihre Federn sind zu spitz! zu spitz! zu spitz!" Ungeheures Gelächter von seiner Seite, ein sanftseliges Lächeln von meiner Seite.

Zum guten Glück meldet mein Diener einen Besuch, Herr Schniffelfeld empfiehlt sich, indem er im Abgehen noch schnell den bei der Thür stehenden Regenschirm in die Höhe hebt, anschaut, biegt und sagt: „Recht fein, recht leicht, aber etwas klein, nur für eine Person! Verstehen Sie mich? Nur für eine Person!! Ha! ha!

VII.

Winter-Opfer und Gesellschafts-Geißeln.

Der tanzende Nachtlöhner.

Wenn man ein Bischen darüber nachdenkt, woher es kommt, daß zuweilen die sittsamsten Mädchen in schlechten Ruf kommen, daß die unschuldigste Frau in üble Nachrede geräth, so kommt man auf eine der Hauptursachen: schlecht gewählte, leichtsinnige Gesellschaft, und der Hang zu diesen hirnlosen und geistlosen Gesellschaften entsteht aus den drei Suchten der weiblichen Welt: Putzsucht, Gefallsucht, Tanzsucht, das ist der Positiv, Comparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller bessern Frauen-Natur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzsucht allein.

Viele Aeltern leiden an einem einfachen Uebel, an einer Tochter, die sie gerne verheirathen möchten, oder an einem doppelten Uebel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern u. s. w.

Gegen dieses Heirathsübel werden, wie gegen alle örtliche Uebel, gegen Gicht u. s. w., Badecuren und Schweißcuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte, Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. s. w., vielleicht

gießt ein unschuldiger Freier das Bad mit dem schönen Kinde aus, und heirathet es; im Winter aber braucht man Schweißcuren, die sogenannten Jourfix, oder Hausbälle, oder Picknicks, wo die armen Candidatinnen des Ehestandes sich im Schweiße ihres Angesichtes einen Mann ertanzen sollen. Zum Heirathen gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können sich nicht untereinander heirathen, die Mädchen können nicht untereinander tanzen!

Die Tänzer sind aber jetzt so rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen sie ihnen dazu; aufziehen thun sie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!" Das ist der Noth- und Hilfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Tanz-Anführer in der flachen Hand?" Aber das Schrecklichste der Schrecken ist eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!"

Jeder Bekannte wird also auf Tänzer-Raub ausgeschickt. Ein Jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieser Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, gesittet oder lasterhaft, geachtet oder verrufen ist, das gilt gleich, ist er doch ein Tänzer!

Diese Hausfreunde zerstreuen sich nun in Kaffeehäusern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern, und rufen: „Ist kein Tänzer unter Euch?" Ist einer da, so

wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?“ Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pact geschlossen, er wird als Nachtlöhner gemiethet, er muß Alles tanzen, mit Allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird Abends schwarz angezogen, eine Rose in sein Knopfloch gesteckt, gelbe Handschuhe bekommt er, und nun wird er in die Gesellschaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er präsentirt sein Creditiv als Tänzer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen sind, fragen: „Wer ist das, was ist er?“ Mag es der ungeschlachteste Bengel, der hirnloseste Fant, der sittenloseste Roué sein, was thut das? Er ist ein Tänzer!

„Dies eine Wort erschlägt zehntausend Rücksichten!“

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Lastthier keucht er unter seinem unsterblichen Beruf!

Er muß die Paare stellen, den Cotillon anführen, die Touren arrangiren u. s. w.; keinen Augenblick darf der Arme rasten, er muß ein perpetuum mobile sein.

Will er einen Augenblick sitzen, so kommt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein Bischen, es fordert sie Niemand auf!“ und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knacken die zerbrochenen Glieder!“

Erschöpft lehnt er sich an eine Stuhllehne, da kommt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebster, ziehen Sie doch

das kleine Fräulein dort ein Bischen zum Tanze auf, sie ist schon beleidigt.“ Mit schmerzlicher Resignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf, und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt sie dann in ihren Sessel hineinfallen, und lehnt sich athemlos in die Fenstervertiefung; allein, nein, noch ist dir keine Ruhe beschieden, du weises, thätiges, menschenfreundliches Haupt! Die Frau kommt wieder: „Das Fräulein X. will eine Mazurka tanzen, Sie thuen mir die Freundschaft!“

Und der tanzende Nachtlöhner rafft sich zusammen, und rafft eine Mazurka zusammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deshalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer seligen Minute will er seinen heißen Gram an dem Busen eines Gefrornen ausschütten, da wird zum Cotillon geblasen!

„Auf, auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!“

Da steht er wieder, verlassen hat er sein Eis, seine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende ist, wenn die Lichter ausgebrannt sind, die Mädchen blaß, die Frisuren zerrissen, und Alles geht, streicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner seinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächsten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort ist, frägt man sich: „Wer ist denn das?“ Kein Mensch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?“ Es ist kaum zu ermitteln.

Ein paar Tage später geht ein liebes, sittsames, unschuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener, als

sittenlos bekannter junger Mann grüßt sie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achsel, — und er sagt zu seinem Begleiter: „Mit der steh' ich auf einem curiosen Fuß!"

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!"



VIII.

Ein Löffel Polenta!

Herr Hummerfutterer hat nur eine Leidenschaft, er ladet sich gerne manchmal einen Freund auf einen „Löffel Polenta“ ein. Frau Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie gibt nicht gerne Jemanden einen Löffel Polenta, und Fräulein Mitzi Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenschaft, sie ißt nämlich selbst gar zu gerne einen Löffel Polenta, aber immer denjenigen Löffel, den ein Anderer bekommen soll.

Ich war dazu bestimmt, zwischen diesen dreien sich kreuzenden Löffel-Leidenschaften grausam in die Mitte geworfen zu werden.

„Essen Sie doch Mittwoch einen Löffel Polenta bei mir!“ sagte Herr Hummerfutterer, und ich sagte: „Ja!“ — Mittwoch Früh erschien der Bediente von Herrn Hummerfutterer mit einer Empfehlung der Frau von Hummerfutterer, und es thäte ihr sehr leid, aber sie habe sich gestern Abends erkältigt, liege im Bette, und würde sich das Vergnügen ein Andermal erbitten. Zwei Stunden darauf traf ich Frau von Hummerfutterer auf der Seilerstatt, wo sie einen Sack Polenta-Mehl einkaufte. Sie sah

mich nicht; aus Malice ging ich auf sie zu: „Ich schätze mich glücklich gnädige Frau! Sie schon außer Bett zu sehen; wie geht's, meine Verehrte?" — „Ach," erwiderte sie, „ich habe mich gewaltsam aus dem Bette gerissen, und muß mich gleich wieder niederlegen; wie sehr bedaure ich. Aber versprechen Sie mir, daß Sie nächsten Montag einen „Löffel Polenta" mit uns essen!" — Ich versprach es.

Montag Früh kam der Bediente des Herrn von Hummerfutterer, „sein Herr fühle sich ganz unglücklich, allein Fräulein Hummerfutterer habe plötzlich zu einer todtkranken Freundin nach Baden müssen, und sie wollte das Vergnügen meiner Gesellschaft doch auch genießen!" — Ich bedauerte sehr.

Nachmittag ging ich zu Guerra's, und kam gerade neben Frau und Fräulein von Hummerfutterer zu sitzen. „Stellen Sie sich vor," sagte Frau von Hummerfutterer, „eben wollte sich meine Mitzi auf den Wagen setzen, da bekommen wir die Nachricht, daß ihre Freundin, dem Himmel sei's geklagt, gestorben ist! — Ich habe doppelt bedauert! Allein jetzt versprechen Sie mir, daß Sie künftigen Freitag sicher auf einen „Löffel Polenta" kommen!" — Ich versprach.

Donnerstag Abends erhielt ich folgende Zeilen von Herrn von Hummerfutterer: „Es ist wirklich tragisch! Zum dritten Mal muß ich mit Leidwesen auf Ihre Gegenwart verzichten. — Meine Frau hat vergessen, daß wir schon seit vierzehn Tagen auf Morgen eingeladen sind, u. s. w." —

Am Freitag Morgens begab ich mich zufällig selbst auf den Wildpretmarkt, weil ich zu einem vorgenommenen Picknick zwei Fasanen zu kaufen hatte. Als ich in den Laden eintrat, steht, mit dem Rücken zu mir gewendet, Herr Hummerfutterer, welcher einige Schnüre „kleine Vögerl" in der Hand wiegt, und zu der Wildprethändlerin sagt: „Aber Sie müssen sie mir sogleich schicken, denn wir brauchen sie zur Polenta, und wir essen schon um Ein Uhr!"

Ich klopfte dem Herrn Hummerfutterer sachte auf die Schulter: „Guten Morgen, liebster Herr von Hummerfutterer! wie befinden sie sich? Kaufen sie „kleine Vögerl?"

„Ja," stammelte er ganz blaß, „kleine Vögerl bloß." —

— „Aber zur Polenta wahrscheinlich?" —

— „Ja wohl, aber, aber blos für meine Kinder; ich und meine Frau sind bei ***. — Was sagen Sie zu meinem Unglück! Aber nächsten Dienstag entgehen Sie mir nicht mehr. Da essen Sie einmal einen „Löffel Polenta" bei mir. Geben Sie mir ihr Ehrenwort!"

Ich wendete mich darauf zur Wildprethändlerin, und sagte ihr ganz laut: Schicken Sie mir doch nächsten Dienstag Früh ein Paar Krammetsvögel zu mir, ich will sie Mittags essen." — Und mit einem derben Händedruck, in dem eine ganze Resignation aller Polenta lag, trennte ich mich von Herrn Hummerfutterer.

Der verhängnißvolle Dienstag kam; es wurde acht, neun, zehn, eilf, zwölf Uhr, kein Diener und kein Brief kam, welche bedauerten.

Es sollte also endlich einmal realisirt werden, das große Unternehmen, ich sollte bei Hummerfutterer's einen „Löffel Polenta" essen!

Ich fand den Tisch schon gedeckt, die Familie Hummerfutterer schon schlagfertig. Die Frau kam mir sogleich entgegen, und sagte, ich müßte vorlieb nehmen, es sei kein Diner, blos eine „Wurzelsuppe", blos ein „Löffel Polenta." — Wir setzten uns zu Tische, es waren noch zwei junge Hummerfutterer da, Knaben von acht bis zehn Jahren. Die Wurzelsuppe kam. Frau von Hummerfutterer gab mir zuerst; allein sie verfuhr so oberflächlich, wie eine Kinder-Grammatik. Sie ließ die Wurzelwörter alle fallen, und gab mir nur die Derivativa, die abgeleitete Suppe, die zwar ein lauteres Gewissen besaß, aber sich sonst weder durch Färbung des Stils, noch durch Kraft des Ausdrucks auszeichnete! Desto tiefer aber drang sodann Fräulein Mitzi in die Wurzelwelt ein! Sie fuhr mit dem Löffel in die Schüssel, als wollte sie selbe entwurzeln! Auch die zwei kleinen Hummerfutterer bekamen ihre Portion, daß sie da saßen wie die Wurzelmännchen. Ich dankte der Hausfrau für die ungemeine Klarheit ihrer Mittheilung, indem ich ihr versicherte, daß das Andenken daran in meinem Innern fortwurzeln wird. Fräulein Mitzi hatte indessen solche botanische Bissen gemacht, daß ihr aufgeschnittener Magen gewiß ein wohlassortirtes Linė'sches Kräutermagazin abgegeben hätte. Ich neigte mich zu ihr und sagte: „Mein holdes Fräulein, Sie scheinen eine Vorliebe für das Pflanzensystem zu haben?"



„Ach ja," sagte sie ganz unbefangen, „es ist eine Blutreinigung, befördert die Ausdünstung und säubert den Körper!"

Ich war entzückt über diese delicate, naive Natur! Inzwischen waren Fische gekommen. Es waren junge Forellen von einem Gareißen und einem Weißfisch, in einer Butter-sauce von Baumöl. Es waren blos Köpfe und Schweif-stücke. Ich sagte zu Herrn Hummerfutterer: „solche Fische sind doch gerade wie Dichter, blos Kopf, und es ist merkwürdig, wie sie sich so ohne alle Mittel erhalten!"

Frau von Hummerfutterer hatte mir indessen einen Kopf auf den Teller gelegt, allein sie ließ ihn über den Teller ihres Mannes die Reise machen, und gerade in dem Scheitelpunkte dieses Tellers verlor der Kopf seinen ganzen Anhang aus der Fischwelt, und zu mir gelangte nur die äußerste Spitze dieses Kopfes. Ich machte dem Herrn Hummerfutterer wieder die Bemerkung, daß mein Fisch eine gute Haut sei, die noch obendrein es gewiß nicht faustdick hinter den Ohren hat. —

Da ich nichts Anderes zu beißen hatte, so machte ich beißende Bemerkungen. Mitzi hatte indessen auf ihren Teller die ausgezeichnetsten Köpfe ihrer Zeit versammelt. Nach dieser Wurzelsuppe, nachdem sie, so zu sagen, so sehr ins Gras gebissen hat, hätte ich nicht gedacht, daß sie noch so viel beißen wird. Ich war begierig, aus welchen Gesund-heitsgründen sie Fische esse, und welche officinelle Kraft dieselben hätten.

„Mein holdes Fräulein, scheinen eine Vorliebe für das Fisch-System zu haben?" —

„Ach ja, sie verdünnen die Säfte, und machen keinen Schleim!" —

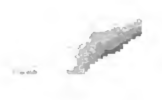
Ich wendete mich zu meinem Kopfe, indem ich dachte: „wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Kurschsplzcher! — Mitzi hatte eine Gräte geschluckt. — Kochtsratscher! — „Eß ein Stückchen Rinde!" sagte die Mutter, und reichte ihr einen halben Laib Brot hin. Mitzi war indessen an mein Herz gesunken und röchelte. Da sprang der Herr Hummerfutterer auf, versetzte ihr plötzlich einen solchen Puff in den Rücken, daß die geschluckte Gräte einen Salto Mortale in die Höhe machte, und mir gerade auf meinen Teller sprang. Es war eine ganze Hirnschale! Mitzi nahm auf diesen Schrecken noch einige obligate Köpfe zu sich, und der Kern der Mahlzeit, die Polenta, kam!

Es war ein kleiner, gelber Berg, in welchem „die keinen Vögerl" als Postmeister aufgestellt waren, denn sie wohnten alle wenigstens eine Poststation auseinander.

Herr Hummerfutterer begann vor Freude zu wetterleuchten, und Mitzi zu blitzen; die jungen Hummerfutterers donnerten, und die Frau von Hummerfutterer schlug mit großem Gekrache ein! — Der Löffel fiel wie ein Blitzstrahl auf den Polenta-Berg!

Die Schlacht begann! Löffel in Arm! Marsch! Vorwärts! Haut ein!



Es war eine furchtbare Schlacht! Es lösten sich alle Bande der Natur! Die kindliche Ehrfurcht wich; Mutterliebe wurde zur Megäre, und der Hausfreund war vergessen!

Herr von Hummerfutterer hatte sich eine kleine Brühl aus Polenta auf seinem Teller angelegt und auf der Spitze einen kleinen Hußarentempel. — Mir legte Frau von Hummerfutterer eine kleine Portion vor, indem sie sagte: „Ich weiß, sie essen so was nicht gerne, und nur uns zu Liebe." Auch die Schatten einiger kleinen Vögerl schwebten über meinen Teller, aber sie selbst ließen sich, wie die Wachtel in der Wüste, auf Mitzi's Teller nieder.

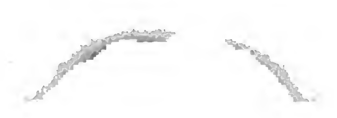
Meine Wißbegierde wurde wieder wach, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, zu erfahren, aus welchen diätetischen Gründen Fräulein Mitzi ganze Polenta-Berge ebnet.

„Mein holdes Fräulein scheinen eine Vorliebe des Polenta-Systems zu haben?" —

— „Ach ja, sie nähret sehr, und erweichet die Gedärme."

Ich bewunderte die angewandte Zartheit ihrer praktischen Arznei-Seelenlehre, und sah mit stiller Ehrfurcht dem unermüdlichen Fleiße der Polenta-Enthusiasten zu:

„Fünf Löffel sieht man ab und auf
In Eine Schüssel steigen,
Und schwebt der Eine voll herauf,
Muß sich der And're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,



Und trägt Einer diesen an den Mund,
Steckt jener in der Schüssel Grund,
Doch wollen sie mit ihren Gaben
Den Gast allein nur gar nicht laben."

Ich hatte bald keine Polenta, und indem ich meinen Löffel beobachtete, der allein ruhte, wo Alles arbeitete, wußte ich nicht, ob mich Herr Hummerfutterer auf einen „Löffel Polenta", oder auf einen „Polenta-Löffel" eingeladen hatte, und wäre fast versucht gewesen, ihn einzustecken.

Endlich war das große Werk gethan, ringsum war nichts mehr zu sehen; da sagte Frau von Hummerfutterer: „Sie haben aber gar nichts gegessen!"

Ich aber sagte: „Ach, gnädige Frau, ich hab' wirklich genug!"

Herr Hummerfutterer stand ganz vergnügt auf, schüttelte mir die Hand, und sagte: „Nun, Freundchen, wann möchten Sie wieder einmal bei mir einen „Löffel Polenta", essen!"

Ich hätte ihm auch gerne erwiedert: „Am liebsten sogleich!" —

Ich empfahl mich, Frau von Hummerfutterer bat mich, es nicht übel zu nehmen, wenn die Polenta nicht nach meinem Wunsche gewesen ist; ich ging und sagte:

„Polenti non fit injuria!"

Beantwortungen von Minnegerichts-Fragen.

I.

Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiser, oder der durch die Liebe ein Narr geworden ist?“

Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.
Virgil. Eclog. 10, 69.

Die Liebe besiegt Alles, sogar Metalliques! Die Liebe überwindet Alles, sogar Hausbälle! Die Liebe bezwingt Alles, sogar Recensenten! Die Liebe begeistert Alles, die Liebe humanisirt Alles!

Und soll ich weiter reden von der Liebe? und von welcher Liebe? Von der sporadischen, wie sie in einzelnen Fällen vorkommt, und Menschen, das heißt Unmenschen, das heißt Verliebte, hinrafft? Oder von der epidemischen, asiatischen, wie sie in unserer Zeit grassirt, und Tausende im Leben, das heißt in der Fabel, das heißt in Romanen und in Roman-Köpfen niederwürgt?

Was ist Liebe? Was heißt Liebe? Wo wohnt die Liebe?

Fragt den Millionär, und er wird Euch sagen: „Da, wo sich die Fingerspitzen mit dem Gelde an der atmosphärischen Luft verbinden.“ Fragt den Naturforscher, und er wird



Euch sagen: „Wo sich das organische und fortpflanzende Leben entzündet.“ Fragt den Schwärmer, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Mondstrahl die seufzende Knospe küßt.“ Fragt den Lustspieldichter, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Knoten, zur Ueberraschung des Publikums, ganz anders gelöst wird, als der gesunde Menschenverstand es erwartet.“ Fragt einen unserer Formenschmiede und subjectiven Lyriker, und er wird euch sagen: „Es ist

— — Entsagen nur und Trauern
Und ein verlornes Grollen (?) und Bedauern.“

Fragt unsere Jünglinge, und sie werden Euch sagen: „Sie wohnt in der Nothwendigkeit, eine reiche Partie zu machen.“ Fragt unsere jungen Mädchen, und sie werden Euch sagen: „Sie wohnt da, wo sich die Eitelkeit in die Versorgungssucht ergießt.“ Fragt endlich mich, und ich werde Euch sagen: „Sie wohnt in dem Herzen, das für eine Person zu enge ist und nur für zwei Personen weit genug ist!“

Liebe hat aber nicht nur ihren Ort, sondern auch ihre Zeit. Bei Pflanzen und Menschen ist die Jugend die Zeit der Liebe!

Blumen und Herzen haben ihre Flitterwochen; nach den Flitterwochen hört die Blume auf zu blitzen, das Herz zu glühen, die Zweige schweigen, der Schmetterling senkt den Fittig, das Leuchtkäferchen verliert seinen Phosphor! Nur seltene Menschen und seltene Herzen haben einen langen Frühling und eine lange Jugend! Aber jene seltenen Blumen und jene seltenen Herzen wurzeln zwar in der Erdenwelt, allein sie trinken Leben aus dem Aether des

Himmels und das Einathmen des Ueberirdischen macht sie zum lieblichsten, heiligsten Wunder der Natur!

Was die Kunst für die äußern Sinne ist, das ist die Liebe für den inneren Sinn: eine Sehnsucht nach dem Idealen, nach der Urschönheit, die in einem endlichen Wesen ihm tausendstrahlig entgegen leuchtet!

Liebe, Du begeisternde Improvisation eines liebetrunkenen Herzens, Du kühne Musik einer enflammten Empfindung, ich sage von Dir, was ein großer Dichter von einem andern Gegenstande sagt:

„Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir graut, seh' ich, was Tausende ohne Dich sind!"

Ach Gott! ja, mir schaudert die Haut und die Seele, seh' ich das Geschlecht der menschlichen Mollusken und Polypen, die ohne Liebe leben, ihnen fehlt die Entwicklung ihres Wesens, ihnen fehlt die Entfaltung ihres Seins; sie vernehmen nichts von der Harmonie der Schöpfung, die nur in der Liebe ihr Maifest auf Erden feiert; sie sehen nichts von dem Widerschein des Göttlichen, das aus dem Spiegel der Liebe zurückstrahlt: sie ahnen den aufgehenden Frühling nicht, der zwei Herzen überbaut mit den zu Blumen gewordenen Mythen der Sympathie; sie wandeln lichtlos unter dem Strahlen- und Funkenfalle des allbelebenden, allerwärmenden, allbeseligenden Centralfeuers!

Ach, saget nicht, daß der Liebende sich täusche! Die Liebe täuscht sich so wenig, wie die Poesie, die Poesie so wenig, wie die Kunst! Es ist Götterwahrheit in jeder Liebe, in jeder Poesie, in jeder Kunst; und wie die Wahrheit

in der wahren Kunst, so liegt die Geliebtenliebe in jeder wahren Liebe, so ist jede Täuschung der Liebe unmöglich!

Und solch eine Empfindung sollte den Menschen zum Narren machen? Eine solche Empfindung sollte die menschliche Natur nicht zur Vervollkommnung emportragen? Eine solche Empfindung sollte den Geist nicht verklären, den Sinn nicht veredeln, das Herz nicht heiligen und den Verstand nicht erhöhen und nicht läutern?

Wer nach seiner glücklichen oder unglücklichen Liebe ein Narr ist, der ist keiner geworden, der ist einer geblieben, mit erhöhtem Charakter.

II.

Beantwortung der Frage: „Kann ein geistreicher Mann ein geistloses Frauenzimmer, und kann ein geistreiches Frauenzimmer einen geistlosen Mann innig und dauernd lieben?“

War die Statue geistreich, in die sich Pygmalion verliebte? — War der schlafende Endimion geistreich, in den Diana sich verliebte? — War der Stier geistreich, von dem sich die Prinzessin Europa entführen ließ? —

Also die Mythologie ist gegen den Geist!

Wenn wir alle Liebesbriefe der Verliebten lesen, so ergibt sich, daß auch die Orthographie gegen den Geist ist!

Und die Weltgeschichte? Die Weltgeschichte sagt mit tausend Beispiel-Zungen, daß die geistreichsten Männer die dümmsten Frauen geheirathet, und die geistreichsten Mädchen die dümmsten Männer geliebt haben. —

Wie soll ich nun gegen die Mythologie, gegen die Orthographie, und gegen die Weltgeschichte stromauf schwimmen?

Was heißt Geist, geistreich? Welchen Einfluß übt der Geist auf den Mann, welchen auf das Frauenzimmer aus?

Unter zwanzig geistreichen Männern gibt es neunzehn gemüthliche, durch den Geist veredelte, durch den

Geist geläuterte, durch den Geist gestählte und erprobte Herzen. — Unter zwanzig geistreichen Frauenzimmern sind neunzehn Xantipen, neunzehn durch den Geist zerstückelte, durch den Geist entweiblichte, durch den Geist entfärbte Herzen.

Der Geist bei dem Manne ist ein zweischneidiges blankes Schwert, mit dem er für Recht und Wahrheit, für seine Ueberzeugung ficht, mit dem er gegen die Unholde des Lebens, gegen die Drachen, die den Schatz des Daseins neidisch überwachen, zu Felde zieht. Der Geist bei den Frauenzimmern ist eine Patent-Gartenschere, mit welcher sie die Blüten des Gemüthes, die Rosen der Empfindung, und jegliche Blume der Weiblichkeit aus ihrem und unserm Lebensgarten ausschneiden.

Nur in den Schriften der mittelmäßigen Schriftstellerinnen fließt Milch, Meth und Honig; in den Schriften der wirklich geistreichen Schriftstellerinnen rinnt Hyänen-Blut durch die Zeilenadern, strömt kochendes Gift, ätzende Schärfe, fressende Lauge, verheerende, versengende Lava!

Die Frau wurde aus der Rippe des Mannes gemacht, und nicht aus seinem Ohr noch aus seiner Stirne; die Gegend des Herzens ist ihr Geburtsort, und nicht die Gegend des Kopfes; sie soll dem Mann zum Herzen gehen, wie sie ihm vom Herzen ging. Das Herz aber bedarf keines Geistes, es bedarf des Gemüthes; das Herz ist kein Salongeschöpf, es braucht keine Räthsel und Charaden aufzugeben, es braucht keine Cirkel zu unterhalten, es braucht keine jeux d'esprit zu arrangiren, es braucht keine

witzigen Repliquen zu geben, und keine leuchtenden Wortspiele zu machen. Wenn zwei Herzen zusammenkommen, so sprechen sie nicht vom Theater, nicht von der romantischen Schule, nicht von den neuesten Musen-Almanachen, nicht von der Cachucha, und nicht von Stadt-Begebenheiten.

Was sucht der Mann beim Frauenzimmer?

Der geistlose Mann sucht brillante Eigenschaften, aber gerade der geistreiche Mann sucht stille Eigenschaften. Der geistlose Mann wird bei einem Frauenzimmer das Radschlagen und die Pfauen-Augen eines schillernden Geistes, die Knallerbsen eines Conversations-Feuerwerkes, den Zickzack eines flammenden Geistes-Nordlichts lieben, er wird sich darin gefallen, sich wie ein kleiner Junge unter diese Geist-Cascade mit ihren hohlen Wasserperlen zu stellen, sich von ihr überstäuben zu lassen, und zu denken: er glänze in diesem leeren Wasserstaub-Fall! — Der geistlose Mann, weil ihn selbst geistig friert, sucht er fremde Wärme, Strohfeuer, Colophoniumblitze; weil bei ihm in seinem Geistesstübchen kein Feuerofen ist, so sucht er die Meißner'sche Luftheizung des weiblichen Geistes auf. Der geistreiche Mann hingegen, der sich am eigenen Strahle wärmt, dem die Flamme im eigenen Geist lodert, der sucht bei dem weiblichen Wesen Kühle, Schatten, Labung. — Der geistreiche Mann sucht bei der Frau gesunden Verstand, gesundes Herz, gesundes Blut.

Klingt das prosaisch? Das kann sein, aber es ist wahr.

Der gesunde Verstand wird die Sprache des Geistes verstehen, ohne sie selbst zu sprechen, und das ist gerade

genug für den geistreichen Mann; das gesunde Herz wird bald verkünden, ob es den geistreichen Mann blos seines Geistes halber, oder seines eigenen Ichs halber liebt, und darnach seine Liebe erwiedern; und das gesunde Blut wird in seiner Rosenfarbe, durch eine gleichförmige Circulation das gesunde Herz stets in jener schönen, gleichförmigen Wallung lassen, die zu einem gleichförmigen, stillen Herzensglücke nöthig ist.

Der geistreiche Mann sucht im Frauenzimmer eine Blume, die er sich ans Herz heftet, und keine farbige Kokarde, um sie auf den Hut zu stecken; er sucht den Austausch der Empfindung, und nicht den Austausch geistiger Interessen; sie soll seinen Geist begreifen, ihn achten, zu ihm emporschauen, wie der Epheu zu der Baumkrone; aber sie braucht nur bis an sein Herz zu reichen und ihn da wie Epheu, sanft und fest und für immer zu umschlingen.

Anders ist es mit dem Frauenzimmer, das einen Mann liebt! Die Weltgeschichte erzählt von vielen Frauen, die dumme Männer geliebt haben. — — Ja, aber die Weltgeschichte sagt nicht, was aus solcher Liebe, aus solcher Ehe geworden; sie enthält nur die Anzeige, aber nicht die Geschichte dieser Liebe, die Folgen nicht.

Wo eine geistreiche Frau einen dummen Mann heirathet, wird entweder sie unglücklich, oder er lächerlich; und es kann für eine wahrhaft geistreiche Frau kein größeres Unglück geben, als einen lächerlichen Mann zu haben. — Je kleiner sein Geist neben dem ihrigen erscheint,

desto größer ist die moralische Verdächtigung, die sie, und ihren Entschluß, ihn zu heirathen, trifft!

Es gibt Frauen, die dumme Männer suchen, um sie dann zu beherrschen; von solchen moralischen Mißgeburten spricht man nicht, sie sind der Verachtung der Welt, und der Nichtigkeit ihres eigenen Gemüthes verfallen.

Aber ein Frauenzimmer, das mit hellem Geiste ein unverdorb'nes Herz verbindet, wird und kann nur jenen Mann innig und dauernd lieben, der durch Geist und Bildung hoch über ihr steht, wenn seine moralische Beschaffenheit seinem Geiste gleichen Rang hält. — Das wahrhaft gebildete Frauenzimmer will den Mann nicht nur lieben, es will ihn hochachten, verehren, es lebt und athmet gerne in dem Doppelstrahl des Geistes und des Gemüthes, in den Schwesterflammen von Kopf und Herz. Der Geist des Mannes ganz allein ist der Geist, in dem die Liebe des Weibes ewig jung erhalten wird; er ist die verjüngende Gastein-Quelle, in welcher die Rose der Neigung nie verblüht; der Geist allein bewirkt durch sein magisches Handauflegen, daß die blinden Herzen sehend werden, und die gelähmte Empfindung regsam wird und bleibt; der Geist des Mannes ist der krystallene Glassturz über den geflochtenen Blumenstrauß der Liebe, über den geheiligten Kranz der Ehe; der Geist des Mannes allein heißt den wandelnden Mond weiblicher Neigung fest stehen, und die Sonne der Treue nicht sinken; der Geist des Mannes allein ist der Gärtner, der die Rebe der Liebe ins weibliche Herz pflanzt, der Thau, der sie mit Süßigkeit füllt, die Sonne, die sie

reift, der Winzer, der sie keltert, und das güld'ne Gefäß, in dem sich die gekelterte Gluth und Süßigkeit erhält, und mit der Zeit edler, milder, stärker und wohlthuender wird!

Ihr lächelt? Ich bemitleide Euch, daß Ihr nicht glaubt an die bessere Richtung, an die schönere Empfindung, an das höhere Fühlen der weiblichen Herzen! Ich bemitleide Euch, daß Ihr in dem täglichen Verschlemmen in verfälschten, gemachten und verkünstelten Wirthshausweinen, den Glauben an die Existenz des echten, edlern, reinen Göttertrankes nicht mehr glaubt! Ich bemitleide Euch, daß Euer Sinn so verflacht, Euer Geist so ausgeblasen, Euer Herz so ausgeblättert, Euer Denken so entwürdigt, und Euer Empfinden so entadelt ist, daß Ihr in dem weiblichen Geschlechte nichts sehet, als einen Taschenspiegel, aus dem Euch Euer eigenes, hohles, nichtssagendes, nichtsfühlendes und nichts bedeutendes Narcissen-Gesicht geistig leer und moralisch matt entgegenlächelt!

III.

Beantwortung der Frage: „Was ist schmerzlicher: die gegebenen Geschenke unserer Liebe zurück zu erhalten, oder die empfangenen Geschenke der Liebe zurückgefordert zu sehen?“

Die Witterung, mein lustiger Leser, ist der Beantwortung dieser Frage sehr ungünstig! Wenn ich sage Witterung, so verstehe ich darunter die Zeit, und unter der Zeit versteh ich das Carneval! — Im Carneval von Liebe handeln, heißt mit einem Tollen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ sprechen!

Unsere meisten Frauenzimmer kennen in dieser Zeit keinen andern „Amor“, als höchstens den auf dem Graben, der statt Pfeil und Bogen, Band und Shawl im Schilde führt; keine andere Sehnsucht, als nach Lannoi, Polborn und Reichmann, dem Kleeblatt der heißesten Frauen-Liebe; keinen andern Zug, als zu Beer, und finden wir ja eine „Griseldis“, so ist sie die auf der Freiung!

Unsere meisten Frauenzimmer lieben im Frühling sich und die Landparthien, im Sommer sich und die Badereisen, im Herbste sich und die Winterstoffe, und im Winter sich und die Moden-Handlungen!

Liebe!? Pudelnärrisches Ding! Reine Erfindung unserer Satyriker! Hampelmann für Leihbibliotheken-Leser! Romantischer Krampus!

Liebe? — Wo wohnt sie? wer hat sie gesehen? wer weiß, bei wem sie sich aufhält?

Wenn wir sie austrommeln lassen, wenn wir ihr Steckbriefe nachschicken, wenn wir einen Preis auf ihren Kopf setzen, sie ist nicht ausfindig zu machen!

Liebe ist keine europäische Leidenschaft mehr! Sucht sie am Oronoko, wo keine Romane gedruckt werden; sucht sie am Ohio, wo keine Afterbildung ist; sucht sie am Missisippi, wo keine Hausbälle sind; sucht sie am Ganges, wo keine Putzhandlungen sind; sucht sie am Cap Caleimer, wo keine Equipagen blühen!

Hat sich ja ein Bischen Liebe in einen Winkel Europa's gerettet, so sucht sie in Ketschkemet und in Debreczin, aber selten in der Stadt, selten in der Residenz!

Wie hätten wir hier Zeit, zu lieben! Wir müssen uns den ganzen Tag anziehen, um den ganzen Abend modern angezogen zu sein; wir müssen stets in den Spiegel sehen, um unser Selbst nicht zu beschauen; wir müssen in alle Unterhaltungen gehen, nur um nicht in uns zu gehen; wir müssen den ganzen Abend matt zubringen, um die ganze Nacht müde zu sein; wir müssen den albernen Gesprächen unserer Stutzer horchen, um unsere innere Stimme nicht zu hören; wir müssen unser Herz betäuben, um seine Leere nicht zu fühlen; wir müssen tanzen, bis sich Alles um uns dreht, damit wir nicht gewahr werden, daß wir uns stets

um Nichts drehen; wir müssen uns behängen mit Stoffen, Geschmeiden und Geweben, damit man unsere Stofflosigkeit und unser nichtiges innere Gewebe nicht gewahre!

Wie kann bei dieser classischen Beschäftigung der Mehrzahl unserer Frauenzimmer Zeit zu lieben bleiben?!

Lieben und Neujahrwünschen, das läßt man jetzt den Domestiken über. Unser Leben ist die Enthebungskarte für unser Lieben!

Ein Frauenzimmer hat jetzt zwar tausend Gründe, zu lieben: Langeweile, Eitelkeit, Neugier, Uebermuth u. s. w. — Allein da die Frauenzimmer nie das thun, wozu sie Gründe haben, so ist das Grund genug, daß sie aus Gründen nicht lieben!

Ich bin überzeugt, wir würden mehr Liebe finden, wenn die „Liebe" in einer Putzhandlung zu kaufen wäre. Da würde die Tochter nach Hause kommen, und die Mutter quälen: „Liebe Mutter, auf dem Graben, bei der Jungfrau von Orleans hängt eine so prächtige Liebe heraus, weiß gefüttert, mit Rosaschleifen, kauf' mir diese Liebe!" Sie würde dieser Liebe doch wenigstens eine Zeit lang treu sein, sie in Gesellschaft mitnehmen u. s. w.

Ich kann es mir ordentlich denken, wenn man die Liebe so in Sammt und Atlas hätte, die Frauenzimmer würden dann eine Liebe fast eben so lange tragen, als jetzt!

Und wo sollen nach allem dem „Geschenke der Liebe" herkommen? Höchstens sagt Eines zum Andern: „Ich schenk' Dir Deine Liebe!"

Geschenke der Liebe zurückgeben! zurückempfangen! Was heißt das? Was bezeichnet das? Was soll das bedeuten?!

Was die Liebe, die wahre Liebe gegeben hat, das kann nicht zurückgenommen, nicht zurückgegeben werden! Heißt den Strom rückwärts fließen; sagt der Sonne, sie soll die Bahn nicht gemacht haben, die sie gemacht hat; befehlt der Wolke, sie soll die Luft nicht gefurcht haben, die sie durchschiffte; sagt dem Gestern, daß es zurückkehre in den Schooß der Zeit; heißt dem gedachten Gedanken, daß er zurückwandere in die Werkstätte des Denkens; wenn ihr das könnt, dann, dann könnt ihr zurückfordern, zurückgeben, was die Liebe gab, was die Liebe empfing!

Wenn ihr eine Laute zurückfordert, die ihr mir geschenkt habt, könnt ihr die süßen Töne zurückfordern, die ich ihr entlockt, und mit denen sie meine Stunden beglückte? Wenn ihr eine Blume zurückfordert, die ihr für mich gepflückt, könnt ihr den balsamischen Duft zurückfordern, mit dem sie im süßen Athmen ihres Lebens mich beglückte?

Wenn ihr mir eine Nachtigall gebt und sie zurückbegehrt, könnt ihr die süßen Lieder alle zurückfordern, die sie mir mit Wonne und Wehmuth sang?

Und Liebe sollte zurücknehmen können ihre Liebesboten, die sind wie Laute, Rose und Nachtigall, die ausgestrahlt und ausgeduftet und ausgetönt haben für mich die himmlischen Töne und den süßesten Weihrauch und die heimlichsten Lieder der Erinnerung, der Sehnsucht, des Angedenkens und der heimlichen Sympathie?

Kann Liebe den namenlosen Zauber des ersten Blickes zurücknehmen, der wie Thau aus Maienhimmel uns in die Seele fiel? Kann Liebe die magnetische Süßigkeit des ersten Handdruckes zurücknehmen, der uns durchbebte in wonniger Magie? Kann Liebe die Süßigkeit des ersten Kusses zurücknehmen, die von ihren Lippen in unser Wesen träufelte? Kann Liebe den verbebenden, zitternden, vergehenden Ton des ersten Geständnisses zurücknehmen, der unser Ohr beschlich wie Engelgruß, und fortbebt in uns so lange wir leben? Kann Liebe zurücknehmen alle die kleinen Süßigkeiten und Wonnen und Zwischenfälle von Seufzern und Thränen, von Zerfall und Wiederfinden, von Gehen und Scheiden und Kommen, von Krieg und Versöhnung, von Versagen und Gewähren, von Besprechen und Berathen, von Hoffen und Sehnen, von Verständniß und Errathen, und alle die tausend und abermal tausend beseligenden Ab- und Zufälle, Spielereien, Räthsel und wonnigen Kinderspiele der Liebe?

Wenn sie das nicht kann, so laßt sie zurücknehmen und zurückgeben alle Geschenke und Sächelchen und Dingelchen, laßt sie zurücknehmen den goldgestickten Frühling und die seidnen Vergißmeinnichte, und die Lockenschlangen und alle kleinen Symbole des heiligen Tempeldienstes. Der Tempel im Herzen bleibt doch, und das Götterbild im Tempel kann nicht entführt werden, und der Frühling in unserer Brust, der Frühling, den der Erinnerungshauch schafft, bleibt doch, und das Vergißmeinnicht im Herzen behält sein ewiges Blau, und die Ewigkeit der wahren Liebe legt ihren Schlangenreif um unser ganzes Dasein!

IV.

Beantwortung der Frage: „Ist gränzenloses Vertrauen oder gränzenlose Eifersucht mehr Beweis von Liebe?“

> Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man nur sogleich einen Sessel für Othello hin. — Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girirt ist.
>
> Saphir.

Die Eifersucht geht als Morgenstern vor dem Tag der Liebe, die Eifersucht geht als Abendstern vor der Nacht der Liebe her, und den ganzen Tag der Liebe über wandelt sie mit ihr, durch den Himmel ihrer Bahn, durch den tiefen Aether, durch die klingenden Wolken, durch die fliegenden Stürme, durch die flammenden Blitze, durch den grollenden Donner!

Eifersucht ist das Salz in dem Ocean der Liebe; Eifersucht ist der Wecker in dem Schlummer der Liebe; Eifersucht ist die Pulsader der Liebe; Eifersucht ist die Wasser- und Feuerprobe der Liebe!

Vertrauen? Ist denn Vertrauen der Gegensatz zu Eifersucht? Hebt Vertrauen Eifersucht auf? Nein, nicht im Geringsten. — Man kann unbegränzte Achtung vor seiner Geliebten haben, man kann felsenfestes Vertrauen auf



ihre Tugend, auf ihren Character setzen, und dennoch eifersüchtig, namenlos eifersüchtig, rasend eifersüchtig sein!

Gränzenloses Vertrauen heißt nichts, als überzeugt sein, meine Geliebte ist keiner Untreue fähig. Ihr nennt *Eifersucht* Egoismus? — Ist dieses *gränzenlose Vertrauen* nicht *mehr*, nicht *größerer*, nicht *gemeinerer Egoismus*?

Wo der Gedanke an eine Untreue in uns leben kann, da ist keine *Eifersucht* mehr, denn da hört die Liebe auf! Auf ein Wesen, von dem wir nur im Entferntesten den Verdacht einer wirklichen Untreue fassen können, sind wir nicht mehr eifersüchtig, denn wir reißen es mit allen seinen Wurzelfasern und Widerhaken aus unserm Herzen heraus, und können wir das nicht, so verbluten wir, aber das Wesen selbst ist für uns todt, rein todt.

Allein gerade wenn wir ein Wesen lieben, das wir achten, von dessen Sittenreinheit, hoher Tugend wir ganz durchdrungen sind, wo also die Liebe, vereint mit der höchsten Achtung, ihre Gewalt über uns ausübt, da beginnt die Eifersucht ihr dornenvolles, ihr stürmisches, ihr stachelvolles Reich. Je vollkommener der Gegenstand unserer Liebe, desto gränzenloser ist unsere Eifersucht!

Je höher wir die Geliebte betten in das Grahamsbett unserer Verehrung, je erhabener wir ihr Bild emportragen zu dem fleckenlosen Himmel, desto ängstlicher bewachen wir sie vor jedem Erdenstäubchen, desto schmerzlicher möchten wir jede Communicationsbrücke zwischen ihr und andern Sterblichen abbrechen.

Eifersucht allein ist Beweis von Liebe, und die Eifersucht der Liebe hat keine Gränzen, wie die Liebe selbst keine Gränzen hat.

Die Eifersucht reißt den werdenden Gedanken der Geliebten aus der Wiege des Denkens; die Eifersucht verfolgt den Pfeil ihres Blickes, wenn er vom Bogen des Auges schnellt; die Eifersucht fragt ihr leisestes Lächeln: woher? und ihre leiseste Lippenbewegung: wohin? Die Eifersucht sieht, wie sich der Gedanke auf der Stirne der Geliebten bildet; sie hört den Blick wachsen unter dem bedeckenden Liede; sie kennt die Richtung ihres Fühlens im voraus, wenn es erst als Schaumbläschen in ihrem Innern sich bildet; sie gräbt den Traum der Geliebten aus seinem Grabe, um Rechenschaft von ihm ihm zu fordern; sie stellt die Zerstreuung der Geliebten vor ein Gottesgericht; sie zersetzt das Rosenroth ihrer Freude in seine Bestandtheile, und wiegt das Körnchen ihres Unmuthes auf der großen Wage des Argwohns; und dieses Alles nur aus Liebe! Nur allein aus Liebe, aus wahrer, inniger, unbegränzter Liebe!

Die Person, die wir lieben und die uns liebt, die gehört uns, sie ist unser Selbst, unser eigenes Ich, und unser Ich soll nichts denken, nichts fühlen, als uns. Ist dieses Egoismus, so ist es Egoismus für unser Ich, das sie ist, nicht für unser Ich, das wir sind!

Ich bin eifersüchtig auf den Vater, der sie küßt, auf die Schwester, die sie umarmt, auf die Freundin, die sie herzt, auf das Kind, welches sie liebkoset, auf die Rose, die sie pflückt auf den Zephyr, der sie umweht, auf die Welle,



die sie umspielt, auf die Musik, die ihr Ohr entzückt, auf die Farbe, die ihrem Auge schmeichelt, auf den Einfall, der sie lächeln macht, auf die Thräne, die ihr Auge beschleicht, auf den Traum, der sie umfängt, auf den Spiegel, der ihr schmeichelt, auf die Hoffnung, die sie wiegt, auf das Gedicht, das ihr gefällt, auf die Landschaft, die sie mit Wohlgefallen betrachtet, kurz auf Alles, was ihr Freude macht; aber nicht aus Egoismus, nicht aus dem Grunde, als sollte sie keine andere Freude haben, als mich, sondern darum, weil es mir schmerzlich ist, daß ich nicht selbst ihr alle diese Freude gewähren kann; daß ich nicht selbst zugleich auch bin Freundin, Rose, Wolke, Traum, Landschaft, Lied und Zephyr, um selbst ihr alle diese Freuden zu schaffen. Es ist Eifersucht, aber edle, wehmüthige Eifersucht, Eifersucht der Bescheidenheit, Eifersucht des Bewußtseins, daß man so wenig ist, um die Geliebte zu beglücken, und daß es so viele Dinge gibt, die sie erfreuen, ohne mein Zuthun! Der wahrhaft Liebende möchte, daß alle Freuden der Geliebten nur von ihm ausgingen, daß er allein ihr öffnen könnte alle Freudenporen der beseelten und unbeseelten Schöpfung, und daß jeder erquickende Zug, den sie aus dem Kelche des Lebens trinkt, ihr kredenzt werde von der Hand seiner Liebe!

Das ist Eifersucht, und ist diese Eifersucht nicht der alleinige Beweis von wahrer Liebe?!

Wir können unsere Geliebte mit gränzenlosem Vertrauen in die größte Gesellschaft gehen lassen, und mit dabei sein, und unbesorgt fröhlich sein, aus Vertrauen; ist das ein Beweis von Liebe? Aber, wenn wir, selbst mit diesem

Vertrauen, jene Gesellschaft fliehen, weil wir wissen, daß wir dennoch mit tausend und abermal tausend brennenden Qualen gemartert werden, und daß eine ewige Hyder in unserm Herzen nagt, wenn wir sie in Gesellschaft sehen, und lieber wegbleiben, um uns diese Qual zu ersparen: das ist Eifersucht, Eifersucht mit Vertrauen, das ist ein Beweis von wahrer Liebe!

Wer lieben kann ohne Eifersucht, der kann auch leben ohne Liebe, Beides ist gleich. Eifersucht ist die Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Liebe; wenn die Liebe scheintodt ist, die Eifersucht erweckt sie, und selbst wenn sie ganz todt ist, so sitzt noch die Eifersucht auf ihrem Grabe, und weint ihr lange nach.

Ich hätte gränzenloses Vertrauen in meine Geliebte, wenn sie gränzenlos eifersüchtig wäre, und wäre gränzenlos eifersüchtig, wenn sie gränzenloses Vertrauen zu mir hätte.



Didaskalien

und

Kritischer Sektions-Saal.

Der Selbstquäler.

Charaktergemälde von E. v. Bauernfeld.

Ich habe mich nie so sehr gefreut, daß ich buchstabiren und lesen kann, als heute. Denn hätte ich nicht lesen können, so hätte ich auf dem Zettel nicht lesen können: „Charaktergemälde,“ und ich hätte in meiner Dummheit glauben können, es müsse ein Lustspiel sein, oder ich hätte mich an einen großen Gelehrten halten müssen, der mir mit eben so vieler Weisheit als unergründlicher Selbstgefälligkeit gesagt hätte, das heißt: „Charaktergemälde,“ der mich unwissenden Menschen mit fingerdicker Naivetät aufmerksam gemacht hätte, was eigentlich ein „Charaktergemälde“ ist. Freilich könnte man mich fragen: Wie, du weißt nicht, was ein Charaktergemälde ist, du, der du nach Iffland lebst? Hat nicht Herr Bauernfeld selbst schon „Charaktergemälde“ geschrieben, die das Publikum gütig aufgenommen

hat, zum Beispiel „Helene", „der Vater" u. s. w.? — Das Alles wäre der Fall, wenn ich nicht lesen könnte; da ich aber, leider, ja lesen kann, und noch leiderer, wirklich selbst lese, und am leidersten, sogar selbst lesen muß, so fallen alle obigen Plattituden fort. Ich sagte mir selbst, als ich die Ankündigung las: „Charaktergemälde," das ist kein Lustspiel, sondern ein Charaktergemälde, wie sie Iffland, Kotzebue und viele Andere geschrieben haben, und es wunderte mich nicht ein Bischen, denn Herr Bauernfeld ist ein Mann von Talent, und bewegt sich in verschiedenem Genre mit Geschick. Ich hätte gewiß nicht nur „Komisches" gesucht, sondern tiefe Beziehung, Blicke ins menschliche Herz, große Humanitätslehren; ich hätte nicht geglaubt, ich werde blos „herzlich lächeln", denn es gibt kein herzliches Lächeln, sondern nur ein herzliches Lachen. Ich brauchte mich gar nicht im Voraus zu bearbeiten, und mir den Standpunkt von einem Freund oder Gevatter anweisen zu lassen, von dem aus ich in ein Charaktergemälde zu gehen habe, das ist der Triumph der Kunst, selbst lesen zu können!!

Wenn der Leser fragen sollte: Wozu dieser Introitus? Wozu diese Vor-Intrada? so habe ich die Ehre, zu erwiedern, daß ich einige Furcht und einige Angst über den Erfolg meiner erst nachzukommenden Kritik habe, und ich bin also zu mir selbst, als zu meinem besten Freund gekommen, und ich gebe als mein bester Freund dem geehrten Leser den Standpunkt an, von dem aus er meine Beurtheilung zu beurtheilen habe; denn ich habe eine neue Gattung Kritik

geschaffen: eine Charakter-Kritik. Ich bitte von diesem Gesichtspunkte aus in meine Kritik zu gehen, und ich sage im Voraus, lachen wird Niemand in dieser Kritik, aber es ist Charakter in ihr, Wahrheit, und was noch mehr ist: Gedachtes!

Ich kann dem Leser keine Auszüge machen, und auch den Inhalt kann ich nicht erzählen, denn es ist ein Charaktergemälde, ein Charakter aber läßt sich nicht abschreiben, und ein Gemälde nicht erzählen.

Herr von Malrepos ist ein Selbstquäler. Das ist die Dido-Haut, welche, in kleinen Streifen ausgeschnitten, das Erdreich von drei Acten, und die Bevölkerung derselben, nicht bedeckt, aber doch einfaßt, umgibt. Er heirathet Annette, quält sie bald mit Zorn, bald mit Liebe, bald mit Tollheit und Unsinn, sie aber ist nachgiebig, besänftigt ihn, und als er endlich so weit geht, sich von ihr scheiden zu wollen, weil er, wie er sagt, weiß, daß er ihrer unwürdig ist, besänftigt sie ihn durch unendliche Nachsichtigkeit, er nimmt sie an, sagt: „Stark ist der Haß, doch stärker ist die Liebe!“ umarmt sie, und der Vorhang fällt.

Ich habe mich selbst geprüft, und gefragt, und auf die Folter eines Selbst-Inquisitoriums gelegt, und mich ausgeholt, ob Vorurtheile mein Urtheil bestechen. Ich war lange ein Selbstquäler, ich bin, was ich nie that, zu der zweiten Vorstellung noch einmal ins Theater gegangen, ich habe meinem Urtheil vierundzwanzig Stunden Zeit gegeben, sich zu bedenken, und nach allen diesem kann ich mit vollem Bewußtsein meine Ueberzeugung,

meine reine, kritische Ansicht, mein in mir zur Klarheit gereiftes Urtheil fällen.

Dieser Selbstquäler ist durchaus kein neuer, ist durchaus gar kein Charakter, und das Ganze ist kein Charaktergemälde, sondern ein Charakter-Genrebildchen, flüchtig gezeichnet, ohne einen Kern, ohne Lebenswahrheit, ohne in sich bedingte Zeitigung und Beendigung. Wir sehen Herrn Malrepos im ersten Acte zürnen über einen Verwalter, der um dreißig Kreuzer mehr aufschreibt, einen groben Wirth zum Fenster hinauswerfen, einen Bedienten Dummkopf heißen u. s. w.; das sind lauter Dinge, mit welchen er Andere quält, und nicht sich selbst. Er will Celine heirathen, weil er Annette liebt. Da er aber hört, ein Anderer wollte Annette heirathen, so heirathet er sie selbst! Nun aber geht er mit sich zu Rathe, wie seine Frau nach der Hochzeit zu behandeln sei, und beschließt: sie zu prüfen! Ein Percival mit einer Allonge-Perrücke, beschließt er, sie mit Liebe und Härte so lange zu quälen, „kalt und fremd" zu thun, dann, wenn sie nun noch duldsam ist, will er „zärtlicher", doch nicht „zu zärtlich" werden, denn sie soll nur „ahnen, nie wissen", daß er sie liebe! — Ist das Selbstquälerei? Das ist Menschenquälerei, an sein Theuerstes, an sein Weib ausgeübt! Ist das ein Charakterzug? Das ist ein Karikaturzug, da ist keine Wahrheit darin! Gäbe es einen solchen Menschen, so wäre er zu bejammern, als ein Geistesirrer zu beweinen! Im ganzen zweiten Acte ist keine Selbstquälerei, sondern blos Gattinquälerei:

ist sie unmuthig, so nimmt er es für Widerwillen, ist sie zuvorkommend, hält er es für Heuchelei. Wo ist da Selbstqual? Wir sehen nur die Frau gequält: Er schmäht sie! Im dritten Acte kommt die Reue gerade auf dieselbe Weise, wie sie im ersten gegen den Wirth kam. Er beschließt nun, ein Selbstquäler zu werden! Er will sich bestrafen, er will sich von Annetten trennen. Sie aber will nicht, sie will seinen Schmerz theilen, sie will seine Magd sein, und er läßt sich beschwichtigen, und schließt sie in seine Arme.

In diesem ganzen Manne liegt gar kein Charakter. Dieser „Selbstquäler" leidet an allen Mängeln seines Urbildes: des „Misantrope" von Molière, ohne seine Schönheiten zu theilen. Die Handlung ist monoton, die vorkommenden Personen sind unnöthig, besonders der Marquis und die Marquisin, welche wahre Kotzebue'sche Kleinstädtler-Figuren in den Zeitungen Ludwigs XIV. sind, und die endliche Auflösung läßt den Zuschauer nicht nur kalt, sondern ganz unbefriedigt; denn wir nehmen die vollkommene Ueberzeugung mit, daß, wenn jetzt der Vorhang zu einem vierten Acte in die Höhe gezogen würde — Herr Malrepos seine Gattin gewiß wieder neuerdings quälen und sinnreich martern würde!

Malrepos ist durchaus kein kunstorganisches Ganzes. Es ist keine Ruhe in der Anlage, welches in Kunst und Natur die höchste Spitze ist. Es ist kein Vordringen des Ganzen zur Höhe und Mitte, ein Vordringen, welches wie das Licht die Natur durchströmt, auch jedes Kunstprodukt durchdringen muß, und durch diese Durchdringung des

Gemüthes und des Momentes, eine Gestalt rund und fest, und doch klar und durchsichtig hervorbringt. Wo ist in diesem Stücke die Concentration auf einen Punkt, worin sich das Spiel des Lebens und der Seele abgespiegelt zeigt? Wo ist der natürliche Ein- und Zwischenwurf, in dem sich die getrennten, sonderbaren, abstoßenden Elemente und Atome dieses Charakters zusammenfügen? Was bleibt von dem psychologischen Charakterskelet übrig, wenn wir den lebendigen Leib des komischen Fleisches und die frische Haut des Spiels abziehen? Wohin endlich geht die, in einem jeden Charaktergemälde so nothwendig vom Innern auf Zeit und Sitte übergehende Anwendung und Beispiel-Gebung? Molière's „Tartuffe" fand tausend Abbilder im Leben; sein „Misantrope" hatte im Schauspielhause manches Spiegelbild, seine „précieuses ridicules" saßen in Logen und Gittern, sein „Avare" guckte von der Gallerie herab, sein „Etourdi" lorgnettirte in Parquet u. s. w. Wo im weiten Weltall aber findet sich ein Jemand, der durch den Anblick dieses Selbstquälers sich getroffen fühlt? Die Menschheit hat, in ihrem gesunden Zustande, kein solches Wesen; und wo das Urbild fehlt, da kann kein Porträt oder jedes ähnlich und gut gefunden werden. Ein Lustspiel kann auch vorübergehende Lächerlichkeiten, auch unwahrscheinliche Uebertreibungen, convexe Charaktere und concave schildern, aber ein Charaktergemälde muß nach der Natur copiren, es muß den physiognomischen Zug der reinen Wahrheit, des menschlichen Normal-Charakters an sich tragen! Dieser Malrepos

aber findet kein Original im Leben, und eben deshalb kann und wird er nie — wie wohl die Molière'schen Charaktere alle — ein Bild abwerfen von seiner Zeit, von ihren Sitten und Gebrechen, denn er trägt keinen Stempel irgend einer Zeit, irgend einer Sitte an sich, weil ihm der Stempel der menschlichen Naturwahrheit fehlt.

Es ist mir daher auch unbegreiflich, was den Verfasser bewog, die Handlung in die Zeiten der Reifröcke und Maréchal-Frisuren zu verlegen! Gab es dazumal solche Menschen, und jetzt nicht? dann hätte dazumal ein solches Gemälde geschrieben werden sollen. Der Theaterdichter soll seine Zeit, seine Menschen schildern, damit er nicht nur jetzt unterhalte und bessere, sondern dem künftigen Forscher zur Belehrung, zum lebendigen Spiegel seiner Zeit diene! Wenn jener Zeithintergrund gewählt worden ist, um über Molière eben das zu sagen, was er über sich in seiner bekannten Selbstkritik sagt, so war das für eine Geringfügigkeit zu viel geopfert. Ach Gott, wir wissen es ja ohnehin, daß wir keinen Molière haben; man gebe uns nur unsere Molière's, und die Anerkenung, und die belohnenden Fürsten werden wahrhaftig nicht ausbleiben.

Das Stück ist in Versen, von denen manche recht flüßig, manche recht holprig, manche recht schön, manche recht mittelmäßig sind. Sie erheben sich zuweilen ins Bessere, nie ins Poetische, nie ins Sublime. Ich will von dem, was die Journale schon als Muster ausgezogen, wieder einige Stellen ausziehen, das ist gewiß nicht böswillig und gesucht.

Annette sagt hier:

„Wenn Du mit ihr zum Abendmahl Dich setzest,
Gleich hungrig zum Essen wie zum Reden, —
Das ist ein Anderes — nicht? -- Du denkst an Weiteres,
Doch, wie ihr Männer seid, nicht an's Nöthige.
Dir fehlt das Winterkleid zur rechten Zeit,
Du ißt und trinkst, was Dir schaden kann,
Du scheuest weder Frost noch Sonnengluth —
Nun wirst Du krank, wer aber soll Dich pflegen?
Ihr könnt wohl Bücher schreiben, Schlachten liefern
Wollt für die Welt, für das Jahrhundert wirken,
Doch And're warten, das versteht ihr nicht!
Es haßt der Mann den Mann am Krankenbette.
Du lächelst? Ist's nicht wahr? Du denkst an Dubois,
Der schon in solcher Lage Dir zuwider,
Ja, unerträglich war. Werde nur krank —
Dann sollst Du mich erst kennen lernen," u. s. w.

Das ist ungefähr, was die Prinzessin von Tasso sagt, aber wie anders, wie ganz anders! Und hören wir es gern, wenn ein Weib uns sagt, wie es Annette vom Manne sagt:

„Er braucht auch Aeußeres, mehr, als man glaubt.
Wir Weiber aber sind für's Aeußerliche."?!

Ueberhaupt paßt die Diction ganz wenig für den Rahmen der Zeit und des Ortes, in denen dieses Gemälde eingerahmt ist. Es mangelt die Grazie, die rosenrothe Farbe, die chevalereske Galanterie, der hohe Anstand und vor Allem der durchlaufende, aber liebenswürdige Sarkasmus, in welchem jene Periode, wie in ihrem Luftelemente schwamm. Wir sehen von dem geistigen Fluidum jener Zeit nichts, nichts als die Reifröcke und die Allongen. Eine eben

so überflüßige Figur ist der Diener Dubois, ein Nachbild der Molière'schen Diener. Aber er hat weder Springfedern an der Sohle, noch an der Seele. Er ist mehr ein Ueberbein, eine Figur, die blos kommt, weil eben niemand Anderer kommt, und die blos spricht, damit die Andern sich verschnauben können.

Der einzige ganze, durchgebildete Charakter ist Annette, — sie ist Etwas, sie thut Etwas, sie spricht. Sie allein weiß, was sie will, warum sie es will, wodurch sie es will. Sie ist ein zartes, edles, liebevolles Mädchen, ein zartes, edles, liebevolles Weib, fest, sich selber und ihrem Gefühle treu, ganz Weiblichkeit, süße, innige, milde Weiblichkeit. Ich sage es zur Ehre unserer Zeit, und zur Ehre des Herrn Bauernfeld, er mag im Leben eher ein solches Weib wie Annette, als einen solchen Mann wie Malrepos gefunden haben, und darum hat er jene mit Wahrheit, mit Liebe, mit aller Kraft seines Talents begabt; und er hat gezeigt, mit welcher Schönheit und mit welcher Wahrheit er zu zeichnen versteht, wo sein Gegenstand Wahrheit ist. So prägt sich in diesem Stücke, so entschieden ich mich auch gegen die Genrefärbung desselben aussprechen muß, doch wieder das seltne Talent des Herrn Bauernfeld aus, die Beherrschung seines Stoffes, die Gewandtheit, den dünnen Faden so fein auszuspinnen, einzelne herrliche Zwischenfälle von echt drastischen Momenten, und zuweilen eine fast poetische Elevation der Gesinnung.



Auge und Ohr.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Die Zeit hat ihre Epochen, die politische, die literarische, die sittliche. Alles, was sich in der Peripherie dieser Epochen, das heißt einer Epoche bewegt, trägt einen Charakter, einen Grundton, eine Grundfarbe, wenn auch in der Nuancirung verschieden, und zwar um so verschiedener, je mehr bei den Einzelnheiten das Superficielle prävalirt. — Ueber diese Epoche hinaus acclimatisirt sich kein Kind derselben in einer andern. Es ist daher sehr richtig, daß die Plagiarinsse nur in einer Epoche mit ihrem Plagiate täuschen können; wie sie diesen Zeitraum überschreiten, trägt dasselbe schon einen solchen Contrast mit dem neuen Pflanz- und Wurzelboden, es stoßt so an Sitte, Gesinnung und Gefühlsweise an, es scheint so altfränkisch, überreif und ausgelagert, daß es sich sogleich als das Erzeugniß vorzeitlicher Epoche, einer abgetragenen Zeit, einer eingesargten Fühlungsart selbst zu erkennen gibt, und also Niemand mit dem Anstrich von Neuheit zu täuschen vermag.

Wenn ich es auch nicht wüßte, daß das vor uns liegende Lustspiel: „Auge und Ohr," dem Spanischen in der Grund- und Haupt-Idee wenigstens nachgebildet ist, — und zwar dem heroischen Schauspiele Moreto's: „Lo que



puede la aprehension" (die Gewalt der Einbildungskraft) — so würde uns eben die Subtilität, das phantastisch-psychologische Balancirspiel, die Grund-Idee sogleich gesagt haben, daß sie einer fremden Epoche, einer uns entrückten und unverständlich gewordenen Epoche, einer Zeit und einem Volke angehört, welche die zwei zartesten Interessen des Lebens: Ehre und Liebe idealisirten, sublimatisirten, und ihren dichterischen und theatralischen Ehren- und Liebesdienst, zu einem Ceremoniell, mit fast lächerlichen Ettiketen und Formalitäten und Kleinlichkeitsjägerei verrichteten; einem Volke, das bei seinem glühenden und tiefgefühlten Begriffe von Liebe und Ehre, sie doch oft gleich einem Gaukelspiele, gleich einem Wett- und Witz- Rennen, gleich einer Gedanken- und Bilder-Jagd, gleich kindischen Spielen und zerbrechlichen Filigrain-Dingelchen von ihren größten und besten Dichtern auf die Bühne gebracht sah.

Der Leser mag aus der Grund-Idee, die ich ihm, ohne Inhalts-Salbaderei, im Extracte hier mittheile, entnehmen, in wiefern sie ihm oder unserer Zeit und unserer Gefühlsart zusagt. Es handelt sich nämlich darum, daß ein Graf Richard sich in eine Dame: Miß Anna, verliebt, und zwar durch das Ohr, welches, vorläufig gesagt, durch das Gehör heißen soll. Er verliebt sich nämlich in ihren Gesang. Er hört sie blos singen, liebt sie. Als er sie sieht, weiß er nicht, daß sie die Sängerin ist, sondern er hält eine Andere dafür, die er deshalb liebt. Miß Anna liebt ihn, und sie ist nicht zufrieden, daß er seinem Auge, das heißt seinem Sehen eine andere Richtung gibt, sie ist

so zu sagen auf sich als gehörte Geliebte und als gesehene Nichtgeliebte eifersüchtig.

Die aus diesem metaphysischen Luftgebäude hervorgehenden Irrthümer bilden die Befleischung dieses Skeletes.

Man sieht also, daß unser spanischer Dichter schon den Keim der Vernichtung in sein Werk legte. Denn die Idee beruht nicht nur auf einer Spielerei, auf einer aus unhaltbarer Luft gewobenen Gestaltung, sondern auf einer physischen, moralischen und psychischen Unwahrheit. Und eben weil Jeder sogleich, entweder bewußt oder unbewußt, die klare Unwahrheit des Stoffes in sich erfaßt, kann er unmöglich auch nur mit dem geringsten Glauben den unwahrscheinlichen Folgen einer Unwahrheit mit Interesse folgen.

Alle, die lieben und nicht lieben, werden Richard, gelinde gesagt, für einen Phantasten, wo nicht für etwas Schlimmeres halten, und Richard war eher eine Aufgabe für einen Gemüthsarzt, als für einen Lustspieldichter. Man liebt die Stimme der Geliebten, o ja, man ist von ihr bezaubert, o ja, aber man muß sie erst lieben! Diese Frage wäre allenfalls eine Frage für die Tändeleien einer Cour d'amour gewesen. Setzen wir aber den Fall, es verliebte sich Jemand in die Stimme, in die abgezogene, in Lüften schwebende, auf Sonnenstäubchen tanzende Stimme, in den transcendentalen Ton, in den zu einem Gegenstande gewordenen Klang, in die Incarnation des wesenlosen Schalles; in diesem Falle ist er zur unbegreiflichen geistigen Anschauung dieser Stimme gelangt; wie ist aber dann denkbar, daß er

mit derselben Person oft und lange spricht, ohne auch nur ein einziges Mal von dem Ton derselben ergriffen oder angenehm berührt zu werden? Ist der Gesang denn etwas Anderes, als ein Fluß der einzelnen Tontropfen? Kann uns der Gesang einer Person zur höchsten Leidenschaft entflammen, und ihre Sprache, mit denselben Tönen, mit denselben einzelnen und zusammenklingenden Tönen, so durchaus unberührt lassen? — Die Thorheit hat ihre Consequenz, der Traum seine Logik, der Wahnsinn seine Methode, die Lotteriezahlen ihre Berechner, das Roulet seine Martingale, und nur das Wunder der Liebe, das höchste Wunder der höchsten Empfindung, sollte so in sich selbst ohne Folge, ohne Uebereinstimmung mit der eigenen Wunderkraft sein? Die Macht der Stimme sollte im Gesange das Alleraußerordentlichste, und in der Rede nicht einmal das Allergewöhnlichste hervorbringen?!

An dieser, von allen Kritikern auf eine kaum begreifliche Weise unbemerkten Klippe allein schon, zerschellt der Brandungsschaum der ganzen Idee. Man sieht, Richard ist krank, sein Gelüste ist ein krankhaftes, und aus krankhaften Prämissen kann kein gesunder logischer Satz gefolgert werden.

Der ungenannte Bearbeiter kann also die Schuld des Original-Verfassers nicht tragen; höchstens können wir es als verfehlt bezeichnen, daß er gleichsam wie ein medicinisches Experiment es versuchte, einen Krankheitsstoff der frühern Zeit an der unserigen zu versuchen, um zu sehen, wie ihre Gesundheit ihn sogleich kräftig ausscheiden wird.

Was mir noch befremdend bleibt, ist der Umstand, daß der umsichtliche und verdienstliche Bearbeiter Zeit und Ort so umgestaltete und modernisirte. Eine frühere, romantischere Zeit wäre ein passenderer Hintergrund gewesen, und ein Land der Töne und Serenaden, der Mandolinen, Lauten und Guitarren, wo die Ritter, mit der Zither, im Mondenflitter, vor dem Gitter, singen, seufzen, girren, ist ein natürlicherer Boden für Jemand, der sich in die Mutter der Echo verliebt, als das Nebel- und Frier-Klima des heisern Schottlands. Bei dem besten Willen kann ich auch über den Dialog kein günstiges Urtheil fällen, und auch die Situationen sind gedehnt und zu sehr verworren.

Es drängt sich mir bei dieser Gelegenheit wiederum die Frage auf, warum die Lustspieldichter nicht unsere Zeit, unser Leben, unsere Gefühlsweise in Augenschein nehmen, oder mit einem spanischen Dichter zu reden: „Lanzadles una fuerte mirada," auf uns und unsern Verkehr.

Der Leser mag mir hier eine kleine Abschweifung zu gute halten, die nicht ganz ohne Interesse ist. Wer blos „Theater-Recensionen" lesen will, für den ist sie hier zu Ende, und er kann in Gottesnamen wieder nach einer andern greifen. — Ein paar ernstere Leser werden mir noch einige Minuten schenken, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus einem neuen Madrider Blatt über ein neues spanisches Schauspiel übersetze, da es ungefähr eben diese meine Gesinnung ausspricht. Eines der neuesten spanischen Schauspiele ist: „Los amantes de Teruel!"

(en 5 actos en prosa y versos, su autor D. **Juan Herzembusch**). Das „Eco del Commercio“ nennt es eine „einsame Blume auf dem wüsten Felde unserer Literatur.“ — Es kann nichts Schöneres geben, als die Verse, welche angeführt werden:

Mi nombre es Diego Marsilla
y cuna Teruel me dio,
ciudad que ayer se fundó
del furia en la fresca orilla,
cuyos muros entre honores
de Guerra atroz levantados etc. etc.

Die „Revista nacional“ sagt also bei dieser Veranlassung wörtlich übersetzt Folgendes:

„Aber warum reißen unsere Dichter, welche einer Societät, die *hinter uns liegt*, die Rinde nehmen, um das gesunde oder faule Mark des Stammes vor unseren Augen hinzustellen, warum reißen sie nicht *unserm* Jahrhundert, unserer Societät, unserer Liebe, unserer Ehre, unserer Sitte die weiße, blendende, heuchlerische Rinde, ab, um das zerbrannte, zermorschte, schwarze Innere zu zeigen? Der Dichter, der dies im wahrhaftigen Sinne des Wortes ist, der seine Aufgabe kennt, und den Muth hat, den stupiden Blicken des Egoismus zu trotzen, ist berufen, nicht um in der Asche ausgebrannter Jahrhunderte zu wühlen, sondern wen der Funke ergriffen hat, höre auf *Chronist* zu sein, und werde *Prophet*! Wir wurden zu dieser Abschweifung veranlaßt durch den Anblick von Talenten, die mit Hilfe von Archiven, von verschollenen Thesen entfernter und verklungener Zeiten, die Sitten und Ideen der Vorzeit so

emsig umgraben, ohne es der Mühe werth zu halten, ein einziges Blatt des großen Buches, das vor uns aufgeschlagen liegt, und dessen Zeilen wir selbst bilden, zu lesen, und daraus der hörenden Welt vorzulesen! Und wenn sie daraus oder darin lesen, so geschieht es, um es mit inficirten Worten in die gemeinste Sprache zu übersetzen" u. s. w. u. s. w.

In diesen Worten liegt eine große Wahrheit, die nicht genug zu beherzigen ist, und die, meiner Ansicht nach, hier nicht am unpassenden Orte ist.

Clavigo.

Zwischen den Iffland'schen Thränen=Zwiebeln, den Kotzebue'schen Tugendpilzen, den französisch=modernen Sinnpflanzen, den Raupach'schen Geschichtsflechten und den sonstigen neuern Lustspiel=Wasserrüben, die sich im Lust= und Jammer=Thale der alltäglichen Intriguen so breit machen, wie die Palmen des Morgenlandes, bleibt uns doch dann und wann die Zuflucht zu den Schatten der Schiller'schen Cedern, und in die Marmorgalerie der Goethe'=schen blutlosen Drama=Helden.

Es bestätigt sich täglich, auf allen Bühnen, bei jedem Publikum, unter allen Gestaltungen, daß die Schiller'schen Dramen selbst bei nur halbwegs mundrechter Darstellung stets ihr Theaterglück machen; die Goethe'schen hingegen selbst bei vollendeter Aufführung nur theil= und deklamationsweise gefallen.

Alle Schiller'schen Helden wollen das, was die menschliche Natur, die Folgerichtigkeit des Charakters, nach seiner Eigenthümlichkeit erheischen; sie siegen oder sie erliegen durch ihren Charakter, dadurch, daß sie das sind, was sie sind; die Goethe'schen Helden sind immer nur Maschinen von Verhältnissen, Thermometer von Zuständen, dramatische Gleichungen zwischen ihrem

Charakter und den Kreisen der sie umgebenden Welt.

Sie sind nicht tragisch, weil sie weder mit dem Schicksal, noch mit dem Herzen, noch mit der Tugend kämpfen, siegen oder untergehen; sie stehen nur immer im Conflicte mit gemachten Zeit- und Familien-Verhältnissen, sie ringen mit Satzungen und Formen, und das einzige Tragische ist dabei, daß ein solcher Charakter in eine Epoche oder eine Krise hineinfällt, wo die Veränderung der Dinge und der Zustände mit dem Inhalte dieses Charakters nicht mehr zusammenstimmt. Ich habe es schon einmal gesagt, daß „Götz von Berlichingen“ ein solcher Charakter ist. Ein einzelner feudalistischer Stamm knöcherner Ritterlichkeit, steht sein Charakter da, aber um diesen Stamm hat sich der Zustand des deutschen Reichswaldes verwandelt, und diese Verwandlung der Zustände um ihn kehrt auch seinen Charakter um.

Egmont stirbt, woran stirbt Egmont? Stirbt er für seinen Charakter? Nein, er stirbt, weil er vertraut, weil er nicht genug weiß, wie sich die Dinge und die Menschen und die Verhältnisse geändert haben. Egmont ist Egmont geblieben, aber die Niederlande sind nicht mehr die Niederlande.

In „Tasso“, in der „natürlichen Tochter“, in den „Geschwistern“ u. s. w., sind es immer und immer Gewalt der Verhältnisse, Zweifel und Makel der Geburt, Abstufung und spröde Trennung der Lebens-Sphären, welche dem Charakter gegenüber stehen, und

immer bleibt die Mittelpunktperson stehen, während sich das Diorama der Figuren um sie drehet, und sie dadurch ihre Stellung als von sich ausgehend verändert betrachtet.

In „Clavigo" ist der flüßige Charakter durchaus zu keiner dramatischen Festigkeit gekommen, und das Publikum würde dieses Trauerspiel, ohne die pietätische Geduld für den Namen des Autors, unbedingt in die Reihe jener haltlosen Charaktergemälde rangiren, in denen eben nichts, als die Charakterlosigkeit den Inhalt des Charakters ausmacht.

Clavigo's amphibisches Wesen, halb auf dem trockenen Boden bürgerlicher Familienstille fußend, und halb mit der neuangeschlossenen, politischen Schwimmhaut in den unabsehbaren Ocean gränzenloser Weltenplane einer von ihm selbst nur geahnten Zukunft hinsegelnd, geht dadurch zu Grunde, daß er beide Elemente vereinen möchte, im Grunde aber weder schlicht genug für jenes, noch groß genug für dieses ist.

Goethe hat mit besonderer Vorliebe immer darzustellen gesucht, wie eigentlich Familienleben, stille Liebe, alle edlen, aber stillen Freuden der Liebe, des häuslichen Glückes, der Gewalt sogenannter Weltgeschichte und höhern Berufungen weichen, und ihr, selbst zu Grunde gehend, den Vorrang einräumen müssen!! So geht auch Egmont mit seinem Weltgeschickschritt über Gretchens Liebe, sie zerknickend, hin, und so vernichtet Clavigo's leere Schwungsucht, der hoffärtige Gedanke, wie ein Schicksal über die

Geschicke gewöhnlicher Menschenkinder hinzuschreiten, die unglückliche Marie und das Still-Leben einer ganzen Familie.

Es ist eine perfide Spitzfindigkeit, daß in dem Sterben für das Wohl von Hunderttausenden Entschuldigung für die frevelhafte und nichtswürdige Vernichtung Einzelner zu finden wäre.

Bei Clavigo aber gesellt sich zu der Nichtswürdigkeit dieses Sophismus auch noch der fast lächerliche Umstand, daß alle die Weltgürtel-Gedanken und Glanzhöhen nur kleine Fernpunkte, ganz und gar noch im Nebel der Zukunft liegende Hoffnungsatome sind; daß alle diese großen Sorgen für Welt, Größe, Glück und Menschheit nur noch kaum ausgebrütete Selbsthoffnungen sind, von denen wir auch noch nicht den kleinsten Umriß anders entworfen sehen, als in dem phantasmagorischen Prophetenfieber des menschenfeindlichen Carlos.

Ganz durch und durch und bis ins Tiefste des Herzens muß es uns mit Grimm und Unwillen erfüllen, daß der Dichter den Clavigo nicht blos darstellt, als von Carlos irregeleitet, als von einem außer ihm liegenden und anregenden Dämon verlockt und angespornt, Marie zu verlassen, sondern, daß er selbst das alles fühlt, zwar zu schwach ist, sich dieser Fühlung hinzugeben, aber in sich selbst fühlt, daß seine Liebe eine Hemmkette an dem Wagen seiner chimärischen Plane ist, und sich ihrer gerne entlastet, also halbwegs ein Zugeständniß gemacht wird, daß die Liebe wirklich einer solchen Empfindung fähig ist, und

dieses, unter besonderen Umständen, zu Gunsten einiger zum Glanz Auserkornen nicht so ganz zu tadeln sei!

Wir sehen endlich Clavigo getödtet am Sarge Mariens. Seine Sorge um ihren Bruder, seine ausgelassenen Klagen haben keinen Glauben bei uns, denn wir sahen ihn mit eben dieser Zerknirschung, mit eben diesem Ineinandersturz seiner Seele zu Marie zurückkehren, um ihre Vergebung auf den Knieen zu erwinseln, und eine Minute darauf gesteht er Carlos, daß ihn in ihren Armen ein Schauder der Reue ergriff.

Der Degenstoß des Bruders in Clavigo's Herz ist blos das physische Hinderniß, daß Clavigo nicht mit eben diesen elenden Gesinnungen eine Stunde nach Mariens Beerdigung vor uns erscheint. Wir haben keine Gewähr für die Echtheit seiner Bekehrung bei Marien's Leichnam.

Marien's Leichnam aber wird uns nur im vierten Acte im Conduct vorgeführt, indessen sie eigentlich schon vom Anfange des Stückes Leichnam ist. Marie kommt gleich im Anfang des Stückes todt auf die Bühne, und erst im fünften Acte wird sie begraben, nicht ohne durch die vier Acte hindurch einen beträchtlichen Moderduft um sich verbreitet zu haben. An und für sich siech, selbst im Glücke der Liebe schwindsüchtig, wie Carlos sagt, und vom Augenblicke an, als Clavigo sie verließ, mit gebrochenem Herzen vollkommen todt, so erscheint sie, und wir sehen, wie vier Acte hindurch von dem todten Mädchen vermittelst dramatischer Batterien und theatralisch galvanischer Säulen, noch einige Regungen und Zuckungen erpreßt werden.

Und wahrhaftig, es ist ihr Glück, daß wir sie als eine Todte betrachten, einer Lebenden hätten wir es nie verziehen, daß sie einem solchen Verräther vergibt und ihn wieder annimmt, denn die Lebende würde dadurch beweisen, daß sie nicht das Glück des Geliebten, sondern nur das eigene will. Eine innere Stimme muß ihr sagen und sagt ihr, daß Clavigo ihr seiner Natur nach nicht angehört, und nicht angehören kann, und nur einer Todten können wir diesen materialistischen Egoismus, mit dem sie nach ihm hascht, verzeihen.

Wir finden auch darin, daß Marie so uninteressant, so farblos, so unliebenswürdig, so wie ein ganz gewöhnliches Mädchen geschildert ist, unsere Ansicht noch mehr bestärkt, daß der Dichter den Treubruch Clavigo's gerne und gleichsam miteinstimmend beschönigt, und uns glauben machen möchte, ein gewöhnliches Mädchen dürfte verrätherisch zu Grunde gerichtet werden, wenn ein Trieb nach Größe, nach Rang den Geliebten erfüllt. Die moralische, ästhetische und dramatische Verwerflichkeit dieser herzlosen Reservation braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Wenn man nun zu Beaumarchais kommt, so steht der Komödienbruder wie er leibt und lebt vor uns, der sich von jedem andern Komödienbruder nur darin unterscheidet, daß er weiß, was ein Komödienbruder ist, und sagt, er sei keiner; allein es ist nicht Jeder frei, der seiner Ketten spottet, und nicht jeder Betrunkene ist nüchtern, der sagt, er sei nicht betrunken. Beaumarchais

handelt durchaus ganz wie ein Komödienbruder, aber wie ein Komödienbruder mit Consequenz. Ist es Liebe zu seiner Schwester, die all sein Thun bestimmt? Nein, denn er bringt die Todte schonungslos noch einmal um; er ist blos der Rachegeist der Familie, der die Familienschmach rächen will.

Nur Carlos ganz allein hat die Dichtigkeit in seinem Charaktergewebe, er ist ein Schachspieler, ein Kempelensches Automat, alle Menschen sind wie Steine, die man da und dort hinsetzt, bläst, wegwirft, um einem Ziele: dem Gewinn der Parthie nachzustreben. Die ganze Gefühlswelt, alles Herzensglück, die Ehrfurcht vor Menschenwohl, die Scheu vor Tugend, Liebe, Ehre u. s. w., sind ihm nichts, sie müssen alle in den Hintergrund treten, wenn im Vordergrunde eines glänzenden Lebens eine große Rolle, eine Magnatur zu spielen ist. Die Liebe, mit welcher Goethe gerade diesen Carlos mit aller rednerischen Dialektik und verführerischen Syllogismen ausstattete, ließe fast wähnen, er habe bei Clavigo, dem Genie, welches sich durch Kraft, Drang und unablässiges Streben zu den höchsten Höhen erhob, zuweilen an sich selbst gedacht, und dabei erklären wollen, wie es denn einer Muse auf solchem Gipfelpunkt gerathen und rathsam zuzumuthen sei, die Interessen von Menschenglück und bürgerlicher Wohlfahrt dem höhern Beruf von Glanz, Würden und Ehrenzeichen unterzuordnen. Carlos soll dem Clavigo begreiflich machen, daß die kleinlichen Verhältnisse gewöhnlicher Menschen, die naturgemäßen Neigungen, Wünsche, Gefühle der glanzlosen

Menge als kleinlich und unbeachtenswerth erscheinen gegen hohe Zwecke, gegen Plane von irdischer Größe, deren Erlangung als das einzig Wünschenswerthe im Leben dasteht!!! —

So würde Clavigo, wenn er am Leben geblieben und Staatsmann und Schriftsteller zugleich geworden wäre, jenen literarischen Machiavellismus in seinen Schriften vorgetragen haben, und die Sache der Menschheit stets kalt und berechnend den Rücksichten der Stellung und der Zwecke aufgeopfert haben! Darum sehen wir den Carlos weder als Bösewicht, noch als Intriguant geschildert, sondern als einen klugen, warmen, wahrhaften Freund Clavigo's! Wir sollen ihm recht geben. Schon Tieck sagt in seinen dramaturgischen Blättern, daß Carlos kein Intriguant ist, sondern ein enthusiastischer Freund Clavigo's.

In dem endlichen Ausgange des Stückes, in dem dramatischen Schlußgericht sehen wir offenbar der Sache eines gewaltsamen und aufgebauschten Hanges nach eitler Größe, ein höheres Recht eingeräumt, als der Sache des menschlichen Rechtes, der gemißhandelten Herzen, der gemordeten Liebe. Der Tod Clavigo's ist ein Lohn, das Lebenbleiben Beaumarchais' ist eine Strafe! Clavigo geht gesühnt aus der Welt, während Beaumarchais verdammt in ihr bleibt! Ein Berliner Kritiker, ich glaube Franz Horn, sagte: „Die Rache der Familie treffe am Ende nur Carlos, der selbst Beaumarchais, welcher seinen Freund tödtete, retten muß."

Es ist kaum glaublich, daß eine solche Oberflächlichkeit gesagt werden kann! Ist denn Beaumarchais gerettet? Was nennt man gerettet? Daß ihn vor unsern Augen nicht die Häscher ergreifen und aufs Blutgerüst schleppen? Heißt das gerettet, daß er, als halbwegs Ursache an dem Tod der Schwester — so beschuldigt ihn wenigstens Sophie Guilbert — und als ganzer Mörder Clavigo's entrinnen kann, mit allen Gewissenspfeilen im eiternden Busen, mit dem Donnerruf: „Zwiefacher Mörder!" in den zerfleischten Ohren? Seine Rettung ist eine grausame, lebenslängliche, peinliche Folter, er ist, wie die früheren Verbrecher, an den gehetzten Hirsch seines jagenden Gewissens geschmiedet, welcher ihn durch alle Dornen und Klippen seines fernern Leben schaudererregend schleift!

Wie beneidenswerth ist dagegen Clavigo's Ende, der auf dem Sarge seiner Geliebten sein Leben, durch seinen Tod gesühnt, aushaucht, und so mit ihr vereint da erscheinen kann, wo sie Beaumarchais, der gerettete Mörder, nie erreichen kann.

Wir ersehen also am Ende die Nothwendigkeit der weltlichen Macht und die Verbrechen ihrer Größe siegend hervorgehen über die zertretenen Rechte des bürgerlichen Familienlebens, und die geheiligten der Menschheit und der Liebe.

Zurücksetzung.

Schauspiel in vier Aufzügen. Von Dr. C. Töpfer.

Dieses Stück heißt im Französischen: „Preférence d'une mère," von Madame Ancelot. Herr Dr. Töpfer gibt nie an, daß seine Stücke Uebersetzungen sind, welches am Ende doch jedes Kind in der literarisch-theatralischen Welt weiß. Ich würde auch nichts darüber sagen, allein ich bin genöthigt, es zu thun, um dadurch anzuzeigen, daß ich es bei meinem Urtheile über dieses Stück durchaus nicht mit Herrn Dr. Töpfer, sondern mit dem französischen Verfasser des Originals zu thun habe und haben will.

Es gibt viele Uebersetzer, die am Ende glauben, das übersetzte Stück sei wirklich von ihnen verfaßt! Sie nehmen sich den oft gerechten Tadel des Stückes so ans adoptivväterliche Herz, sind so trostlos über die Rügen, die man dem Kindlein macht, als hätten sie das Kindlein nicht aus dem Dictionnaire, sondern aus dem Gehirne geboren, und beschuldigen oft die Kritik der persönlichen Parteilichkeit gegen sich, da der Kritiker im Grunde es doch nur einzig und allein mit dem Erfinder des Stückes, mit dem wahren Verfasser, mit dem französischen Autor zu thun hat. Dixi et salvavi!

Eine Tochter, die von ihrer Mutter nicht geliebt, und gegen eine jüngere, geliebtere zurückgesetzt wird, deshalb dem Tode entgegensiecht, endlich durch einen Onkel, welcher sich darein mischt, zum Glauben gebracht wird, die Mutter sei ihre Stiefmutter, und eben dadurch, daß sie nun der Mutter sich als eine Fremde gegenüberstellt, die Liebe dieser Mutter gewinnt, und auch den Mann, den sie liebte, aber ihrer Schwester aufopferte, glücklich heirathet, und vom Grabesrand wieder frisch und gesund zurückkehrt, das ist der Brustkern dieses französischen Lust- oder Schau-Spiels.

Als Assietten und hors d'oeuvres sind noch da: eine jüngere Schwester, welche sehr lustig und Braut des Geliebten der ältern, melancholischen Schwester ist, und ein alter Junggeselle, welcher die traurige Helden des Stückes heirathen soll, und am Ende leer abzieht.

Die Mißliebigkeit des ganzen Stückes hat der französische Autor schon durch die unangenehme, abstoßende Unnatur der Mutter, Frau von Lobek, in das Stück eingeimpft, und an diesem Hauptgebrechen siecht es seine bittersüße Existenz durchaus hin.

Die Spartaner, glaub' ich, hatten kein Gesetz über Vatermord, denn ihrer Meinung nach, kann dieses Verbrechen natürlicherweise nicht begangen werden. Die dramatische Kunst sollte billigerweise solche spartanische Gesetze haben. Für entartete, widernatürliche Mütter, die ihr Kind, das Kind ihres Herzens, ihrer Zärtlichkeit, das Kind, das sie mit Thränen und Wonnen aufgezogen, das Kind, das

noch obendrein schön, reizend, tugendhaft, liebreich, kurz, ein Engel, und noch obendrein ein weiblicher Engel, eine Tochter ist, nicht liebt, ja sich mit Widerwillen davon abgestoßen fühlte, für solche Abnormitäten der menschlichen Natur sollte das Drama kein Forum haben, und es nie und nimmer aus dem Reiche einer erfinderischen Unphantasie zur Beschauung an das moralische Tageslicht ziehen.

Eine Kindesmörderin ist eine entsetzliche, ungeheure Verbrecherin, die Natur empört sich, Erde und Himmel zürnen und donnern über dem Haupte der unseligen Thäterin, und wenn es denn sein muß, so mag der dramatische Dichter sammt der Erde und Himmel zürnen und donnern! Eine Kindesquälerin aber ist eine widerliche, verächtliche Creatur, Erde und Himmel wenden sich mit Widerwillen ab, und mit ihnen der dramatische Dichter, der rühren, erheben, erschüttern will, aber nicht abstoßen, Haß erregen! — Frau von Lobek haßt ihr Kind ohne Ursache, sie ist aber desto unheilbarer, da sie, wie Schuldner, die sich selbst stets mahnen, nie bezahlen, stets sich selbst Vorwürfe macht, und die heilige Schuld an ihr Kind doch nie bezahlt! Durch drei lange Acte sehen wir ein junges Mädchen moralisch erhungern, weil ihm die Mutter die einzige Nahrung! Liebe, nach der es lechzt, nicht reicht, und dabei immer weint, daß sie ihr diese Nahrung nicht reicht! Unser Herz wird nicht gerührt, nicht zum Mitleid bewogen, sondern es wird unwillig, fast erbost, und der Eindruck wird ein peinlicher.

Ein nicht minder unwahrer Charakter ist Clara, die zurückgesetzte. Krank ist sie, das kann sein, aber ein Drama wird nicht für Aerzte geschrieben. Gewiß ist es ein schmerzliches, ein ungeheuer schmerzliches Gefühl, sich von einer Mutter nicht geliebt zu wissen, und der Kummer darüber ist ein ganz natürlicher. Allein sterben thut man nicht daran! Vollkommen unwahr ist dieses krankhafte, krampfhafte Spielen mit Tod und Grab und Verwesung. Vollkommen unwahr ist diese mondscheinhafte Zerflossenheit, diese jenseitssüchtige Hinfälligkeit, dieses Wehmuthsgesäusel und diese Leichentraumphantasien, dieses ewige, haltlose, schweigsame Aufopfern und aufopfernde Schweigen.

Wenn wir uns nun zum Wendepunkt des Krebses dieser Drama-Welt begeben, so stoßen wir auf eine sogenannte Katastrophe oder Peripetie, die das Ding nicht durch ein natürliches Mittel zu Ende führt, sondern durch ein gewagtes, glücklicherweise aber gelungenes Kunststück! Es ist also blos ein glücklicher Zufall, der die Katastrophe ausmacht. Der Onkel, Herr von Lobek, um Clara zu retten, macht ihr glauben, ihre Mutter sei ihre Stiefmutter. Dadurch wird Clara froh und gesund, denn nun hat sie eine Mutter im Himmel, die sie liebt. Sie nimmt von der Stiefmutter Abschied, wie von einer Fremden, dadurch springt plötzlich die Eisrinde von dem Herzen der Mutter, und rinnt in aufgelösten Thränenbächen über das Haupt des auf einmal heißgeliebten Kindes hin! Clara, von diesem in heißen Zähren aufgethauten Gletscher, erfährt, daß es doch ihre Mutter ist, daß sie nun Mutterliebe empfängt,

und ist glücklich, indem sie noch als Schmerzensgeld und Prozeßkosten den Geliebten ihrer Seele zum Manne bekommt.

Diese Krisis, welche Madame Ancelot sehr scharfsinnig herbeiführt, ist gelungen und glücklich g e r a t h e n, aber nur darum, weil Madame Ancelot als Verfasserin des Stückes, und als inwohnende Natur ihrer Patienten, diese Krisis zur materia medicatrix machen konnte. Allein es wäre gefährlich, dieses Mittel bei jedem ähnlichen Fall anzuwenden, wo die Natur der Kranken nicht von dem dramatischen Selbstwillen der Madame Ancelot abhängt! — Wir haben letzthin in einer medicinischen Zeitung gelesen, daß ein Nervenkranker, den alle Aerzte aufgegeben, in seiner Raserei vom dritten Stocke auf die Straße sprang, und — das Nervenfieber war curirt. Würde deshalb ein Arzt seinem Nervenkranken als letztes Mittel verordnen: vom dritten Stocke auf die Straße zu springen? Was aber in einem dramatischen Werke als Beweggrund, als moralisches Heilmittel u. s. w. angebracht wird, muß auf a l l g e m e i n e W i r k u n g berechnet sein, muß auf j e d e n F a l l, für j e d e s I n d i v i d u u m ein Specificum sein, sonst ist es ein casus fortuitus, ein individueller Fall, und gehört in die Reihe der C u r i o s i t ä t e n und R a r i t ä t e n, aber nicht in die a l l g e m e i n m o r a l i s c h e H e i l k u n d e!

Noch unwahrscheinlicher, als daß Clara durch diesen Wahn so ganz und gar plötzlich heiter und gesund wird, ist das, daß die Mutter gerade dadurch, daß ihr Kind sie wie eine Fremde behandelt, plötzlich in Liebe zu ihr zerfließt! Das ist plötzliche Mutterliebe aus Lust am Widerspruch!

Mutterliebe aus Caprice, aus Bizarrerie! Wer bürgt uns für die Dauer, für die Haltbarkeit und Echtheit einer Mutterliebe, die zwanzig Jahre in einem Todesschlummer lag, plötzlich von einem Erdbeben erweckt wird, die Augen gewaltig groß aufreißt und ausruft: „Ich bin Mutterliebe?“ Wird sich dieser bleierne Schlaf nicht der gewaltsam aufgerissenen Augenlieder wieder bemächtigen? Wird bei einem solchen Naturell, wie diese Mutter entwickelte, kein Recidiv-Fall eintreten, da das Mittel ein Gewalt- und Momentan-, aber kein Radical- und Präservativ-Mittel war?

Ich weiß es nicht, aber eben weil ich es nicht weiß, kann ich Mutter und Tochter nicht für curirt halten, und sie als vollkommen genesen aus dieser Alienation-Anstalt entlassen.

Ich habe mich mehr bei diesen zwei Personen aufgehalten, weil sie eigentlich die beiden Strebepfeiler sind, auf denen das ganze Gebäude beruht. — Die zweite Schwester, Mathilde, soll ein Contrast gegen Clara sein, ist aber nichts weniger, als das. Sie soll ein heiteres, unbefangenes, herzliches Geschöpf sein, ist aber nichts, als eine geist- und herzlose Kokette, oder, um den Ausspruch zu mildern: „eine moderne Lustspielgestalt!“

In dieser Mathilde sehen wir wieder einen Typus von weiblichen Gestalten, wie sie uns unsere Lustspieldichter als Normalgestalten der Jetztzeit aufdringen wollen; leer, nichtig, oberflächlich, mit der Empfindung witzelnd, das Gefühl an ein Bonmot verkaufend, die Liebe als eine Mode an sich bringend, und die Ehre als eine chose convenue mitmachend!



Mathilde ist Braut von Baron von Heeren, und als der Onkel ihr sagt: „Der Baron liebe Clara und würde auch Clara heirathen,“ lacht sie und sagt: „Ich habe ihn so nicht geliebt, und habe ihn blos deshalb heirathen wollen, weil ich glaubte, die Leute hätten von uns gesagt: „das ist ein schönes Paar!“

Und das will man uns als einen Charakter verkaufen?

Ich bitte, meine Leser, darauf aufmerksam zu sein, wie alle unsere Lustspieldichter die Basis ihrer Frauengestalten auf gänzliche Entadeligung des weiblichen Wesens gründen, daß sie als Salon-Ton, als moderne Gefühlsweise das darzustellen suchen, was im Grunde nichts ist, als gänzliche Blasirtheit und durchgehende Fädenscheinigkeit einer zerrissenen und zerzupften Ver- und Hyper-Bildung!

Sie übersetzen die Roué's aus den Spielsälen Frascati's und die Gefühlsspötter aus den Wein- und Kaffeehäusern ins Weibliche, und nennen sie: moderne weibliche Charaktere! Sie lassen ihre Mädchen und Frauen mit Empfindungen schalen Witz treiben, sich über die heiligsten Gefühle moquiren, jede zarte Regung über die Klinge eines Bonmots springen und sagen: „hier hab' ich einen modernen weiblichen Charakter geschaffen!“

Wenn die modernen Frauen so wären, wie sie die modernen Dichter schildern, so wollen wir in Gottesnamen Antiquen lieben, und unsere Frauen aus den Gräbern und Glyptotheken holen!

Auch der Baron von Heeren ist ein dubioser Charakter; liebt Clara, verliebt sich in Mathilde, kehrt zu Clara zurück, wird abgewiesen, verlobt sich darauf mit Mathilde und heirathet am Ende Clara! Wahrlich, Pietro Bono macht solche Vor- und Rücksprünge kaum auf dem Seile, die der Herr Baron auf dem dünnen Faden der Liebe macht. Der alte Onkel und der alte Götze sind schon dagewesene Charaktere, und bringen nichts Neues mit.

Uebrigens ist das Stück echt französisch, wirksam, hat frappante Situationen, ist voll Effect und geschickt gebaut und gegliedert, sowohl die Taschentücher als das Zwerchfell finden in dieser echten Comédie larmoyante vollauf Beschäftigung, und es erfreute sich in dieser Hinsicht mit Recht einer entschieden günstigen Aufnahme.

Weh' dem, der lügt.

Lustspiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer.

Motto:

„Wehe dem, der lügt!" **Lustspiel.**
„Wehe dem, der die Wahrheit sagt!" **Trauerspiel.**
„Wohl dem, der schweigen kann!" **Pantomime.**

Wie eine weiße Taube unter Krähen, wie ein Schwan unter Wasserenten, wie ein Veilchen unter Brunnenkresse, wie Ambra unter Nießpulver, wie Liebeslied unter Unkenruf, so erscheint Grillparzer in dem Schiboleth unserer Lustspiel-Scheune!

Von der disharmonischsten Zeit zum harmonischsten Geschäfte angeregt; von dem kalten, anfechtenden Geschlecht zur heißesten, edelsten Anschauung impulsirt; von der vernichtenden Nüchternheit der allgemeinen Bildung zur höchsten abgeschlossenen Begeisterung zurückgedrängt; von dem hohlen, oberflächlichen und geschäumigen Zeitgeschmack zurückgeschreckt in sein tiefstes, poetisches Selbst; von der Hohlheit, Zerfallenheit und leeren Parteischwindelei seiner Zeit, wie die zarte Sensitive krampfhaft seine geistige Blume zusammenschließend; zugleich aber auch von eigener Verstimmung und selbstgeschaffenem Mißmuth widernatürlich umstrickt, so sehen wir diese edle Trauerweide unserer Literatur, das grüne Haupt in den Bach der Zeit senken, um schweigend und sinnend in ihm sich und seine Trauer wieder zu erblicken;

darum flieht dieser Geist die frischen Gestalten, welche die Jetztwelt ihm bietet, um mit der Vorwelt Schatten umzugehen, und sie zu sich zu bringen; darum zieht er gerne die wirklichen, wahren Lehren der Menschheit und des Lebens aus dem Dunkel- und Dämmer-Reich der Träume und des phantastischen Gewebes aus Geschichtlichem und Fabelhaftem.

Die Poesie ist so ganz und gar, so mit Haut und Haar, so ohne Rast und Ziel, so mit Stumpf und Stiel aus dem Reiche des Lustspiels gewichen, daß schon der Versuch eines Grillparzer, ein Lustspiel zu schreiben, ein neues poetisches Roth auf das freudig überraschte Antlitz Thaliens aufblühen macht.

Sehen wir alle unsere Lustspiele an, sie haben Alle, Alle eine große Familien-Aehnlichkeit, es ist eine einzige große Kalmüken-Familie, Alle mit derselben plattgedrückten Nase, Alle dieselben kleinen, blinzelnden Liebesäuglein, Alle dieselben aufgeworfenen, hervorbrechenden, sinnlichen Lippen, Alle dasselbe krause, wollige, rollige, struppige Dialogenhaar, Alle die glatte, aber schweißige Haüt, tätowirt mit denselben Plattituden, mit denselben Equivoquen, mit denselben Gemeinplätzen, mit demselben Häksel und Quäksel von Redensarten, mit demselben Alltags-Gakel, Gefrage und Geantworte.

Bei der ersten Scene aller unserer Lustspiele sieht jeder Mensch schon durch den langen Corridor der Handlung das Ende hereinspazieren; alle Personen sind durchsichtig, man guckt ihnen sogleich durch alle Rippen durch, und wer

nur zweimal in einem Salon von der volée financière war, der weiß immer schon voraus, was A zu B sagen und C an D antworten wird. Nirgends ist die *Gegenwart* des *Geistes*, nirgends *Erhebung der Seele*, nirgends *Veredlung der Anschauung*! Gewöhnliche Intriguen ins Unerträgliche ausgesponnen, geleckte und geschniegelte, aber immerhin lose Form, alles Inhaltes entbehrend, alle Idealität in der Materie erstickend, und alle Poesie mit buntem Spaß niederhaltend, das ungefähr ist der Staturpaß unserer modernen Thalia!

In dieser Zeit, wo *allen unsern Lustspielen der äußerliche Mittelpunkt* in der *Haupthandlung*, und allen unseren Lustspiel-*Characteren* der *innerliche Mittelpunkt* ihres Daseins fehlt, und das *Poetische* und *Geistvolle* so ganz von dem sonnigen Gebiete der heiteren Muse ausgeschlossen ist, ist es eine wahre Wohlthat, wenn ein *wahrer Dichter*, wie *Grillparzer*, diesen Boden betritt, und den fruchtbaren Samen in das empfängliche, aber *mißbearbeitete* Erdreich streut.

Ein *Lustspiel* ist *nur dann* etwas werth, wenn das *Ganze* eine *Schönheit* für sich enthält. Eine Schönheit in der Idee, eine Schönheit im Gedanken, eine Schönheit in der Tendenz. Diese Schönheit mit poetischem Geiste zu befruchten, sie mit Witz und Annehmlichkeit zu beseelen, ist die untergeordnete, aber auch höchst wichtige Anforderung. Da aber *nur das schön* erscheint, was im *moralischen Sinne vollkommen* ist, so ist die *sittliche Tendenz* das *einzige Criterium* eines Lustspiels.

Alle diese Abgeschmacktheiten von Liebesintriguen, von Verkennungen, von Verwechslungen, von Mißverständnissen, von Bekenntnissen, von Ertappungen, von Abenteuern, mit dem ganzen Brimborium der Zofen, Diener, der Verkleidungen, Irrungen, Behorchungen u. s. w. sind ekelhaft, albern, widerlich, weil sie auf ihren hohlgehenden Wogen, die von dem matten Odem des Alltagslebens gekräuselt sind, nicht *eine* edle Gesinnung, nicht *eine* erhebende Empfindung, nicht *eine* lautere Ansicht, nicht *einen* stärkenden, tröstenden, wohlthätigen Gedanken oder Ausspruch an den Zuschauerstrand hinspülen.

Einem *Grillparzer* aber ist die *höchste Schönheit der Idee* so zur Natur geworden, wie dem Mandelbaum seine Blüte, wie der fülligen Granate ihr innerster Kern; und die Poesie, die Duftigkeit des Geistes, die Lieblichkeit der Empfindung beseelt und durchgeistert seine Idee so durch und durch, und diese Idee ist so ganz in Poesie und Begeisterung versenkt, wie die Biene in den geöffneten Duftkelch der Rose sich einsenkt und einbaut.

Diese Idee: die *Schönheit der Wahrheit*, mit allen ihren Schwierigkeiten und Gefahrnissen darzustellen, ist gewiß der edelste Vorwurf der Muse, und gewiß auch der *Lustspiel*-Muse; denn Alles, was mit unserer geistigen Erregbarkeit harmonirt, erweckt in uns ein Gefühl von *Lust und geistiger Freude*.

Das *Erkennen einer moralischen Größe* — wie hier zum Beispiel das Erkennen des Werthes der Wahrheit — erweckt in uns eine süße Empfindung. Diese

süße Empfindung ist an und für sich angenehm, allein sie erhält einen höhern, einen gediegenern Werth dadurch, daß sie zu einem Begehren wird, zu einem Begehren darnach; in dem Begehren darnach liegt unsere innere Veredlung, unsere moralische Besserung, und in dem Allen liegt die glücklichste Lösung, das seligste Endziel des höheren Lustspiels, des Lustspiels wie es sein soll.

Grillparzer hat dem Publikum einen andern Standpunkt angewiesen, er traut ihm zu, nicht blos über Lappalien von Liebeleien, über Familien-Abgeschmacktheiten, über kleinliche Collisionen, beifällig, abfällig, oder kopfschüttelnd abzuurtheilen, sondern er traut dem Publikum das Höchste zu, das Richteramt in den feinsten moralischen Schwankungen, das höchste Unterscheidungs-Vermögen in den Collisionsfällen von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Unwahrheit, Lüge, Nothlüge und allen den Zwischenfällen, in welche uns der Widerpart der gebieterischen und tyrannischen Lebensverhältnisse gegen die lautersten und allerebelsten Bebungen und Entschlüße, so oft und so zweischneidig entscheidend, bringt.

Das Wohlgefallen an der Wahrheit ist doppelartig, denn jede Wahrheit kann Doppeltes enthalten, entweder eine Lehre oder eine Schönheit; im ersten Falle wirkt sie auf das moralische, im zweiten Falle auf das ästhetische Gefühl, und so ist das Wohlgefallen und die Lust, die aus dem Kampfe und Sieg der Wahrheit hervorgeht, eine moralische oder ästhetische Freude.

Diese Betrachtungen mögen darthun, daß das bedenkliche und superkluge Kopfwiegen und mit weiser Miene ausrufen: „Wehe dem, der lügt?“ Wie kann das ein Lustspiel sein?“ eine Oberflächlichkeit ist, die unter dem Strahle der eindringenderen Kritik wie Butter zerfließt.

Die Aufgabe, die sich der sinnige Dichter stellte, war vortrefflich, die Idee eben so erhaben als reich an Stoff für Gemüth, und zugleich an Stoff für die Heiterkeit. Aber von der Conception der Idee bis zum Aufzug des Vorhangs ist ein langer, langer und breiter Weg! Es kann die glücklichste, sinnigste Idee, als Minerva mit der Aegis gerüstet, aus dem schöpferischen Geiste eines großen Dichters entspringen, und sie kann doch als ganz schwaches Mütterchen auf Stelzen und Krücken über den schmalen Abgrund zwischen Podium und Parterre zu uns herüberhinken.

Wenn kleine Geister irren und das Moosgeschlecht der gewöhnlichen Dichter auf Abwege geräth, so ist nichts daran zu bedauern, nichts daran zu verwundern; wenn große Dichter irren, so ist in diesem Irrthum selbst eine Erhabenheit des Anblicks; wenn einem Grillparzer Etwas nicht geräth, so bleibt Allen dabei noch etwas zu lernen, zu erlernen!

Grillparzer, in seiner edlen dichterischen Offenheit, hat den Maskenstreich verschmäht, sein Lustspiel ein „Charactergemälde“ zu nennen, welches vielleicht eine andere Erwartung, als man billigerweise mitbrachte, hervorgebracht hätte. Erstens schon darum, weil er weiß,

daß, wenn man von einem dramatischen Werke sagt: „Charactergemälde“, dieses ein solcher Unsinn ist, als wenn man von Musik sagen wollte: Ton-Musik, oder von einem Gemälde: Farbengemälde, oder von einem Menschen: Gliedermensch! Gibt es Musik ohne Ton, ein Gemälde ohne Farben, einen Menschen ohne Glieder, und gibt es ein dramatisches Werk, in dem kein Character gemalt ist, das heißt in dem eigentlich kein Character gemalt sein sollte? Das ist ja eben der Fluch unserer Lustspiele, daß sie nicht sind, wie sie sein müßten: „Charactergemälde!“ Wie sehr schätzenswerth und liebenswürdig zeigt sich wieder die klare, poetische Individualität unseres Grillparzer darin, daß er den unwürdigen Hebel an die öffentliche Meinung nicht voraus anlegte, und nicht von mattblasenden Vorreitern erst austrompeten ließ: „diesen neuen Weg hab' ich eingeschlagen, ich bitte, meine Herren, habt Acht, daß dieser Weg nicht jener Weg ist! habt Nachsicht u. s. w.“ Ein Grillparzer braucht weder eine Vor-Entschuldigung, noch eine Vor-Empfehlung; unser Publikum des Hofburgtheaters ist vollkommen ästhetisch-reif, und weiß seinen besten Dichter zu schätzen; das beweist der allgemeine Beifall, den die Allusionen, welche im Prologe auf ihn anspielten, im ganzen Hause erregten; und wie sehr erhöht es die liebenswürdige Bescheidenheit dieses edlen Sängers, daß er sich so ohne Widerstreben bei diesem ihn liebenden Publikum anempfehlen und um Nachsicht ansuchen ließ. Das ist die Demuth der wahren Dichterseele. — Im Voraus waren

wir mit Liebe in das Stück gegangen, wir brachten jene gute Stimmung mit, welche die Muse Grillparzers bei uns stets voraussetzen darf; und wenn auch der Erfolg diese Stimmung bedeutend dämpfte, wenn man bei aller Vorliebe für den Dichter sich unverhohlen gestand, daß die Erwartung getäuscht wurde, so kann man doch behaupten, daß eine wohlthätige Erschütterung in dem allgemeinen Krankheitszustande der Lustspielmuse hervorgebracht wurde, und das allein ist schon Gewinn! Eine Krisis war nöthig! Grillparzer sah den bald sthenischen und bald asthenischen Zustand der rettungslos erkrankten Thalia, und pflanzte die Erregungs-Theorie von der Natur-Philosophie und Humoral-Pathologie in die dramaturgische Klinik über! Die Natur heilt keine Krankheit, sondern die Veränderung des Verhältnisses der Reize; die Reize des Lustspiels, seine Erregungen mußten in ein anderes Verhältniß gebracht werden. Eine totale Umstimmung der Nerven ist ihm vor Allem nöthig, und das konnte nur durch den Versuch, das Lustspiel auf einen ganz andern Boden überzupflanzen, bewerkstelligt werden.

Grillparzer hat also den Versuch gemacht, es aus dem schlammigen Sumpfe der vollkommenen Degeneration, in welcher es jetzt fortlaicht, auf einmal, ohne Uebergang, auf die höchste Spitze einer rein moralischen — Subtilität hinaufzustimmen.

Dieser umgekehrte leukadische Sprung von dem Abgrund auf die Höhe, den der Dichter seine, von alten Liebeleien und Intriguen lebensmüde Sappho-Thalia machen



ließ, so edel er im Beweggrund, so nothwendig bedingt in der moralischen Opportunität, so heilsam er auch für die künftige Lebenszeit derselben sein mag, mußte aber vor unsern Augen um so unglücklicher ausfallen, als wir leider eben nichts, als den Beweggrund des Sprunges, die Schnellkraft des Entschlußes, und den freien, muthigen Anlauf zum Sprunge selbst zu loben haben, und die Höhe, auf die der Sprung führen sollte; die Ausführung selbst aber, die That, der Sprung selbst so mißlich ausfiel, daß die unglückliche Sappho-Thalia im Sprunge selbst sich einigemal unglücklich überschlug, oben köpflings zu fallen kam, und von der Höhe aus gerade den auf den Kopf gestellten, verkehrten Anschauungspunkt gewährt!

Da uns kein Manuscript früher zu Inhaltsanzeigen und Auszügen zu Gebote stand und steht, ich es auch nicht liebe, dem Leser die verdichtete Gallerte des Inhalts zäh auszukochen, so mag zur Verständlichung meiner Ansicht in Kurzem nur Folgendes mitgetheilt werden.

Der Domvogt von Chalons, dessen Neffe Attalus als Geißel bei den Heiden ist, hat einen Küchenjungen, Leon. Dieser will diesen Neffen befreien. Der Domvogt erlaubt es, gibt ihm aber die Warnung mit: „Weh' dem, der lügt.“ Also ohne Lüge, ohne Trug, ohne Täuschung soll Leon die Befreiung bewerkstelligen. Diese beginnt nun sogleich damit, daß Leon einem Pilger, der bis zu dem Rheingrafen Kattwald geht — bei dem Attalus gefangen ist — sich selber schenkt, mit dem Beding, daß er ihn

als Koch an Kattwald verkaufe. Dies geschieht; und nun beginnt eine Reihe von Reservationen, Subtilitäten, Halblügen, Ausflüchten u. s. w., es geht ohne Hehl, ohne Täuschung durchaus nicht; endlich entführt Leon den Attalus. Die Tochter Kattwalds, Edrita, die den Halblügen und Pfiffen und Beschönigungen Leons unter die Arme greift, halb Blödheit und halb Naturphilosophin ist, wird mit entführt, oder vielmehr sie entführt sich selbst; die Flüchtlinge werden vor den Thoren von Metz, welches in den Händen der Heiden ist, eingeholt, allein es kommt der Deus ex machina, die Thore öffnen sich, und der Domvogt Gregor tritt heraus, in der Nacht wurde Metz von den Christen genommen; Edrita wird Christin, und heirathet den Küchenjungen Leon.

Wie aus dieser Begebenheit das „Weh' dem, der lügt," als Endresultat und Brustsaft herausgeholt werden soll, wird nicht leicht klar.

Wir sehen weder einen Menschen, welcher dadurch, daß er gelogen hat, bestraft wird, noch viel weniger einen Menschen, der dadurch, daß er durchaus wahr gewesen ist, eingeht in den Tempel der Verklärung. Leon beginnt seine Bahn mit einer Lüge: er schenkt sich dem Pilger, daß er ihn als Koch verkaufe; das ist eine Spitzfindigkeit, ein Kniff, der eben einen solchen Grundgeschmack hat, wie die Lüge. All sein Thun und Treiben bei Kattwald ist ein Gewebe von fast talmudischen Drechseleien, sich nur mit kein Lügenwort zu verfangen, während sein Sinn durchaus lügenhaft ist. Die Lüge aber besteht nicht blos im

Werke, und eine reservatio mentalis ist — vor dem dramatischen und moralischen Richtstuhl — auch eine Lüge, und fast eine bösere Lüge, weil sie noch heuchlerischer ist. Leon würzt die Speisen und die Sulze, damit die Schloßbewohner Durst bekommen, sich einen Rausch trinken, dann will er dem schlafenden Kattwald den Thorschlüssel stehlen. Ich fragte: ist das nicht doppelte Lüge, und Lüge in ihrer häßlichsten Gestalt? Wenn ich Jemanden eine Lüge ins Gesicht sage, welcher seiner Sinne mächtig, so ist zum wenigsten Muth dabei, wenn er klug ist, kann er merken, es ist eine Lüge; wenn ich ihn aber erst wehrlos mache, wenn ich ihm seine fünf Sinne erst stehle, und ihn dann mit einer Lüge überfalle, heißt es da nicht: „Weh' dem, der lügt?" Freilich, als Kattwald erwacht, bekennt er ihm sein Verfahren, weil er sich erinnert: „Weh' dem, der lügt!" Allein, so wie die Nothlüge keine Lüge ist, so ist die Nothwahrheit keine Wahrheit; so wie es nur der unglaubliche Stumpfsinn Kattwalds begreiflich macht, daß sich dieser wieder beruhigt schlafen legt, ohne zu fragen: was war der Zweck?

Nehme man aber auch an, Leon habe Alles, Alles durch reine Wahrheit, durch Wahrheit, von keinem Hauch befleckt, vollbracht; woher geht der Sieg dieser Wahrheit hervor, da diese weder in der Peripetie der Charactere bedingt ist, noch weniger aber aus der Kraft und der segensreichen Folge der Wahrheit selbst als Wahrheit hervorgeht, sondern lediglich und ganz allein durch einen Zufall, durch den Theatercoup, daß Metz bei Nacht

eingenommen wurde, bewerkstelligt wird! Dieser Hieb zerhaut freilich den materiellen Knoten, aber der moralische, oder besser: metaphysische Knoten bleibt ungelöst und unzerschnitten, und wir wissen am Ende nicht, ob wir darüber mit der menschlichen Bestimmung hadern sollen, daß sie entweder die Lüge als Erstgeborne in uns immer so situirt, daß sie den Zwillingsbruder Wahrheit bei der Ferse faßt, und ihm den Vortritt streitig macht, oder ob wir uns am Ende der vernichtenden Trostlosigkeit anheimgeben müssen, weil Nichts und Niemand ohne Lüge und Trug bestehen kann! Die Ausführung des Ganzen steht also mit der Tendenz — insoferne ich sie zu erkennen glaube — im klarsten Widerspruch. Denn unmöglich kann der sinnige Dichter uns haben sagen wollen, daß der Mensch gerade da mit Beirrung, Selbsttäuschung und Begriffklauberei zusammenfällt, wo er sich fest vornimmt, durchaus wahr zu sein! Ein solches anatomisch-dramatisches Präparat des menschlichen Grund- und Erb-Uebels, oder der menschlichen Bestimmungs-Gebrechen, gehört wie gewisse Wachspräparate von heimlichen Naturgeschäften, in das Dunkel der verborgensten Untersuchung, hinter den geheiligten Schleier, den nur Wenige lüften sollen; aber nicht auf das Bretergerüste der öffentlichen Beschauung, denn der allgemeine Sinn lernt nicht die Heilkunde daraus, sondern die trostlose Verzweiflung an dem eigenen Zustand, an der Organisation des menschlichen psychischen Lebens, und an der Harmonie seines innersten Wesens.

Ich kenne gar nichts, was mich so heruntergestürzt hätte in den Pfuhl einer apathischen Gleichgiltigkeit gegen Lüge und Wahrheit, als die letzten Worte des Domvogts:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle!"

Das ist das unbarmherzigste Prokrustes-Bett, in welches je ein decapitirter und amputirter Grundsatz eingezwängt wurde! Diese letzte Rede des Domvogts löst das Ganze vollkommen in zerstäubende Atome auf!

Leider mag es eine juridische Wahrheit sein, daß der starre Rechtsbegriff von Wahrheit vor dem Untersuchungsrichter der wirklichen Kriminal-Justiz nicht ohne Zahnspur der Lügenschlangen befunden wird; allein wir Menschen, die wir weder Untersuchungs- noch Strafrichter sind, uns sollte man den Glauben an eine unbefleckte Wahrheit nicht rauben, uns sollte man die Einseitigkeit dieser schönen Tugend nicht begreiflich machen wollen, uns sollte man die ungetheilte Freude in dem Anblick der Wahrheitsrose nicht dadurch verleiden, daß man ihre Blätter vor uns metaphysisch auspreßt, und uns zeigt, daß in ihr Honig- und Gifttheile wohnen, und daß die Gifttheile wie die Honigtheile eben die Totalität der Rose ausmachen. Wie leicht stürzt nicht der leichtsinnige Hörer den Satz:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle"

um, und citirt in halber Vergeßlichkeit:

„Alle logen, und redeten doch wahr?"

Da es sich bei der Beurtheilung dieses Stückes mehr denn je um Wahrheit, auch in der Kritik, handelt, da der Leser jeden Augenblick mir zurufen kann:

„Wehe dem, der lügt!"



werde ich noch weiter gehen, und aus den Worten selbst zu entnehmen trachten, welchen Begriff von Wahrheit der hochgeehrte Verfasser vorführte.

Gleich in dem ersten Monologe hören wir:

„Wahr ist der Wolf, der brüllt (?), eh' er verschlingt,
Wahr ist der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr ist die Flamme, die schon von ferne sengt.
Wahr sind sie, weil sie sind — weil Dasein Wahrheit."

Wie ist aber die Natter, die nicht droht, wenn sie sticht; der Arsenik, der gerade so aussieht wie Zucker, wenn er tödtet, sie sind Lüge — sind sie wahr, weil sie da sind? Ihr Dasein ist Wahrheit, aber sie sind nicht wahr! Existenz ist physisches Sein, physische Wahrheit aber ist von der moralischen weit verschieden!

In demselben Monolog heißt es:

„Ein Teufel bist du, der allein ist Lügner,
Und du ein Teufel, insofern du lügst!"

Wenn aber Dasein Wahrheit ist, der Teufel aber auch da ist, folglich wäre der Teufel Wahrheit!

Es ergibt sich also schon aus diesem Monolog, daß wir die Wahrheit aus ihrem Standpunkt verrückt haben!

Gehe ich nun von der Wahrheit der Wahrheits-Darstellung auf die Wahrheit der einzelnen Charaktere über, da steht denn wieder das Wort vor mir:

„Weh' dem, der lügt!"

und ich muß den meisten Charakteren, zu meinem größten Leidwesen, die Wahrheit ihres eigenen Charakters absprechen.

Leon, der Küchenjunge, ist durchaus unwahr, insofern unwahr, als seine Worte mit seinem Charakter in keiner Harmonie sind. Wir finden diesen Leon ungeschlacht, läppisch, grob, roh, kurz ein Küchenjunge di primo cartello. Er führt aber zuweilen neben dem albernsten Geschwätz hohe, metaphysische Reden: „Graben ist ein adelig Geschäft" u. s. w., und wirft die feinsten Philosophien von sich. Ueberhaupt sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum gerade ein Küchenjunge zum Schildträger der Wahrheit auserkoren wurde?

Ich kann und mag es durchaus nicht leiden, wenn man, ohne innere Nothwendigkeit, die ästhetischen Würdenträger und die dramatisch-moralischen Prioritäten in der Schurzfell-Société des Lebens sucht. Das ist die kränkelnde Bizarrerie der französischen Romantiker; allein in Frankreich wollen die Dichter dadurch eine gewisse Sympathie rege machen und Anklänge erwecken, die bei uns Gottlob weder existiren, noch Anklang finden. Ich kann mir nun einmal einen Straßenjungen nicht als Adler denken, den Jupiter mit dem Blitz seiner Tugend unter die Menschen sendet, und ich kann mir keinen Küchenjungen denken, den Zeus zum Ganymed bestellte, um durch ihn Wahrheits-Nektar kredenzen zu lassen. Champagner muß man nicht ohne besonderes, tieferliegendes Motiv aus ledernen Schläuchen trinken lassen; eine Perle bleibt zwar immer Perle, aber sie sitzt im Golde besser denn im plumpen Blei. Was nöthigte unsern gefeierten Dichter, gerade einen Küchenjungen zum Lichtträger seiner Idee zu machen?

Wahrheitsliebe ist eine Tugend, und zwar eine ethische; ethische Tugend kann nur da stattfinden, wo eine vollkommene, freie Thätigkeit der Vernunft waltet; die Vernunft, die ausgebildete, zum Unterscheidungs-Vermögen gelangte Vernunft, muß den reinen, innern Werth der Wahrheit erkennen, sie als unerläßlich zur Harmonie der Seele begehren. Die Liebe zur Tugend ist von der Furcht vor dem Laster himmelweit unterschieden, und ein Knecht, der nicht lügt, weil stets die Drohung seines Herrn:

„Weh' dem, der lügt!"

und nicht einmal: „Wohl dem, der die Wahrheit sagt!" ihm vor Augen schwebt, ist und kann durchaus kein Träger der Wahrheits-Apotheose sein! Leon ist nicht die Muschel, in welche die Wahrheit wie ein Himmelstropfen fiel, und sich da abrundete, und kernig zur Perle ausbildete, sondern es ist ein zufällig aufgelöstes Futteral, in welchem sein Gebieter die Perle aufbewahrt; das Futteral steht mit der Perle, und Leon mit der Wahrheit in gleicher Cohäsion.

Wenn daher am Ende Leon die blöde Grafentochter als Siegestrophäe heimführt, so ist dieses ein großmüthiges, willkürliches Geschenk des Dichters, aber keine dramatische Gerechtigkeit, es ist durchaus keine ihm gebührende Trophäe, denn wenn man klar und besonnen untersucht, wie Leon die Wahrheit aufnimmt, wie sich stets seine Vernunft, seine Ansicht und sein Begehren gegen die Wahrheit sträubt, wie er vom Domvogt stets

eine Lügen-Permission erhandeln will, so liegt eher eine Art Aberglaube in seinem physischen Erschrecken, wenn er sich an die Drohung seines Herrn: „Weh' dem, der lügt!" erinnert, als innere Ueberzeugung, als göttliche, freiwillige Hinneigung zur Wahrheit! Es liegt durchaus etwas Knechtisches in seinem Respect vor der Wahrheit, es ist Furcht vor der Strafe. Kurz, Leon ist eine Kapsel, in welche der Domvogt die Wahrheit einschloß, und weil die Kapsel ihre Schuldigkeit gethan hat, heirathet sie eine Gräfin Edrita!

Ganz unrichtig ist der Charakter des Attalus; störrisch, unwerth, undankbar, faul, verdrossen ist er, des Aufhebens unwerth, das man für und über ihn macht, und auch bei ihm ist es nicht abzusehen, wozu ihn der Dichter so gezeichnet, und in welcher Contrastirung er etwa erscheinen soll? Soll er vielleicht etwa blos dastehen, um den Abstand der bevorzugten Welt von der gewöhnlichen zu zeigen? Wozu das? Und wie soll das ein Mitbehelf zu unserem dramatischen Zwecke sein?

Edrita ist halb ein blödsinniges, halb ein begeistertes Wesen! Bald wie eine Stumpffühlende bricht sie in ein blödes Gelächter aus, wenn ihr Bräutigam mit der Brücke in die Tiefe stürzt, bald träufeln ihre Lippen Honig von dem Hymet der höchsten Weisheit und des höchsten Edelmuthes. Selbst am Ende ist ihr Eingang ins Licht nicht recht klar, sie sagt, einen Grund verschweige sie, aber man kann denken: weil ihr der Rückzug abgesperrt ist, weil sie Leon liebt, bleibt sie, und das schmälert die Verherrlichung

der Idee am Ende bedeutend. Mit dem dummen Galomir weiß ich nun vollends nichts anzufangen! Er ist ein Cretin, der aber weder durch possenhaftes Element, noch durch geisterhafte Unheimlichkeit irgend einen Effect machen kann. Er verhält sich zum Shakespeare'schen Caliban, wie Kaspar Hauser zu Droll und Puck, und zu den ironischen, tiefsinnigen und tollbedeutsamen Gnomen und Elfen allen, die, ausgerüstet mit dem höchsten Sarkasmus und der sinnigsten Naivetät, in jenen Wundergärten zwischen den poetischen Gestalten gaukeln und surren.

Das Possenhafte in diesem Lustspiele ist nicht wie bei Calderon, Shakespeare, ein humoristischer Gegenschlag, ein hineingeworfener Lebens-Schlagschatten, als Contrast zu den hellen Lichtern, weder ein sub- noch ein coordinirtes Element, sondern es schwimmt so wie einzelne Stücke Treibeis in dem abrinnenden Handlungsstrom. Selbst in der Diction hat der Dichter sich zurückgehalten, und nur selten erkennen wir unsern edlen, poetischen, geläuterten Sänger des „Sappho"; nur selten den energischen, glühenden, kraftstrotzenden Dichter von „Traum ein Leben". Auch den Witz, diesen ersten und alleinigen dienstthuenden Kammerherrn des Lustspiels, verschmähte er, als ob der Witz das ästhetische Gebiet nicht Hand in Hand mit der Wahrheit durchwandeln könnte. Ja, es sagt, glaub' ich, ein großer Denker, oder hat es gesagt, oder könnte es sagen, gerade der Witz beweist, daß die Wahrheit verschiedenartig reizen kann, und noch anders als die mathematische Wahrheit, als die logarithmische. Der Witz beweist, daß,

die Wahrheit Hand in Hand mit Schönheit gehen muß, daß sich die Wahrheit erst reizend vor uns verstecken muß, um als Schönes, Erhabenes, oder wenigstens als etwas Ueberraschendes uns zu gefallen und zu gewinnen!

Wenn es also vollkommen in der verfehlten Ausführung der herrlichen Idee lag, daß das Stück jenen Eindruck nicht machte, den man sich von dem beliebten Namen Grillparzer machte, so wird der gefeierte Dichter daraus ersehen, welche Erwartungen das Publikum von seinem gefeierten Liebling hatte. An die hohe Kraft legt man den hohen Maßstab an.

Ein weibliches Herz.

Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Theodor Stamm.

Nicht Lustspiel, nicht Schauspiel, nicht Trauerspiel, nicht Drama, sondern dramatisches Gedicht.

Wenn die Dichter sich in allerlei Titel stecken, um der Kritik es schwer zu machen, den rechten Maßstab an das Stück zu legen, so muß sich die Kritik am Ende auch eine Titulatur erfinden, die zugleich auf Kritik und Nicht-Kritik, auf Urtheil und bloßen Ausspruch, auf Erfassen des Gegenstandes und auf bloßes Balanciren hindeutet. Warum sollten wir nicht: „kritisches Gedicht," oder „poetische Kritik," oder „lyrische Recension," oder „sentimentales Urtheils-Gemälde" und dergleichen erfinden und schreiben? Warum nicht einen Kritiktitel erfinden, der den Boden für sich vindicirt, aber die Rechtsame und Obligationen, die auf dem Boden ruhen, durch eine spitzfindige Benennung der Jurisdiction entzieht?

Es waltet ein eigenes Verhängniß über die deutsche Dramatik! Sie war lange Zeit eine Zusammenschüttlung

der drei dramatischen Ingredienzien des spanischen, englischen und französischen Theaters. Bis zu Goethe's und Schiller's Zeiten waren es bald Calderon'sche Maximen-Motive und spanische Glossen-Aufgaben mit dem ewigen weichen Refrain, oder Shakespeare'sche dunkelblutige, selbstverstrickerische Schicksalsstücke in einem gerechtern Sinn, als in dem griechischen, oder endlich französische Calculstücke mit dem Aristotelischen Kubikfuß von Furcht und Grauen. Mit Goethe und Schiller begann die eigentliche National-Dramatik Deutschlands, diesen folgte der lange Troß von Nachahmern, die das Kind mit dem Bade ausschütteten, dann kamen die Gräuelmänner, die aus dem Schicksalsfaden einen Galgenstrick machten, aus Mißmuth Lebenselend, aus Zweifeln Fußangeln, und aus dramatischer Gerechtigkeit ein hochnothpeinliches Hals- und Standgericht.

Die ganz neue Zeit ist ganz abgesprungen, eine gewisse Subtilitäts-Dramatik ist Mode geworden, lyrischer Friesel begleitet und erschwert die dramatische Krise; eine Kränklichkeit, eine blasse Selbstquälerei wird allen Helden angehüstelt, anstatt des Allgemeinen wird das Individuum zum Ausgangspunkt der ganzen Handlung!

Früher war es die Epik, welche in die Dramaturgie hineinwucherte und sie mit ihren breiten Aesten erdrückte, jetzt ist es die Lyrik, ein poetisches Leid- und Schmerzthum, welches sie umstrickt, versüßlicht und entnervt. Es gilt darum von der neuern Tragödie, was von der neuern Lyrik zu sagen ist: sie ist eine Leibeigene der Subjektivität,

des Concret-Gültigen; sie hat alles Gemein-Gültige, Objective aufgegeben, und so alle Vollgültigkeit, alle Erfolgsherrschaft verloren!

Lange Zeit hat sich die Dramaturgie in ihrem Gebiete behauptet, hat sie ihre Wesenheit gerettet, ihre Gesetzgebung erhalten. Nun hat sie sich aber emancipirt, und damit leider nichts gewonnen, als einen größeren Raum, aber was sie an Raum zur Architektonik im Drama gewann, das verlor sie an der Entseelung der Form, an geistigem Mark, an der Gültigkeit der Idee.

Es ist durchaus kein Brennpunkt mehr in den neuen Tragödien, aus welchem die Ausstrahlungen der menschlichen Natur, der innersten Wesenheit des Menschen, der Zeit, der Jahrhunderte, der Geschichte erleuchten, entflammen und entzünden: sie stellen nicht mehr die wichtigsten Aufgaben des Herzens, der Seele, der Menschheit, der Völker und ihr gegenseitiges Verhältniß dar, nein, man löst sich von allen diesen Festlanden los, um wie ein Paradiesvogel mit eingezogenen Füßen in der Luft zu vagabondiren; die Vagantin setzt sich anstatt Adlersschwingen Schmetterlingsdecken an, spielt mit Sonnenstäubchen, badet den schillernden Hals in Flimmer und Schimmer, ergeht sich in Subtilitäten, Contrasten, Antithesen, Liebesstrahlen und sentimentalen Spitzfindigkeiten. Ein Herz anatomisch auf der Folterbank der Eifersucht, ein anderes zappelnd an dem Schwebebalken des Ehrgeizes, eine Nachtigall, die unter einem Erdbeben flötet, eine Turteltaube, die unter dem Gewitter girrt, zwei schnäbelnde Spatzen unter einem

brennenden Dache, eine Abzehrung unter Lerchengesang, ein Wahnsinniger mit Schalmeibegleitung, ein gebrochenes Herz mit lyrischem Rosaband, das sind die Aufgaben der neuern Tragödie.

Menschennatur und Menschengeschick, diese zwei siamesischen Zwilling-Seelen des Drama's, haben die neuern Dramatiker zu Schwefelhölzchen ausgezündelt, als Menschencapricen und Mencheneigenheiten mit sentimentalem Krimskram umwickelt, mit Thränen und Sentenzen eingesalzen, und so die Schnörkel des Menschenherzens als sein Fundament behandelt.

Wir werden sogleich sehen, daß das jetzt in Rede stehende Trauerspiel, nein, „dramatische Gedicht," eben auch an der Verschwimmung aller Tendenzen, an der luxuriösen Ueberfülle des Wortes, des Gedankens und der Reflexion leidet, und dadurch undramatisch, breit, verworren und ermüdend wird.

Seit Müllners fataler Fatum- „Schuld" gab es schwerlich ein Stück, bei dem eine Inhaltsanzeige so schwer, so lastend auf dem Erstatter liegt, als in diesem Stücke. Die Exposition kommt stückweise, in jedem Acte, nach und nach, und Dolores holt noch im fünften Acte einen Theil nach. Don Cäsar Lara hat einmal eine schöne Jüdin, Rebekka, geliebt, und dadurch hat er seinem Bruder Fernando, der ihm von seinem Vater zur Obhut anvertraut war, allein gelassen, und dieser ist von Corsaren geraubt worden, worüber ihm sein Vater fluchte — und starb. Das ist eine Schuld. Dann hat er noch ein Mädchen

geliebt, wir kennen sie als Dolores und erfahren im fünften Acte, daß sie die Tochter seines Waffenträgers Geronimo ist. Er verließ sie; zweite Schuld. Im Kriege gegen die Mauren geräth er an den Vazyr Abdallah von Malaga und entführt ihm seine Schwester Zaida und bringt sie bei einem castilischen Juden Eleazar, unter. Dieser Jude ist ein zweiter Nebentreffer im Stücke. Er ist ein Landesverräther, indem er Castilien an Abdallah verräth, und zwar durch seinen Sohn Adar. Er ist auch Arzt, verachtet und geschimpft, gerade wie Shylok, mit dem er alle Familienähnlichkeit hat. Adar aber, so erklärt es sich endlich, ist nicht sein Sohn, sondern der von den Corsaren geraubte Fernando Lara, den Eleazar von den Corsaren kaufte, um sich an dessen Bruder Cäsar zu rächen, denn er ist Rebekka's Vater, welche ein Opfer von Cäsars Liebe war. Unterdessen erfährt der König von Castilien die ganze Geschichte, Cäsar wird beschuldigt, im Kriege gefehlt, eine Zauberin bei einem Juden untergebracht zu haben, und sie zu lieben. Er wird verbannt, und der Jude hingerichtet, welcher Cäsar entdeckt, daß Adar sein Bruder ist. Nun stürmt das Volk die Hütte des Juden, Adar und Zaida sind in derselben, allein Dolores, der Genius der Liebe, überall sichtbar, kommt, nöthigt sie zur Flucht und bleibt, in Zaida's Schleier gehüllt, an ihrer Statt zurück, wird aber später wieder von Geronimo auch befreit. Nun finden wir Cäsar auf der Flucht, in Verbannung, er findet, wie Belisar, einen Haufen Räuber, macht sie zu Soldaten, besiegt den eben hereinbrechenden Abdallah, und wird von seinem König



wieder begnadigt. Seine Rache kehrt sich gegen Abdallah, er greift ihn an, und wird von ihm erstochen. Dolores kommt dazu, er erkennt seine ehemalige Geliebte, welche Untreue, Kummer und Alles vergaß, um nur ihn glücklich zu sehen, und stirbt *lang* und reuig. Dolores wird vom Schmerz überwältigt, und stirbt auf Cäsars Leiche. Zaida kommt, versöhnt sich mit ihrem Bruder, nachdem Cäsar sterbend ihm sagte: „du erhältst sie rein aus meiner Hand zurück,“ worauf Zaida im Abgehen sagt: „ich heiße nun Dolores, mein Name ist Schmerz“ u. s. w. und der Vorhang fällt.

Der Leser sieht aus diesem Extract, daß der Dichter in dem ersten Organismus des Stückes schon *das* verfehlte, was freilich die schwerste Kunst ist: *die Kunst der Fabelbeschränkung*. Der Dichter hat zu *viel* erfunden, die Dinge stoßen sich aneinander, ohne auseinander zu *folgen*. Die Handlung ist zerstückt, eine Person handelt *neben* der andern, und keine Einzige *durch* die andere. Ein Hauptgebrechen ist es, daß keine *Charaktere* da sind, sondern blos *Individualitäten*. Bei dem trüben Lichte der Reflexion sehen wir den Mangel aller plastischen Naturwahrheit um desto deutlicher. Wer ist Cäsar? welche Kraft, welche Größe, welche Natur ist in ihm? In wie ferne nimmt er unser Interesse in Anspruch? gar nicht. Er *leidet* nicht, weil er etwas *gethan, gehandelt* hat, sein *Schicksal* ist nicht die *Frucht seiner Thaten*, wie dies die erste Bedingung des höhern Drama's ist, sondern er thut und handelt etwas, weil er leidet, seine

Thaten sind die Früchte seines Schicksals. Er geräth in einen Strudel von Thatsächlichkeiten hinein, die ihn nöthigen, etwas zu thun. Sein Charakter ist matt, farblos, unmännlich, er entführt eine Heidin, bringt sie bei einem Juden unter, und zum Dank nöthigt er den Bruder des Mädchens zu einem Duelle. Er ist ein echter Alltagsmensch und nichts als ein guter Soldat. Er interessirt uns gar nicht, und dennoch bedauern wir ihn, daß er für nichts stirbt. Was ist seine Schuld, daß er sterben muß? Daß er ein Mädchen geliebt und verlassen? daß ihm Corsaren den Bruder geraubt? Wo ist da die tiefe, blutige, nur durch den Tod zu sühnende ungeheure tragische Schuld? Und wo ist in diesem Tode die Sühne, die Hellwerdung der Finsterniß, der Eingang aus Kampf und Schmerz zu Sieg und Wonne?

Und nun Dolores? Zaide? „Ein weibliches Herz" ist der Titel, welche von beiden besitzt dieses vermeinte weibliche Herz? Wahrscheinlich Dolores. Zaide zerfällt in ihrer moralischen und ästhetischen Nihilation. Wie Corona von Saluzzo aus einer Amozone zur Schäferin verwandelt, den wilden Hornschnabel der Kriegerin in das Turteltaubengeschnäbel umwandelnd, entläuft sie ihrem Bruder, abenteuert mit Cäsar herum, und sagt zuletzt wieder zu dem guten alten Komödienbruder: ich gehe wieder mit dir," denn Cäsar ist todt. Im ganzen Stücke sehen wir sie als ein unwirsches, übermüthiges, verzogenes Geschöpf, welches selbst nicht weiß, was es will, bald eine Gurli, bald eine Johanna ist, und dessen weibliches Herz" keinen



Funken Adel, keinen Funken jener hohen, himmlischen Weiblichkeit in und an sich trägt, die auch einem heidnischen Herzen poetisch nicht zu entwinden ist!

Es muß also Dolores die Besitzerin des angegebenen „weiblichen Herzens" sein, und allerdings besitzt sie ein gutes, treues, liebevolles und aufopferndes Herz. Aber was heißt das:

„Ein weibliches Herz?"

doch nichts Anderes, als: So ist das weibliche Herz, so fühlt es, so schwärmt es, so handelt es, so sind seine Schläge, so pocht es, so stürmt es, so schwelgt es, und so — bricht es. Dieses weibliche Herz zu erkennen, seine Kraft und seine Schwächen, seine Fehler und seine Tugenden, seine Schwäche und seine Riesigkeit, seine Seligkeit und seine Zerrissenheit, seine Unbändigkeit und seine Hingebung, seine Starrheit und seine Zerschlossenheit, seine Höllen- und Himmelsichtigkeit, seine Ueppigkeit und seine Oedigkeit, seine irdische Menschlichkeit und seine überirdische Göttlichkeit, dazu müßte uns die ganze Entstehungsgeschichte eines liebenden, beglückten und wünschenden, kämpfenden, unterliegenden, sich aufrichtenden und endlich im völligen Untergang verklärten weiblichen Herzens gegeben werden, ein Herz, das in allen Phasen des Glückes und des Elendes, in allen Regungen der Schwäche und der Tugend, in allen Zuckungen der Seligkeit und der Verdammniß, in allen Strahlen der glorreichen Erhebungen und Sühnungen vor

uns da liegt und auseinander geht, und das zwar durch mächtige Geschicke, durch ungeheure Schmerz- und Wonnegriffe des Schicksals in ihr zart- und reichbesaitetes Leben. Diese Dolores aber ist nichts, als der Schlußpunkt des weiblichen Lebens, der schmale Saum eines weiblichen Herzens, sie ist nur der Refrain einer Empfindung, nichts als ein Endreim eines verklungenen Gedichtes, nichts als der Zipfel, der thränennasse Zipfel eines Herzens, das wir sonst nicht kennen. Das Leben eines weiblichen Herzens gibt uns ein Bild des Herzens, aber nicht sein Sterben; nicht aus dem Abend wird der Tag erkannt, nicht aus dem letzten Vermächtniß der Charakter des Lebens.

Dolores ist ein edles Wesen, ein Wesen, wie es wenige gibt, sie vergibt dem Treulosen, sie wacht für seine Liebe, sie opfert sich für seine Geliebte, das ist Alles recht schön, aber es ist noch nicht das Prototyp des weiblichen Herzens, das ist noch nicht die Trägerin einer großen Idee, noch nicht die Grundidee einer tragischen Welt!

Es ist in dieser Dolores recht viel Glaube, Liebe, Hoffnung, Fühlen, Sehnen, Schwärmen, Wogen, Wallen, allein der Gedanke fehlt, der tiefe Schmerz, die hohe Freude, es ist viel Luft, schöne Luft, warme, schwüle Luft, Lichtstreifen in dieser Luft, aber oben fehlt der Himmel, und unten fehlt die Erde. Das Bild ist da, aber der Lebensspiegel nicht, in dem es sich rückspiegelt, es ist ein Meer von Empfindungen, aber die Wellen fehlen, die einzelnen greifbaren Wellen; sie geht in diesen

Meere unter, aber wer bezeichnet die Welle, die ihr nothwendig den Tod gab?

Jedoch ich vergesse, daß ich blos ein Urtheil abgeben, und kein Protokoll aufnehmen will. In der Kürze nur noch so viel, daß auch die anderen Charaktere zu keiner Bestimmtheit, zu keiner Tüchtigkeit kamen. Adar ist ein guter Knabe, mehr nicht; Don Juan von Castilien ein echter Fürst aus Hamlets „Mäusefalle". Eleazar kann uns nicht interessiren. Die Klagen dieser Nation sind schon zu oft über die Breter gegangen, und am Ende kann ich die offene, wenn auch hündische Grausamkeit eines Shylok mit seinem Nationalhaß zum kleinen Theil natürlich finden, und einige Theilnahme für ihn verspüren, aber nie und nimmermehr mich für einen Verräther interessiren, für einen Spionvater, nie für den, der das allerabscheulichste Gewerbe treibt.

Das Resultat des Gesammten geht also dahin: daß das Dramatische an dem „dramatischen Gedicht" gänzlich verfehlt ist, und also keine Wirkung machen konnte. Wenn wir uns hingegen zu dem „Gedicht" in dem „dramatischen Gedichte" wenden, thut es uns wohl, dem bei allen Mängeln dennoch so sichtlich talentvollen Autor auch einige recht herzliche und frische Blumen winden zu können, um den leider uns durch Wahrheit und Beruf aufgenöthigten Dornenbüschel des Tadels. Dichterkraft ist so viel in dem Stücke, daß es die Dramakraft überwuchert und erstickt. Reichthum an Bildern, Glanz der Sprache, schöne Phantasie, edle Diction, eine wahrhaft

poetische Gesinnung athmet in vielen und vielen Stellen und oft reißt ein wahrhaft lyrischer Schwung zur Bewunderung hin. Ganz unbeschreiblich schön ist die Scene zwischen Cäsar und Zaide in Eleazars Hütte, und so mehrere Scenen, die vortrefflich sind. Leider hat die Fülle von Diction den Autor in ein solches Wortknäul hineingestrickt, daß er sich oft verwickelt, auch in scenischer Hinsicht wird oft ein recht geschickter Tact sichtbar; so ist der Schluß des vierten Actes vortrefflich, meisterhaft; allein wir sind an feiner Bildung so reich, wir sind so übergesittet, daß ein umgefallener Lanzenknopf uns in eine so fröhliche Laune bringt, daß wir darüber Ort, Situation, Dichtung und Alles vergessen, um uns einem reizenden Gelächter zu überlassen! Ein Statist, der stolpert, ist unserem geistreichen und aufmerksamen Sinn genug, um den Eindruck der schönsten Scene zu verwischen. Ja, wir nehmen an gründlicher Stegreifbeurtheilung so zu, und werden so improvisatorisch urtheilfest, daß eine Coulisse, die schief steht, eine Wolke, die in das Zimmer hereinhängt, uns genügt, unsere Aufmerksamkeit vom Stück auf die große Begebenheit zu lenken, und wir haben so in Sitte und Anstand zugenommen, daß wir so überzeugt sind, eine mißglückte Comparserie sei hinreichend, um das Schicksal einer Scene zu entscheiden, daß wir lachen und unanständig poltern, wo weniger Gebildete und Raffinirte sich höchstens mit einem — anständigen Stillschweigen begnügten.

Bei dieser Art und Weise, sein Mißfallen zu erkennen zu geben, bleibt nichts zu bedauern, als der Umstand,



daß unser Theater-Benehmen immer ruder und frivoler wird, und daß ein **erster Versuch**, der, wenn auch **mangelhaft**, doch von **überwiegendem Talente** zeugt, mit einer Lieblosigkeit behandelt wird, die den mit Recht verstimmten Autor von jedem fernern Versuch, der gewiß besser würde, abhält.

Leichtsinn und seine Folgen.

Schauspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Alexander Dumas.

Scribe ist der Großmarschall des französischen Lustspiels, Hugo der Groß-Septembriseur der dramatischen Tragödie, Dumas der Siegelbewahrer des Drama's vom Boulevard.

Sein Weg von „Tour de Nesle“ über „Angelo“ u. s. w. bis zu dieser „Mademoiselle de Belle-Isle“ ist mit theatralischen Siegen und Porte St. Martin-Lorbeern übersäet. Aber er hat vielleicht von seinem „Caligula“ gelernt, allen sittlichen und moralischen Principien mit einem Effectmesser alle Köpfe auf einmal abzuhauen, und zu dem Tempel Plutu's und Pluto's durch die pontinischen Sümpfe der Demoralisation und Sittenverderbniß zu gehen.

Alexander Dumas ist geistreich, aber herzarm, ästhetisch corrupt, aber dramatisch genial, seine Stücke sind leer von aller und jeder Sittlichkeit, aber sie sind voll von schlagenden Effecten und hinreißenden Situationen.

Die Franzosen haben alle Empfindungen, alle Tugenden, alle Moralgrößen nivellirt; sie sind von der Lauheit für die Tugend zur Kälte, von der Kälte zur Erstarrung

übergegangen; sie haben mit der Sense der scharfen **Vernunft**, geschliffen am Steine des Egoismus, aus dem Herzen weggemäht die Rose mit der Nessel, die Aehre mit dem Dünkel, die Sonnenblume mit der Distel, die wahre Empfindung mit der Affectation, den Glauben mit dem Unglauben, die Tugend mit der Heuchelei, die Liebe mit der Begierde, die Moralität mit der Prüderie. Sie haben nichts mehr, was sie gesund macht, entweder **Ueberreiz** oder **Erschlaffung**, Stupor oder Paroxysmus, Lähmung oder epileptische Zuckung.

Unter der zerlegenden und zersetzenden Beobachtung und Untersuchung des Egoismus, unter der tödtenden Manie, alle politische, moralische und sentimentale Wesenheit in ihre Urbestandtheile und Endtheile aufzulösen, alle Conglomerate des Herzens und des Geistes in ihre letzten Grundlagen zu zerlegen, und unter dem vernichtenden Grundsatz, daß nichts im Leben, nichts von allen Pflichten und Rechten in der Ewigkeit und Nothwendigkeit des Daseins begründet ist, mußten natürlich viele Ideen und Begriffe, die das Heiligste im Leben ausmachen, als: Glaube, Liebe, Ehe, Gesetz, Sittlichkeit u. s. w. aufgefasert und locker gezupft werden. Darum sehen wir in Frankreich das Contagium aus dem Leben in das Drama übergetragen, und von da wieder zurück ins Leben eingreifen.

Im französischen Drama schreiten wir nach und nach vom Unästhetischen zum Widernatürlichen, vom Unmoralischen zum Sittlich-Verwerflichen, vom Verwerflichen zum Verdammlichen, vom Verdammlichen zum Häßlichen, vom

Häßlichen zum Schändlichen! Im französischen Drama schreiten wir vom Spieltisch zum Selbstmord, vom Selbstmord zur Morgue, von der Morgue in die Folterkammer! Im französischen Drama zündet man eine Kirche an, um ein Ei mit Effect daran zu braten; man destituirt eine Gottheit, um an ihrem Platz eine Hohnparodie vorzunehmen; man begeht einen Mord, um einen wirksamen Ausruf dabei anzubringen, und man beißt aller Scham den Kopf ab, um dabei eine erschütternde Grimasse schneiden zu können. Die Franzosen sehen das an, sie drängen sich dazu, sie hören Gebet und Blasphemie, Sentenz und Lästerung nur aus dem Urtheilspunkt an: *Wie* wird es gesagt? Ist es *geistreich*, *pikant*, *erschütternd*, *ergreifend*, so ist das, *wie* es *gedacht* und *geschehen* ist, Nebensache.

Der Franzose *statuirt* blos aus gewissen *Culturprincipien* verschiedene Satzungen der Liebe, der Ehe, der Religion, der Politik, der Moral, des socialen Lebens, der Kaufmannswelt, der literarischen Kreise u. s. w., aber sie dünken ihm Alle blos nothwendige Polizei- und Vorsichts-Maßregeln, aber von ihrer Harmonie im Wesen der Gesammtheit, von ihrem ewigen Zusammenhange mit der Wahrheit und dem Göttersinn, von ihrer geheiligten Combination unter sich zum unsterblichen Ganzen will er keine Idee haben, und daher sieht er der Prostitution aller dieser einzelnen Rechts- und Tugendbegriffe auf der Bühne mit eben der Gleichgiltigkeit zu, mit welcher er die „Perruques“ und „Mayeux“, das „ancien regime“ und die Frisur „à la maréchal!“ parodirt, persifflirt und auf die Bühne gebracht sieht.

Anders aber gestaltet sich Gottlob die Sache bei uns Deutschen, oder doch wenigstens bei einem großen Theile von uns!

Wir hassen nun einmal jede Nudität, sowohl die physische, als die geistige und moralische. So wie ein Schweigen über dem germanischen Urwald liegt, so liegt über dem Gemüth des Deutschen ein Schweigen über gewisse Gegenstände des Lebens, und über gewisse Tiefen in seinem Herzen, ein Schweigen, welches er nicht gerne durch raisonnirendes Grübeln und heraushetzendes Ansprechen unterbrechen läßt.

Es ist von anerkannter und ausgesprochener Wahrheit, daß dem deutschen Volke nichts so im Grunde seiner Wesenheit zuwider ist, als jede Enthüllung des weiblichen Wesens, des Wesens der Liebe und der Ehe, und des Wesens seiner sittlichen Keuschheit überhaupt. Diese Züchtigkeit des deutschen Charakters, die sich fast zu pedantisch von dem Verhüllten auf das Verhüllende und von der Idee auf das Symbol erstreckt, sollten unsere dramatischen Dichter — von den Novellisten will ich hier gar nicht reden, obwohl auch sie reif sind — ehren, und nicht es mit den fescennischen Tönen und Liedern aus der laxen Cultur-Totalität Frankreichs unterbrechen.

Unsere dramatische Muse — wenn man sie so nennen kann — läuft das ganze Jahr alle Tage auf den Pariser Wochenmarkt, um die deutsche Küche zu bestellen. Die Franzosen sind keine Narren. Sie haben aus der deutschen Literatur Philosophie, Idealität, Tiefe und Erhabenheit

geholt. Wir holen zum Austausch frivole Vaudevilles, steinzermalmende Tragödien, und laxe, inhaltlose, unsittliche Dramen!

Wir wollen einen Augenblick bei der Mamsell von Belle-Isle verweilen.

Zergliedern wir dieses Schauspiel, so finden wir außer einigen einzelnen Scenen, die blos theatralisch, aber nicht einmal dramatisch sind, gar nichts, was uns für die Frivolität des Stückes entschädigen könnte, wenn wir auch zugeben wollten, was wir aber nicht können, daß irgend eine Vortrefflichkeit der Ausführung auch nur im Mindesten die Wahl des Stoffes entschuldigen kann.

Wir haben die Anekdote, die diesem Drama zu Grunde liegt, sowohl die Wette, als das Würfelduell, in irgend einer der chroniques scandaleuses von Frankreich gelesen, können aber nicht mehr sagen, ob in den vielen Memoiren von alten Cottillons, ob in den Scharteken des Oeil de Boeuf, oder sonst in den voluminösen Unsterblichkeitsbehältern französischer Sittenlosigkeit. Ein Mann wettet, mir nichts dir nichts, ohne alle Motivirung, und bei den Haaren herbeigezogen, daß er von jedem weiblichen fremden Wesen, Frau oder Mädchen, binnen vierundzwanzig Stunden ein Rendez-vous bekommt. Der Herzog glaubt das Rendezvous erhalten zu haben, wirft einen Zettel aus ihrem Fenster, um dem Bräutigam des Mädchens zu beweisen, daß er spät Abends in ihrem Zimmer ist.

Die Marquise von St. Prie, die frühere Geliebte des Herzogs, weiß sich selbst an die Stelle des Mädchens

(Mademoiselle Belle-Isle) zu bringen, empfängt den Herzog und er ist und bleibt in dem Wahn, er habe ein Rendezvous mit der Belle-Isle gehabt. Abgesehen von der fingerdicken Unwahrscheinlichkeit einer solchen Täuschung, liegt in dem Betragen der Marquise, wenn wir alle Ruchlosigkeit der ganzen Entreprise übersehen wollen, etwas Widerliches, welches die innerste Seele empört. Der Herzog selbst, ein Roué, wie selbst sein entadeltes Zeitalter keinen gesehen hat, ist wohl listig genug, um zu ahnen, daß die Marquise das Rendezvous-Billet schrieb, ist aber nachher so einfältig und so arglos, daß er bei allem Befremdlichen und bei allen Schwüren Belle-Isle's nicht auf den so ganz nahe liegenden Gedanken kommt, die von ihm gekränkte, verlassene und intriguante Marquise könnte ihm einen Possen gespielt haben. Nach dem zweiten Acte beginnt die Sache langweilig zu werden. Die hereingewürfelte alte Würfelduellgeschichte bringt nur eine matte, momentane Aufregung in die schleppende Handlung, und endlich kommt ein wahrer Komödien-Coup, ein deus ex machina, eine plötzliche Ministerverhaftung, der den Knoten stramm zerhaut, und die Sache hübsch ausgleicht, nicht als ob es sich um das Lebensglück des d'Aubigny, oder um die Existenz von mehreren Menschen gehandelt hätte, sondern als ob eine Salon-Tracasserie, oder eine Schmoll- und Maul-Scene gut zu machen gewesen wäre.

Das Stück ist gut gemacht in seinen Einzelnheiten, aber es steht durchaus nicht gegliedert da, es ist keine Seele des Ganzen, es schlottert aneinander, und nur der

fünfte Act ist ergreifend, erschütternd, durch die Scene zwischen Belle-Isle und d'Aubigny, und im Ganzen sind wohl hie und da Funken von Geist und Spuren eines großen glänzenden Talentes.

Das Ding erschüttert, ja! Es spannt unser Interesse, ja! Wir folgen mit offenem Munde und aufgerissenem Auge, ja! Wir halten den Athem an und werden überrascht, durchzuckt, ja!

Aber wie? wodurch? Es ist nicht alles Eins, ob man von einer schönen Empfindung erschüttert wird, oder von einer Pulver-Explosion! Es ist nicht gleich, wie man erhoben wird, ob von einer großen Idee, oder von einem Galgen! Es ist nicht dasselbe Resultat, wie man uns Thränen entlockt, ob durch eine rührende Rede, oder durch fünfundzwanzig Stockprügel! Es ist nicht gleich, wie wir gespannt werden, ob durch die Regung des Herzens oder durch die Dehnleiter!

In diesem Stücke ist keine Handlung, denn es geschieht blos Alles; es ist eine Geschichte, die sich Kaffeeschwestern, und nur die ältesten, ganz sachte und leise in die Ohren zischeln. Von Character ist keine Spur da; der Herzog, dieser Frauen-Nimrod, dieser Unwiderstehliche, dem kein Herz zu fest, und keine Tugend zu unzugänglich sein soll, durch welche Gaben hat ihn der Verfasser ausgestattet, um diesen Zauber zu rechtfertigen?! Weder Geist noch Liebenswürdigkeit, weder Adel der Gesinnung, wenn auch nur erheuchelt, noch des Witzes und der Rede-Zauber; nichts ist an ihm, als ein reichgesticktes Kleid, und der



offene, unverhohlen zur Schau getragene Unglaube an Unschuld und Tugend und Frauenehre! Ist das ein Charakter? Und die Marquise von St. Prie? Eine herzlose Kokette, die sogar alles weiblichen Stolzes bar ist, jenes Stolzes, der selbst in dem verworfensten Weibe wohnen muß, wenn sie nicht ästhetisch ekelhaft sein soll. Sie gebraucht eine Intrigue, um sich die größte Erniedrigung selbst zuzufügen, ihr ganzes Selbst der eigenen Verachtung preiszugeben, und zu welchem Zwecke? das ist nicht bekannt! Was wäre denn nun daraus erfolgt, wenn die Sachen eine andere Wendung genommen hätten? Wie wäre der Herzog bestraft? Und Demoiselle Belle-Isle? Ist sie ein Charakter? Nein! Sie ist ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein tugendhaftes zwar, aber ein passives, an ihrer Tugend ist nichts Dramatisches, sie leidet, weint, weint und leidet, und heirathet endlich! Und d'Aubigny? Ist das ein Charakter? Nun ja, er ist nicht charakterlos, aber mehr auch nicht um ein Haar. Ein Bräutigam, der wähnt, daß Jemand von seiner Braut ein Rendezvous erhalten und sie verläßt, ist eine Alltagserscheinung, der sich deshalb mit seinem vermeinten Nebenbuhler schlägt oder schlagen will, ist eben so Rococo. Die Würfelgeschichte scheint charakteristisch zu sein, ist aber ein bloßer Theater-Coup, denn der Begriff von wahrer Ehre verträgt sich mit diesem Streich nicht, die Ehre ist kein Goldstück, das man auf Würfel setzt, und ein point d'honneur ist kein point, das mit einem Pasch abgemacht wird.

Und das will man uns als „Leichtsinn" verkaufen? Leichtsinn, wenn der Glaube an weibliche Tugend, dieser Grundpfeiler aller socialen Seligkeit, in völlige Negation gestellt wird? Leichtsinn, wenn mit Frauentugend, mit Brautglück, mit den heiligsten Gefühlen des Daseins, ein frevelhaftes, entwürdigendes Spiel getrieben wird? Leichtsinn, wenn der Herzog den Ruf und die Tugend eines Mädchens um fünfhundert Ducaten verwettet? Leichtsinn, wenn ein Weib die edelste Empfindung: die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, zu ihrem Frevel mißbraucht, und dann noch ausruft: „Es ist doch schön, eine edle That zu begehen!?" Wahrlich, wenn das Alles „Leichtsinn" ist, so hat die Entartung der Natur nichts in ihrem Reich, was dagegen mit dem Ausdruck: Laster belegt werden kann! und wo sind die abschreckenden „Folgen" dieses „Leichtsinnes"? Es geht ja Alles so, wie man ein Haar aus der Milch zieht, Alles so gut und selig am Ende, daß der Herr Herzog die Erfahrung mitnehmen kann, solche Streiche gleicht das Schicksal gutmüthig und ohne alle bösen Folgen aus!

Im Dialog ist weder Schönheit des Ausdrucks noch Fülle des Gedankens, keine einzige Rede, in welcher irgend einer Empfindung oder einer Erhebung, oder auch nur einer Erheiterung das Wort geredet würde.

So viel zu Alexander Dumas als deutscher Kritiker zum französischen Dramenfabrikanten.

Die Bearbeitung für die hiesige Bühne ist geschickt, zeigt von einer bühnenkundigen Hand, und läßt sehen, daß

auch die Abänderungen mit tiefer Einsicht und mit glücklichem Erfolge geschehen sind. Das Stück erfreute sich am Ende langen und lauten Beifalls.

Gespielt wurde vortrefflich. Wir nennen zuerst Demoiselle *Peche*, welche herrlich *deutsch spielte*, und Demoiselle *Müller*, welche herrlich *französisch spielte*.

Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, die vielleicht nicht ganz ohne Grund ist. Unsere deutschen Schauspieler spielen ganz anders in einem *deutschen Stücke* und ganz anders in einem *französischen Stücke*.

Im deutschen Stücke hat der Darsteller blos seine *Individualität* zu verleugnen, die Darstellerin hat blos zu sehen, daß sie eine Gräfin, eine Baronin, eine Herzogin darstelle. Im französischen Stück muß die darstellende Person sich *zweimal verleugnen*, erstens ihre *Individualität*, zweitens ihre *Nationalität*, sie muß nicht nur einen *Grafen* oder eine *Gräfin*, sondern sogar einen *französischen* Grafen und eine *französische* Gräfin vorstellen u. s. w. —

Wenn nun unser Darsteller einen *deutschen Mitmenschen* darstellen soll, so reflectirt er über ihn, abstrahirt und addirt von seinem Mitmenschen nach Belieben, und gibt seinem Charakter am Ende eine Art von *allgemeiner Geltung*, hilft sich in besondern Verlegenheiten mit dem Gefühl der Gleichheit, mit welcher die ihm von Geburt aus verknüpften Naturen neben an stehen, und

bringt, selbst wenn im Galop hineingespielt wird, eine Figur zusammen, die in Ton-, Gang- und Haltweise so ziemlich dem beabsichtigten Originale gleich sieht oder ähnelt.

Anders aber wird es, wenn die deutschen Darsteller französische Persönlichkeiten präsentiren sollen. Da fängt bei den meisten die muc-turtle-Suppe an! Es gilt nicht nur, einen andern Charakter, sondern einen andern Typus, ein anderes Naturell anzunehmen! Da haben die Männer besser Spiel. Wir kennen sie in Deutschland zum Theil persönlich, die saubern Helden des französischen Drama's! Sie sind seit 1793 bis 1840 genug zu uns gekommen und haben genug unter uns sich selbst gespielt. Da konnten unsere Schauspieler studiren, Modelle abreißen und die französische Schauspielkunst lernen, nämlich die Kunst, mit ein Bischen naiver oder drastischer Persönlichkeit all die Anforderungen des Publikums in Parterre, Stalles und Logen zu bezahlen. Aber unsere Schauspielerinnen, wo lernen sie all die frivolen Grisettes, all die blasirten Salon-Damen, und all das radschlagende Manege der tausend bonnes enfants und enfants perdues zu erfassen, zu ergründen und darzustellen? Wie sie es auch anstellen, es bleibt immer ein fremder Accent in der Darstellung. Der Schwerpunkt, den der französische Darsteller französischer Charaktere in sich selbst findet, ist nicht da, und wo dieser fehlt, überstürzt sich die Darstellung entweder ins Gespreizte, oder ins Excentrische! Was dort

Beweglichkeit ist, wird hier ein Herumwerfen, was dort Entwickelung ist, wird hier eine in Ecken und Winkel geworfene Unnatur, und was dort Effect, Schlaglicht ist, wird hier Grimasse, Uebertreibung, Lamentoso, Doloroso, Jammerschrei.

Ein mildes Urtheil.

Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Halm.

Blut! Blut! Das ist die Losung des Trauerspieles. Blut ist Leben, Blut ist der Mensch und Blut ist das eigentliche Trauerspiel! Es gibt Menschen, die kein Blut sehen können, die sind zum Soldaten und zum Trauerspieldichter verdorben. Allein, ist alles Blut tragisch? Und ist wirklich Blut, und Blut allein das unerläßliche Lebenselixir der Tragödie, oder ist es nicht ein eben solches albernes, schändliches Vorurtheil, als das, daß die Juden zum Osterfest Christenblut brauchen?

Wir müssen also in der Tragödie vorzüglich und hauptsächlich darauf sehen, daß kein Blut vergebens vergossen werde; die weise Kritik sagt, wie die weise Portia im „Kaufmann von Venedig" zu dem tragischen Shylok: „Da schneide dein Pfund Fleisch aus, aber vergieße keinen Tropfen Blut, der dir nicht verschrieben ist."

Wir verlangen von allem Dramatischen — ob Drama oder Trauerspiel Alles Eins — daß ein erhabener, ein erschütternder Gedanke mit durchgreifender Nothwendigkeit als allgemeines Gesetz über die ganze Entwicklung, über den Ausgang, — ob auf dem nassen Blutweg oder nicht, Alles Eins — und über die Sühnung sich ausdehne.



Die einzige große Aufgabe der Tragödie ist es, die Menschennatur, welche im Fieber- oder Leidenschaftwahn sich selbst mit Untergang und Vernichtung bedroht, mit und in sich selbst auszugleichen, zu versöhnen, und zwar nicht auf eine Weise, die vom Menschen selbst oder gar vom Autor oder Zufall abhängt, sondern aus einem andern, höhern Grunde, aus dem Grunde der ewigen Gerechtigkeit nämlich, vor welcher alle sub- und objectiven Interessen und Tendenzen zerstieben und ganz aufgehen.

Fehlt dieser höhere Grund, fehlt, ich möchte sagen, die Religion, der höchste Glaube, das Erkennen und Heraufführen des reinsten Lichtes über diese Erden- und Leidenschaftsfinsternisse, so kann die Tragödie alle Mittel aufbieten, sie kann alles das, was die Menschennatur und das Leben glaubt, hofft, wünscht, liebt, haßt, anbetet, verabscheut, zu Kämpfern und Vermittlern, zu Siegern und zu Besiegten hinab- oder heraufbeschwören, sie wird immer nur eine Krisis hervorbringen, aber in dieser Krisis wird das Leben mit dem Tode ringen, untergehen, das Leben wird enden, die Leidenschaft verstummen, das Blut ausrinnen und erstarren, die Tragödie wird zu Ende, aber das erwünschte tragische Ziel wird doch nicht erreicht sein! Der Stoff haucht seine Seele in dem Arme der Tragik aus, aber an dem Sterbebette desselben steht neben dem Todesengel kein Lichtengel, und es thut sich blos die Erde zu einer Grablegung, und nicht der Himmel zu einer Himmelfahrt auf, wie es doch das Ende der Tragödie haben will.

Sehen wir, ob das vorliegende Trauerspiel den vorangeschickten Betrachtungen entspricht.

Editha wird von ihrem Gemal Godwin, Than auf Wedmor, bei einem Rendezvous, nächtlich im Garten, mit Grafen Elmar überrascht. Er läßt den Verräther entfliehen, sagt: „Milde soll mein Urtheil sein“ und bringt Editha, welche versichert, „unverletzt sei ihre Ehre,“ zu ihrem Vater Osbert zurück, indem er sagt: „Der Gedanke ist so viel wie die That!“ Elmar, Neffe des Königs, und heimlicher Rebell gegen denselben, hat, ohne Wissen Godwins, früher einen Verräther des Königs heimlich mit Hilfe Editha's in Godwins Schloß versteckt. Der König hält Godwin, den er ohnehin haßt, für schuldig, und will ihn verurtheilen. Und nun beginnen die Qual- und Marterprozesse Editha's.

In tiefer Reue über ihre Schuld, von ihm verstoßen, begibt sie sich zum König, um ihren Mann zu retten, und sich als die Schuldige anzugeben. König Edmund ist ein wilder, unwirscher Mann, der eigentlich nicht weiß, was er will, sie soll „ihre Schuld tragen“ und will, „Godwin soll sie zurücknehmen.“ Er traut Godwin durchaus nicht, er traut auch Elmar nicht, allein er thut gar nichts, um die Gefahr von sich abzuwenden, obschon er gewarnt ist. Editha, welche sieht, daß der König Argwohn gegen Elmar hat, schreibt diesem, er soll entfliehen, aber dadurch wird Elmar zum Verrath angespornt, und Godwin, da er Editha nicht zurücknehmen will, wird vom König nach Wedmor verbannt und geächtet. Editha hat also wieder Alles verschlimmert,



statt gutgemacht. Nun ist sie bei ihrem Vater, und Godwin auf Wedmor. Elmar ist offener Rebell, sengt und brennt, überfällt auch Osberts Schloß und findet Editha. Sie fürchtet, er ziehe gegen Wedmor und wolle Godwin ermorden. Dieses abzuwenden, fügt sie sich anscheinlich in Elmars Wünsche, ihn zu lieben und sein zu werden, verspricht, ihn durch einen nur ihr bekannten unterirdischen Gang ins Schloß Wedmor zu führen, und ihm dasselbe so in die Hände zu spielen. Dies geschieht. Im Schlosse Wedmor angekommen, verlöscht sie die Lampe, sperrt Elmar ein, eilt hinaus, schlägt Lärm. Die Truppen oder die Besatzung Wedmors — es ist nicht recht klar, woher die Hilfe kommt — werden von ihr gegen den einbrechenden Feind geführt und so wird Wedmor gerettet. Indessen ist Godwin ins Zimmer gedrungen, wo Elmar eingesperrt ist, sieht den heimlichen Gang offen, zweifelt keine Minute, daß Editha auch diesen Verrath beging, und, nachdem er Elmar im Kampfe erstochen, spricht er einen gräßlichen Fluch aus! Allein, da kommt die Besatzung, es wird klar, daß Editha die Retterin war; sie ist im Gefecht verwundet worden, wird hereingebracht, Godwin ruft aus: „Sei wieder mein Weib!" allein sie stirbt in den Armen Godwins und ihres Vaters.

Das Erste, was sich uns zur kritischen Reflexion aufdrängt, ist: welche Grundidee hat der Verfasser in dieser Tragödie verherrlichen wollen? dann: wie ist sie ins dramatische Leben gebracht worden? und dann: wie ist sie und ihre Verherrlichung manifestirt worden; wie ist durch

tragische Vernichtung und Sühnung die Harmonie in der zerrissenen Menschennatur wieder hergestellt worden?

Unbedingt scheint es uns blos, der Dichter wollte darthun, daß, wie schon Schiller sagt: „das der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!" Wenigstens sagt Osbert seiner Tochter dieselben Worte in einem vierzeiligen Vers, den wir wörtlich nicht behalten haben. Allein unser Dichter ist weiter gegangen, er sagt: „das ist der Fluch des bösen Gedankens, daß er fortzeugend immer Böses muß gebären!" und das ist ein gräßlicher Ausspruch, ein Ausspruch, der ein Recht gäbe, mit der ewigen Vorsehung zu hadern! Zwischen der „Schuld" und der „That" hat der Autor ein Drittes gebracht und ein Viertes: „die Schuld des Gedankens" und „den Gedanken der That". Editha ist, so sagt sie, so sagt Godwin, nur eine Gedankenschuldige, denn wie viel vom Gedanken That geworden ist, oder wie viel davon That geworden wäre, wenn Godwin nicht dazwischen trat, das wissen wir nicht, und darin liegt eben der fatale Umstand, daß wir nicht klar wissen, ob Editha schuldig ist oder nicht.

Nun fragen wir aber, wenn eine Gedankenschuldige so gequält, so gefoltert, so vom Vater verstoßen und verflucht, so vom Manne verstoßen und verflucht, so langsam gemartert wird, und am Ende, ohne höhere Justiz, gemordet wird, welche Strafe, welche Buße, welches Ende ist der vollendeten Verbrecherin, der Thatschuldigen aufbewahrt? und wenn solche Leiden, ein solches fortlaufendes

Gewebe von Martern, welche Editha fünf lange Acte hindurch erduldet, ein „mildes Urtheil“ ist, wie hätte ein „hartes Urtheil“ beschaffen sein müssen? Welch ein Urtheil kann ein Mann über die Schuld des Gedankens seiner Frau fällen, welches härter, grausamer und unmenschlicher wäre, als dieses?! Oder, ich will alle Fälle erschöpfen, bezieht sich das „milde Urtheil“ nicht auf Editha, sondern auf Elmar, so dringt sich uns eine andere Frage auf: inwiefern findet dieses „milde Urtheil“, nämlich: den Mann, den ich bei meiner Frau nächtlich im Garten bei einem Rendezvous ertappe, ungestraft entkommen zu lassen, die ästhetische und dramatische Sympathie? Ein solches, vielleicht durch das Alter Godwins allein zu erklärende, phlegmatische Urtheil verdient alles Lob im bürgerlichen Gesetzwege, aber es ist durchaus auf dem Theater, im Gefühlsleben, im Wege des Herzens und der Empfindungen nicht halt- und nicht brauchbar.

Wir wollen aber noch weiter gehen und auch da noch nachsehen, wir wollen aus der höhern Sphäre kritischer Anforderung heruntersteigen und uns so verständlich machen, daß uns die Kinder begreifen können. Gesetzt also, das wäre wirklich ein „mildes Urtheil“, was sollen wir also daraus lernen: soll man milde urtheilen oder nicht? Denn aus diesem milden Urtheil sind lauter unheilvolle Thaten entsprungen. Hätte Godwin den Elmar niedergestochen, so wäre keine Revolution, keine Verheerung gewesen, und Editha lebte noch; oder wäre Godwin strenger mit Editha gewesen, hätte er sie in flagranti erstochen, oder in

das tiefste Burgverließ Wedmors gebracht, es wäre ihr und Allen ebenfalls besser gewesen! Es ist also nicht klar, warum dieses ein mildes Urtheil ist, und noch weniger, ob man daraus mild oder streng zu urtheilen lernen soll.

Wenn wir uns zu Godwin wenden, so fragen wir: wie unterscheidet sich Godwin von Meinau in „Menschenhaß und Reue", vom „Arzt seiner Ehre" und vom Manne in „geheime Rache für geheimen Schimpf" (segreta venganza y segreto aggravio)? Obschon in Veranlassung und That und Schuld verschieden, ist doch das Grundprincip dasselbe, und wenn wir die spanische Subtilität im Punkte der Ehre mit der zu jener Zeit in England herrschenden Sitte vergleichen und in Abschlag bringen, so ist es doch immer das Element „verletzter Ehre durch Treulosigkeit seiner Frau". Wir begreifen nicht, wie Kotzebue hat seine Eulalia leben lassen können, und nicht, wie der Autor dieses Stückes — Editha hat sterben lassen können. Freilich spricht für Kotzebue, daß Eulalia Kinder hat, denen man die Mutter nicht rauben kann. Ueberhaupt ist die „Reue" eben so wenig eine dramatische Tugend, als der „Menschenhaß". Die Reue ist die Reconvalescenz der Tugend, dramatisch aber sind nur Laster oder Tugend, da, wo sie wirkend, handelnd, erhaben oder abscheulich auftreten.

Spüren wir unserm vorangeschickten Augenmerk weiter nach, so zerfällt hier auch die Idee: „Das Böse muß Böses gebären," in sich. Denn beide schlimme Folgen,

erstens: daß der König Godwin verbannt, weil er Editha nicht zurücknehmen will, und zweitens: daß Elmar gerade durch Editha's Ermahnung zur Flucht erst recht zum Aufruhr gereizt wird, alles Beides sind Folgen der Unsinnigkeit, der unbegreiflichen Wildheit und Rohheit des Königs und Elmars, sie entspringen aber nicht nothwendig aus Editha's Benehmen, noch weniger aus ihrer Unschuld, wenn auch eine solche angenommen werden könnte. Ueberhaupt ist der König blos da, um noch als ein Folterwerkzeug Editha's da zu sein, denn er greift weder unmittelbar noch mittelbar mit in den Organismus des Ganzen ein, es geschieht weder etwas durch ihn, noch mit ihm.

Wenn wir die Editha näher betrachten, so hat sie etwas von der Griseldis an sich; sie leidet durch eine fixe Idee des Mannes; sie wird gequält, der Dichter häuft alle Erfindungen der Situation, ja alle Launen des Zufalls zusammen, um sie recht zu peinigen. Wie Griseldis, darf auch sie nicht in die Arme des Gemals zurückkehren, nur mag es bei Griseldis weniger weh thun, weil wir so zu sagen vom Anfang an mit dem Dichter einverstanden sind, und glauben, daß es gut endet. Hier aber werden wir mit ihr gequält. Wir können den so talentvollen und reichbegabten Dichter nicht genug darauf aufmerksam machen, daß dieses tragische Quälen eines weiblichen Gemüths, blos um eine klinische Praktik zu erproben oder zu bekunden, ein großer Irrschritt ist. Die Tragödie verhängt Leiden, Schmerzen, Duldung, Untergang, aber nicht Quälerei, Peinigung, Stachelei und Tödtung!

Ich berufe mich auf die Natur des Menschen, dem sittlichen, dem ästhetischen, dem empfindsamen Leben gegenüber, und dann erst auf die Berechtigung der dramatischen Kunst, ob es dramatisch erlaubt ist, in entsetzlicher Stufenfolge ein weibliches Herz mit dem Gräßlichsten zu belasten, blos um zu sehen, wie es sich dabei benimmt!! Mancher könnte vielleicht noch weiter gehen und sagen: Editha's Tod sei kein dramatischer, er sei zufällig, indem sie im Gefecht geblieben sei, allein dieser Vorwurf wäre nicht haltbar. In der Welt der Tragödie, in der Region des höheren Weltgerichts gibt es keinen Zufall, der Zufall ist eben nur die Form, in welche sich das innerlich Nothwendige hüllt. So ist auch Edmund's Tod im „Lear", obschon er blos im Zweikampf fällt, nicht zufällig, sondern nothwendig, und hier tritt der Zweikampf als Gottesurtheil auf. So ist auch der Tod Johanna's in der „Jungfrau von Orleans", obwohl durch die Schlacht, doch nothwendige Strafe ihres momentanen Abfalles vom Himmlischen. In dem großen Geschicke der tragischen Weltordnung tritt fast jede einzelne That im Gewande des Zufalles an die äußere Erscheinung.

Von Elmar nur so viel, daß er durchaus kein Interesse erregt, indem es ein ganz alltäglicher, wahrer Ritter-Komödien-Bösewicht ist, der am Ende zum Jubel der Massen niedergedolcht wird.

Wenn wir nun das Ganze überschauen, so fehlt uns bei diesen Bemerkungen über die Grundidee, und vielleicht eben deshalb auch noch der durchgehende Nerv des

Organismus, kurz, jene hochwallende, entzündende, energisch waltende Anerkennung der göttlichen Energie, welche die Unschuld zum beginnenden Kampfe, vom Kampfe zur völligen Sicherheit des Ausganges, und von der völligen und nothwendigen Sicherheit des Ausganges zur poetischen und göttlichen Gerechtigkeit, Beruhigung und in ihren Schauern so süße als wehmüthige Sühnung führt.

Wenn wir unsere Meinung so unumwunden ausgesprochen haben, so dürften wir es mit desto größerer Unbefangenheit, als die geehrten Leser sich zu erinnern wissen, welche volle Anerkennung wir dem reichen und blühenden Talente dieses verdienten vaterländischen Dichters haben angedeihen lassen, mit welcher Fülle von Freudigkeit wir anderseitige Producte desselben empfingen, empfanden und beurtheilten, und eben diese Achtung vor einem solchen eminenten Talente legt uns Wahrheit als doppelte Pflicht auf. Auch in diesem Stücke ist ein hervorragendes Talent unverkennbar. Die ersten drei Acte sind reich an herrlichen Situationen, an höchst wirksamen Momenten, manche Stellen erheben sich, trotz der trochäischen Versart, zu lyrischen Figuren, und überall sprudelt dichterische Fülle empor. Die letzten zwei Acte sind etwas zu ritterstückartig, die deshalb auch den Schlußeffect vermindert haben.

Die verhängnißvolle Faschingsnacht.

Lokalposse in drei Aufzügen.

„Schon zu lang hab' ich geschwiegen, sie sollen meine Stimme hören."

Wallenstein.

Von dem Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Sprung: die meisten unserer früheren Lokal- und Volkspossen-Dichter waren stets auf diesem Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen, — in welchem eigentlich der Wirkungskreis der parodistischen Posse liegt — und es gelang ihnen meist Alles oder Vieles.

Die meisten jetzigen sogenannten Volksdichter sind auf dem Rücksprunge, sie wollen nämlich von dem Lächerlichen auf das Erhabene springen, und das ist eine physische und geistige Unmöglichkeit.

Tragödie und Posse, das sind die zwei Endschwerkugeln an der dramatischen Baguette. Wer vermag es, den Stab zum Ring zu biegen und die Pole zu einen?

Wohl läßt sich manchmal der Goldfasan der Tragödie hie und da mit den Erdäpfelschnitten des Niedrigkomischen ausfüllen und spicken, aber nicht umgekehrt.

Eine völlige und gänzliche Verkennung und Mißkennung des Wesens der Lokalposse und der Volksstücke spricht sich in der Mehrzahl aller neuen Producte dieser Gattung aus, und die Lokalmuse ist eine Witwe von drei Männern,

ein Mann ist ihr gestorben: Raimund, und zwei Männer haben sie verlassen: Bäuerle und Meisl.

Ich werde später darauf zurückkommen, wie eigentlich Bäuerle mit seinem entschiedenen Talente für dieses Fach, mit seiner ewig frischen, strotzenden Laune, an der Spitze aller Volksdichter stand; wie Meisl ihm an Keckheit der Laune und an Gliedergelenkigkeit des Spasses und der derben Komik nachstand, ihn aber an innerer Consequenz, an Planbildung und Kenntniß überflügelte, und wie Raimund, diese schöne, schlanke Pappel am lustigen Teich der Lokalposse, die sich leider einredete, eine Trauerweide an einem Thränensee zu sein, diese gezwiespaltete Natur, die von einer Sehnsucht überwältigt wurde, der keine Stillung folgen konnte, weil die Kraft dem Sehnen nicht Wage hielt, dieses edle, frischgrüne Gemüth, das nach Liebe und Poesie rang, und keinen befriedigenden Gegenklang fand, und an der großen Dissonanz, die das Leben seinem Beruf wiedergab, hinüberschlummerte, wie dieses herrliche Talent sich, das Leben, die Liebe, seinen eigenen Genius und den der Volksmuse verkennend, den ersten Wegweiser zur Verirrung und Abirrung aller, ihm keuchend und ohnmächtig nachringenden Volksdichter (!) machte.

Unter den meisten jetzigen Erzeugern der Volksbühnen-Producte steht Nestroy da, wie ein Maibaum zwischen Hopfenstangen. Nestroy ist weder Volksdichter, noch Lokalpossendichter, er ist eine eigene Gattung, er ist der einzige: Primo Buffo assoluto der drastischen Volksnatur-Dichter.



Es kann sich Niemand von den jetzigen Volksstück-Fabrikanten mit ihm messen; es ist gar kein Verhältniß zwischen ihnen, sie gleichen sich in gar nichts. Das schlechteste Nestroy'sche Stück verschlingt noch, wie Pharao's magere Kuh, sieben der fettesten und besten Stücke vieler anderer seiner gleichzeitigen Rivalen.

Schon der Grad der Willkür, mit welcher Nestroy seinen Stoff behandelt, und wie er in dieser zügellosen, oft zu tadelnden Willkür dennoch Herr und Meister seines unbändigen Renners bleibt, gibt ihm das Zeugniß einer fougeusen, kecken, kräftigen Reiter-Natur, wie ich sie liebe, und wie sie allein nur, selbst in ihren Abwegen, Tüchtiges schaffen kann.

Ich liebe Nestroy deshalb so sehr, weil er sich gibt, wie er ist, und keine Gesichter bei seinen Producten schneidet — ich rede immer nur vom Verfasser und nie vom Darsteller — er schneidet nie ein vornehmes Gesicht, wenn er uns das Gemein-Komische darstellt; er will nie die höchsten Wolken reiten, wenn er uns in die Arena der Thorheiten führt; er affectirt nie eine hüstelnde, fröstelnde Ideensucht, wo er nichts will, als das Reinlächerliche, und er zieht seinem ergötzlichen Charivari und seinen drolligen Karikaturen keine Shakespeare'schen Tendenz-Perrücken, keine Goethe'schen Lebens- und Jenseits-Livréen an, mit poetischen Tressen und mit sententiösem Rauschgoldkragen!

Daß neben so vielen Vorzügen auch Schatten ans Licht treten, werde ich weiter unten darthun, denn jetzt will

ich nur mit wenigen Worten diese „verhängnißvolle Faschingsnacht“ erwähnen.

Zergliedern und eingehen mag ich nicht in die Einzelheiten, es wird meinen verehrten Lesern genügen, wenn ich sage, daß seit Jahren kein Stück in diesem Genre erschien, welches sich einer solchen gesunden Construction, eines so schönen Baues, einer so gerundeten Haltung erfreut, und seit langen Jahren keines, welches so üppig komisch, so gespickt mit kerngesunden, rothwangigen, lippenfrischen und perlzähnigen Witzen, Späßen, Einfällen, Drolerien ausgefüllt ist, und welches so frei von allen nicht genug zu verdammlichen Frivolitäten ist, als dieses.

Es kann keinen schlagendern Beweis für die Leichtfertigkeit unserer Kritik geben, als wenn man vielleicht gerade aus dem, worin Nestroy in diesem Stücke sein ungeheures Talent entwickelte, einen Tadel machen wollte! Gerade darin, daß er aus dem tragischen Vorbild (Holtei's „Trauerspiel in Berlin“) ein Stück schuf, welches beidlebig in dem Elemente der Rührung und des Scherzes lebt, daß er besonders im Schluße des zweiten Actes den fast nicht zu vermeidenden Ueberschlag in das Tragische mit so feinem Tacte umging, gerade in dem meisterhaften Gewebe aus dunklen und hellen Fäden, gerade in dem Talente, das Herz und das Zwerchfell zu erschüttern, hat Nestroy in diesem Stücke einen Riesenschritt gemacht und gezeigt, daß er nicht nur producirendes Talent, sondern auch ein klares, anschauungsreiches Auffassungstalent besitzt, und vollkommen Herr und Meister



im Empfang, im Verbrauch und im Verschmelz seines Stoffes ist! —

Das eben ist auch eine große Kunst, an ein Gegebenes sich anzuschmiegen, an dem Angeschmiegten aber dennoch als ein vollkommen Selbstständiges und Anderes zu erscheinen!

Die einzige Stelle, in welcher Nestroy als Lorenz darüber lamentirt, daß er von „halb Acht bis Viertel auf Eins" vergebens auf die Sepherl wartete, schlägt fünfzig unserer neuesten Lokalstücke todt. Da ist mehr als Spaß, da ist großartiger, tiefer Spaßhumor darin! Eben so sind viele einzelne Einfälle ganze Bände von Ironie und Satyre.

Noch ein Verdienst mag dieses Stück haben, daß es uns den Scholz in einer andern Gestalt, als in der eines ewigen Bedienten und Thäddädl vorführt, und ihm Gelegenheit gibt, zu zeigen, daß er auch in Charakterzeichnung komisch und wahr sein kann. Bei dieser Gelegenheit ist es dem Verdienste des Herrn Nestroy, freilich willenlos, zuzuschreiben, daß er ein halbschlummerndes Talent zum völligen Erwachen brachte, nämlich das der Demoiselle Condorussi. Ich glaube, die Gelegenheit lernt uns oft erst die wahre Richtung eines Talentes erkennen. Ich war freudig überrascht von dem plötzlichen Hervorbrechen eines solchen glücklichen und gedrungenen Talentes, wie es Demoiselle Condorussi hier auf einmal entwickelte. Es dürfte schwerlich eine Darstellerin auf den Vorstadttheatern geben, oder, meines Wissens, gegeben haben, die

diese Rolle so zu spielen vermöchte. Wahrheit, Innigkeit, Ausdruck und Kraft machten diese Leistung in dieser Mittelfärbung, vom Hochtragischen zum Einfachrührenden, zu einer der vorzüglichsten, und wenn Demoiselle Condorussi so fortfährt, und nun vielleicht erst die eigentliche Richtung ihres Strebens erkennt und ausbildet, so dürfen wir der Bühne zu einer solchen Erscheinung Glück wünschen.

Würde man unsere Experimental-Kritiker fragen:
„Was ist denn eigentlich „Posse“ überhaupt, und „Lokal-Posse“ insbesondere?“
so würden die Antworten vielleicht Stoff zu einer Lokalposse geben, und höchstens würden sie zwischen Sulzer und Kaltschmidt wanken, denn der Erste führt die Posse nur im verächtlichen Sinne und der Zweite nur in dem edelsten Sinne an; beide Bedeutungen sind nicht erschöpfend, ja kaum richtig.

Eben so unerschöpfend und nur das bereits Angedeutete wiederholend spricht das

„Aesthetische Lexikon“

in dem Artikel: „Posse.“ Das „ästhetische Lexikon“ sagt: „Posse ist ein derber bis an die Grenze, ja beinahe bis an das Gebiet des Gemeinen streifender Scherz,“ und meint damit ganz gewiß nur, daß die Posse zwar fast immer das Gemeine zum Gegenstand ihres Muthwillens nimmt, aber nie selbst gemein wird. Eben so meint das „ästhetische Lexikon“: „Eine zu einer ganzen Handlung verbundene Reihe solcher derbkomischer Scherze bildet im Gegensatze des feinern Lustspiels die Posse, Farce.“ Nun

will das „ästhetische Lexikon" gewiß beiweitem nicht sagen: „daß eine Reihe verbundener Derbscherze" schon eine Posse ausmacht, denn selbst die Posse darf nur zum Schein die innere Folgegerechtigkeit an Handlung, Situation und Charakter verletzen, und die Derbscherze sind nur die Gewürze des dramatischen Körpers, der selbst in der Posse — die nicht gleichbedeutend mit Farce ist — anatomische Ganzheit haben muß.

Man muß von der Posse in der Natur auf die Posse in der Kunst übergehen.

Die Natur ist erhaben und dennoch zuweilen eine Possenreißerin, zum Beispiel:

„Der Affe gar possierlich ist,
Zumal, wenn er vom Baume frißt."

Das ist eine Posse der Natur; so auch, wenn wir Eichhörnchen, wie die Menschen, an Nüssen knabbern sehen, wenn Kaninchen, Hasen u. s. w. aufrecht sitzen und uns wie Personen anschauen, das nennen wir possierlich, possenhaft, und so Alles, was in der Aeußerung der Thiere an die der Menschen erinnert und ihr gleich kommt.

Aber das Natur-Possenartige muß frei sein, willkürlich, ungezwungen, sonst hört es auf, lächerlich zu sein. Bei einem Affen- und Hunde-Theater, diesen Thierpossen, kommt uns nur das possierlich und lächerlich vor, wenn die Affen und Hunde, gegen den Willen ihres Abrichters, der freien Entwicklung ihrer possierlichen Natur nach handeln, den Teller fallen lassen, das Essen selbst aufessen u. s. w., kurz der Gegensatz der thierischen

Willkür zum dirigirenden Tyrannen macht das Lächerliche aus.

So äußert sich auch der angeborne Hang zum Possenhaften im Menschen, sein Naturtrieb zum Burlesken, in der derben, aber freien Entwicklung seiner Sprache, seiner Gesinnung, seiner Geberden, und von den komischen Tänzen der Wilden, alle Nationalfeste, Bachanalien, Orgien, Mummereien, Eselsfeste durch, bis zu unserm Thaddädl, äußert sich nichts als das Possige oder Putzige der sich alles Zwanges entbindenden Scherz- und Lach-Natur der Menschen.

Die eigentliche Posse in der Kunst, das Possenspiel in der Schauspielkunst, das Quodlibet in der Musik, die Karikatur in der Malerei, ist eine jede künstlerische Darstellung des Niedrig-Komischen.

Allein in allen diesen Künsten zerfällt die Posse in eine ästhetische und unästhetische, in eine feine und gemeine, dann wird das Possenspiel zum Farce- und Zoten-Stück, das Quodlibet zum Charivari, die Karikatur zur Frazze, der Mimiker zum Grimacier, der Komiker zum Hauswurst und Possenreißer! —

Nun fällt die Posse in das Gebiet der Dichtkunst, der Lyriker wird zum Schwänkeschmied, der Epiker zum Schnurrenschreiber, und der Dramatiker zum Possen-Dichter; die Lyrik fällt in die Hände der Parodie, die Epik in die Hände der Travestie, und

die *Dramatik* in die Hände des satyrisch-komischen Hofnarren der dramatischen Muse: des *Possenspiel-Dichters*.

Die *Posse* also im engen Wortsinne ist die dramatische Darstellung lächerlicher Sitten, Handlungen, Thorheiten, Charaktere, Situationen, Dialekte, aus der Sphäre des *niedern* und *gemeinen* Volkslebens aufgefaßt, und mit freier Laune, mit willkürlicher Ueberschreitung aller Grenzen des Lustspiels, alle Zäune und Pferchstäbe der sonstigen geregelten Dramatik überspringend, ja sogar sie *höhnend*, sie *verlachend*, sie *verwundend*.

Wo sich aber die Posse anders gestaltet, wo sie die ihr gestellte *Freiheit* zur *Frechheit*, die ihr zugestandene *Willkür* zum widersinnigen *Kunterbunter* umwandelt, da versinkt sie in das Läppische, Widerliche, Frazzenhafte, Ekelhafte, Verwerfliche.

Die *Lokalposse* ist nun nichts weiter als ein Possenspiel, welches die beabsichtigte, willkürliche und freie Lächerlichmachung der Thorheiten oder Zeitunbilde, in der Sphäre eines Ort-Dialektes, in den Sitten und Eigenheiten eines bestimmten Ausschnittes aus dem großen Geselligkeitszirkel beschränkt, und seine Sphäre nur auf die Abspieglung seiner Umgebung ausdehnt.

Einer der *ersten* und gravirendsten Fehler aller unserer *Possendichter* ist die *Ausdehnung*, welche sie dem *Umfange* ihrer Producte geben, indem sie diesen über den des Lustspieles erweitern, und nicht bedenken, daß das *Feinkomische* lang ergötzt, das blos *Lächerliche* aber seiner



Natur und Wesenheit nach, nur kurzes Leben in uns anregt und in der Länge ermüdet.

Ein zweites Unglück *aller* Possendichter — und hier will ich auch Herrn *Nestroy* im Auge haben — ist, daß sie ihren Geschmack nicht genug bilden.

Schon Home sagt mit Recht: „*Das Talent zum Lächerlichen* ist selten mit *Geschmack* und *Delikatesse* verbunden.“

Von Home bis zu uns aber hat sich so Manches geändert, und gerade das *Talent zum Lächerlichen* hat sich des *Geschmackes*: dieses *Augenmaßes des Geistes* — vollkommen bemeistert, und eben die angestrengte Scharfsichtigkeit, mit welcher es die Contraste aufdeckt, die Widerspiele aufsucht, die Unanständigkeiten auffängt, hat dieses Augenmaß geübt, gestärkt.

Nur bei den Possendichtern vermissen wir fast durchgehends *Geschmack* und *Delikatesse*.

Es gibt schöne Frauen, elegante Männer, die sich stets ganz nach der neuesten Mode kleiden, aber ihnen fehlt das *Augenmaß des Geistes*: „der Geschmack“; es lebt nichts an ihnen, sie sind *geputzt* und nicht *gekleidet*, *ausgestattet* und nicht *angezogen*, sie wissen *sich nach der Mode zu richten*, aber sie bringen es nie dahin, *die Mode zugleich nach sich zu richten*. So ist es mit vielen *Possendichtern*, wenn sie auch *Talent zum Lächerlichen*, Witz, Spaß, Anschauung, Drolligkeit u. s. w. besitzen; es fehlt ihnen der *Geschmack*, sich darin zu kleiden, kurz, sie haben, so was man sagt: keinen *Kleider-Leib*.

Sie hängen sich Alles um und auf, aber sie sind nicht vollkommen stattlich equipirt, sie sind nicht ganz zeitgeschmackvoll.

Aus dieser Erbsünde unserer Lachtalente entsteht nun, folgerecht nicht nur, sondern nothwendig, der Geburtsfehler und das Lebensgebrechen der Possen, nämlich: daß das Lächerliche in ihr die sittliche Wesenheit des Menschen und des Lebens verletzt, und dadurch nicht nur das lautere Lustgefühl in uns aufgehoben, sondern unser Geschmack verletzt wird, und sich also unsere bessere Natur dabei in ihr innerstes Schneckenhaus zurückzieht.

Die Tochter des Waldes.

Original-Schauspiel in vier Acten. Von Otto Prechtler.

Gehen wir in den Wald! Brocken wir Natur! Gehen wir auf allen Vieren! Grasen wir Natur!

> Süße, heilige Natur!
> Lass' uns geh'n auf deiner Spur!
> Leite uns an deiner Patsche
> In vier Acten Mitsche-Matsche!

Die „Tochter des Waldes"! Das beginnt wie ein Kindermärchen, fährt fort wie eine Ammengeschichte und endet wie ein Heiraths-Bureau!

Man könnte auch als „Kritiker des Waldes" erzählen: Es war einmal ein Wald, der Wald heirathete eine Waldin und zeugte mit ihr männliche und weibliche Waldlein, Rehlein und Waldtöchterlein. Jedoch wir wollen heute den Kritiker ganz abstreifen, wir wollen ganz Sohn der Zahmheit sein, nicht kritisiren, nicht urtheilen, blos erzählen, erzählen, was aus dem Wald zu uns heraus und von uns in den Wald hinein hallt.

Es ist unserer Zeit hier schade um jedes Wort „Urtheil" — „Vernunft" — „Ansicht" — „Gedanke" u. s. w. Jammerschade! Also erzählen wir blos, was in der „Tochter

des Waldes" vorgeht, was geschieht, gesagt, gethan wird; gibt es noch aufmerksame Leser, so werden sie aus der Erzählungsweise sich ihr und unser Urtheil herausbilden.

Die Tochter des Waldes heißt Mally. Mally hat neben dem Papa Wald noch einen Vater, einen Pastorbruder; dieser Vater gibt seine Tochter dem Pastor Eschenborn zur Erziehung nach Gleichenrhein in Thüringen.

Im ersten Act sind wir im „Papa", das heißt im Wald. Der Revierjäger Wolfgang erwischt einen Wildschütz und spricht ihn in seiner Vatersprache, das heißt in der Waldsprache an: „Du altes Waldwetter! Du Schandfleck meines Waldes! Du Aas!" Herr Wolfgang ist auch bilderreich und moralisch, er sagt dem Wildschütz einen Fluch: „Der Schweiß der gemordeten Rehmütter soll Dir von der Schläfe bluten und die trauernden Augen des verendenden Edelhirsches sollen Dich anglotzen!" — Hu! dem Wildschütz wird gruslig! Da kommt la fille du Wald: Mally, mit dem Pastor; sie sagt zu Wolfgang: „Laß ihn los!" Er sagt: „Du willst es?" und läßt ihn los. — Ich weiß nicht, ob der Leser mich nicht für zu spitzfindig hält, wenn ich aus dieser Scene schließe, der Wolfgang habe ein Auge auf die Tochter von seinem Hausherrn, dem Wald.

Der Wildschütz will danken, aber die Mally sagt: er riecht nach Mord! denn „er hat den braunen Kindern des Waldes ihre Mutter erschossen!"

Ich weiß nicht, ob mich der Leser für zu spitzfindig hält, wenn ich glaube, die „braunen Kinder" sind Rehlein

und Hirschlein, und ihre Mutter ist Madame la Rehin oder Madame la Hirschin.

Sie gibt dem Wildschütz ein Geldstück und sagt: „Thu' meinen Kindern nichts mehr zu Leide!" — Ich weiß nicht, ob mich die Leser für zu spitzfindig halten, wenn ich meine, sie meint unter „meinen Kindern" auch die Rehelein und Hirschelein, die sie, da ihre Mutter erschossen worden, an Kindesstatt annimmt, denn ich habe doch nicht Ursache, zu glauben, daß Mally andere „meine Kinder" hat. Das ist blos Waldsprache, sind blos vierfüßige Naturlaute.

Der Pastor riecht Lunte, nämlich, daß Wolfgang die Mutter ihrer gemeinschaftlichen braunen Kinder liebt. Er merkt auch, daß das Waldtöchterlein etwas im Herzen stecken hat; sie will allein bleiben, er geht, sie sagt „mechanisch, doch mild": „Leb' wohl!" Eine einfache Waldmechanik. — Da sie allein sein will, kommt Alfons; sie sagt, ihn erkennend, im höchsten Entzücken: „Alfons!" — er sagt: „Wir müssen scheiden!" Er erzählt ihr, er ist ein Sohn einer vornehmen Frau und diese wird wahrscheinlich nicht einwilligen. Darauf stürzt sich Mally in Verzweiflung — an seine Brust. Da sieht Wolfgang vom Felsen oben zu und geht in den Wald. — Ich weiß nicht, ob mich der Leser für spitzfindig hält, wenn ich glaube, der Wolfgang hat „was gespannt" und wird noch verschiedene Wolfsgänge in dem Stück gehen.

Alfons bestimmt Mally zu einer geheimen Heirath mit Einwilligung ihres Onkels. Er besitzt ein einsames

Schloß, natürlich Alles im Wald, dort führt er sie, seine Frau, hin, hin, und sie verspricht, unter keiner Bedingung etwas davon zu sagen.

Im zweiten Acte befinden wir uns in dem Schlosse der Alfons-Mutter, der Reichsgräfin von Haldenruf. Da sind mehrere Cavaliere, die uns und das Stück nicht im geringsten geniren; sie haben zwar nichts zu thun, allein, lieber Leser, können wir einer Reichsgräfin vorschreiben, wen sie auf ihr Schloß einladen soll?

Als ein ganz ausgezeichnetes Gewächs muß ich Dir, lieber Leser, den Herrn v. Düstele vorstellen; es ist ein rares Exemplar, eigentlich eine Spickfigur, welche durch das Stück als komischer Speck geht. Ich will Dir, lieber Leser, über diese humoristische Gestalt nichts sagen, ich bin neidisch, ein mißgünstiger Kerl auf alle Leute, die witziger und amusanter sein wollen, als ich! Dieses Gift kann ich einmal nicht aus mir herausbringen, und ich sage über Herrn v. Düstele nichts aus Brotneid!

Die Reichsgräfin kommt mit Alfons und enthüllt ihm, daß soeben seine ihm bestimmte Braut Florence ankommt. Alfons sucht sich zu fassen. Herr v. Düstele kommt und läßt seine zwei Leibwitze los: „Stern," „Erbärmliche Erde!" Florence kommt, von Robert geführt. Robert ist der Bruder von Alfons.

Robert führt Florence in die Arme seiner Mutter und sagt: „Du hast den Bruder wohl lieber als mich — —" Ich weiß nicht, ob der Leser mich für zu spitzfindig halten wird, wenn ich hier über die Idee stolpere, daß Robert die



Florenze „heuern" wird, und so dem Leser die Ueberraschung vor der Nase wegstolpere!

Alfons und Robert bleiben allein. Der Humor Düstele sagt noch: „Die erbärmliche Erde" und düstelt ab. Alfons gesteht Robert, daß er — Alfons — Florence nicht liebe; sondern daß er — Robert — sie liebe, und läßt Robert allein. Da kommt der Wolf des Ganges, Wolfgang, gegangen den Gang des Wolfes, und hält Robert für den, welchen er im Walde sah mit Mally, und begleitet sie zurück, unbeschädigt und unenuirt. Er sagt, sie ist ein herrlicher Charakter, nur „kennt sie die Welt nicht", — so sind alle herrlichen Charaktere! Es klärt sich endlich auf, Robert nimmt Wolfgang das Versprechen ab, nichts zu thun und sich auf ihn zu verlassen. Da kommt der Haushofmeister der Reichsgräfin und ladet den Robert zu einer Ueberraschung ein. Sie schenkt nämlich das Waldschloß Roberts, wo die Waldtochter in der Einsamkeit als Alfonsin wohnt, an Florence. Es ist sonderbar, daß Alfons seine wirkliche Geheimfrau auf sein Waldschloß führt, welches seine Mama, ihn überraschend, verschenkt. Da gerade Schluß des Actes ist, so können wir über diese sonderbare Begebenheit nachdenken.

Im dritten Acte sind wir im Waldschloß. Mally, die Frau Alfons', lebt da als Witwe Doris und als „Burgfrau-Stellvertreterin", eine eigens von Herrn Prechtler zu dramatischen Zwecken creirte Stelle. Mally schmückt das Haus mit Blumen, mit Kränzen, mit Fahnen, denn er soll ja kommen, er! Die Töchter des Waldes

haben auch ihre „Er“! wie die feschesten Stadtmamsels! Die Schloßleute helfen ihr mit Freuden, und der Schaffner Walpurgis sagt: „Es ist ja eine Braut, die kommt!“ und der Gartenjunge fragt, ob sie mit den Blumen zufrieden ist, sie sagt: „Und wie!“ darauf „seufzt er und geht ab.“

Warum der Gartenjunge abgeht, das kann ich mir denken: einmal muß er ja abgehen, also was der Mensch thun muß, soll er gleich thun, — aber warum er „seufzt“, das krieg' ich nicht heraus. Schilt mich deshalb nicht dumm, lieber Leser, vielleicht fällt's mir noch ein, dann schreib' ich Dir extra.

Mally bleibt so lange allein, als sie braucht, um sich zu fassen, dann kommt er, Alfons. Er sagt ihr „bewegt“: „Meine Mutter kommt mit einer Braut.“ Hier wäre jede andere Tochter etwas frappirt gewesen, aber eine Tochter des Waldes ist naturkräftig und hält einen Schicksalspuff phlegmatisch aus. Sie fragt, ob sie schön ist, die Braut, Alfons sagt: „Fast wie Du,“ darauf sagt sie „schelmisch entschieden“: „Dann muß ich sie sehen!“ So sind sie, die Töchter Eva's und des Waldes!

Alfons ist ein rarer Gesell! Er möcht', sie soll sich verstecken; sie sagt aber „fest und begeistert“: „Ich weiß, daß ich Dein Weib bin!“ Nun, sie muß das auch am besten wissen! Sie will als Dienerin sich der Gesellschaft zeigen! Alfons, der rare Mann, gibt das auch ohne viel Herz- und Gewissensskrupel zu und die Tochter des Waldes geht „auf ihren Posten“. Der ganze Brautzug kommt, auch unser lieber Düstele!

Die Reichsgräfin fragt: „Wer ist die Frau dort?“ (Mally.) Alfons, der eine starke Natur hat, sagt: „Das ist Doris, die Beschließerin.“ Die Reichsgräfin sagt: „Sie, Beschließerin, werden der Florence die Schlüssel des Hauses überreichen.“ Die Beschließerin beschließt zu gehorchen. Darauf soll Mally der Florence die Hand küßen, sie thut's, Alfons sieht zu, zwar „er beherrscht sich schwer“, aber er beherrscht sich doch und läßt höchst dramatisch seine Frau Dienstboten-Geschäfte verrichten. Auch ein fescher Charakter! Sie gehen Alle ab, denn von der Waldseite kommt wieder der Lupusgang in fabula, der Wolfgang. Er sagt, er weiß nicht, was er thun soll, darum geht „er in die Schänke, da hört sich immer was, das man brauchen kann!“ Auch ein fescher Charakter! Er geht auf einem andern Waldweg ab, er kam blos, um uns zu sagen, daß man in der Schänke immer was hört, das man brauchen kann! Wir werden uns dahin begeben, um etwas zu hören, was wir sehr brauchen, nämlich Nachricht, was die ganze Pastete ist: wo die Handlung ist, die Neuheit des Gedankens, die Idee, die Diction, die Moral, wo da ein Charakter ist, eine Situation u. s. w.

Alfons und Robert kommen. Die Brüder erklären sich gegenseitig. Alfons klopft auf den Busch, der Busch ist Roberts Herz; er klopft auf den Busch, ob Florence nicht herauskommt. Sie gehen ab, denn Florence und Mally kommen.

Florence trägt ein „Album“! Ich bin schon erschrocken, ich fürchtete jeden Augenblick, Florence kommt

und sagt: „Schreiben Sie mir was in mein Album!“ Aber so arg ist's nicht, sie setzt sich blos zum Zeichnen, sie will für Alfons das Schloß, das Portal und die „Beschließerin“ zeichnen. Ausgezeichnet! — Mally wird gesprächig und schwärmt der Florence einen Auszug vor von dem, was sich ihr Vater, der Wald, erzählt; sie erinnert sich wieder ihrer „braunen Kinder“, der Rehe, sie „kennt sie alle“, und die „Rehe kennen sie“. Die Tochter des Waldes spricht episch-lyrisch-matthissonisch, Florence kommt auch in eine Dictions-Transspiration, endlich schildert sich das einfache Waldtöchterchen und nennt sich eine „Lerche, so die Flügel brach und sich im Grase verblutet“. Sie will fortstürzen, da kommen sie Alle, Alle, auch unser lieber Düstele. Mally „faßt sich gewaltsam und schnell, ihre Ruhe bald wieder gewinnend.“

Es soll ein Fest gegeben werden und Mally soll ein „Waldmärchen“ vortragen. Gut ausgesonnen; wenn das nicht packt, dann hat Alfons ein ledernes Herz, — er hat es auch und sagt: „Ich bitte!“ und Mally „spricht in sich und zu sich“ und nicht im Tone des „Vortrags für Andere“, allein ein Kritiker ist ein indiscreter Patron, er hört so oft die Deklamatricen blos „in sich und zu sich“ sprechen und muß es doch hören. Mally erzählt, daß ein Kind, „geboren im Wald“, oft geschlafen hat „in der Rehmutter Schooß“. Romantisch-dramatische Schlafstelle! Die Vögel haben das Kind singen gelehrt, es hat dem Wald Treu' geschworen, aber es wurde treulos — das Kind, — nach Jahren „kam's heim“ — das Kind, —

„da lag im Sterben das Reh" — o weh!" — Nur „zwischen den Stämmen ist eine Gestalt!" — Hier ist die Effectspitze: während Mally von der „Gestalt zwischen den Stämmen" spricht, zeigt sich der Wolfgang, der stämmige Wolfgang, zwischen den Stämmen des Waldes! — Hi! schauderlich! — Mally sinkt schon, Alfons will ihr beistehen, die Reichsgräfin hält ihn fest: „Mein Sohn?" worauf der Vorhang fällt.

Nachdem wir uns von der großen, wundersamen Emotion und absonderlich von den tiefen Erschütterungen dieser Albums-Situation erholt haben, beginnt der vierte Act.

Ich bitte den Leser, er möge mich nicht für zu spitzfindig halten, wenn ich meine, muthmaßlichst glauben zu dürfen, daß das nicht des Wolfgangs letzter Gang war, und daß wir ihn noch im vierten Acte zu sehen bekommen werden, welches um so mehr Wahrscheinlichkeit erhält, da kein fünfter Act kommt.

Florence und Robert sprechen ein Gespräch, woraus wir weniger erfahren, als aus den angezeigten Bewegungen: er einmal: „heiter und lächelnd", sie: „ihre Bewegung durch den Ton verbergend" und „mild und weich und zart", dann er: „innig und ernst", sie: „sanft ohne alle Koketterie", er: „seine Bewegung niederkämpfend". Dann geht er durch „die Mittelthüre" ab und sie „rechts" -- und ich glaube, der Leser wird mich nicht für zu spitzfindig halten, wenn ich muthmaße: wer jetzt kommt, kommt durch die Thüre links.

Richtig! Ich bin ein Mordkerl! Die Reichsgräfin und der Kastellan, — dann — dann Wolfgang! Er erzählt ihr Alles: Alfons hat sie verführt! Er will sie zurück haben. Sie verspricht ihm, die „Sache auszuspähen".

Nun kommt Afons. Mutter und Sohn erklären sich. Die Mutter spricht hohe Worte und will, er soll sich mit dem Mädchen abfinden! Er geht „ruhig ab". Da kommt Mally; nun gibt's eine Scene, und die Reichsgräfin genirt sich nicht, in Gegenwart von beinahe 1500 Personen zu sagen: sie will sie ausstatten reichlich, sie soll, was geschehen ist, vergessen und den wackern Burschen (Wolfgang) heirathen. Mally will nicht, die Reichsgräfin wird sehr unangenehm, da kommt Alfons, schlingt seinen Arm um „Mally's Nacken" und zieht sie an sein Herz. A tempo kommt Robert und Florence, — es ist wunderbar, wie Alles kommt! — Florence „legt Mally in Alfons' Arm", was gewiß gut angelegt ist, und gleich darauf sagt sie: „Ach Robert, mein Robert!" — Der Saphir hat's gleich gesagt! —

Alfons und Mally treten zur Mutter! Sie vergibt, verzeiht, doch kann sie nicht vergessen! Die dramatische Gerechtigkeit kommt mit einer ganz neuen Crinoline: sie verurtheilt die Beiden „in die Einsamkeit"!! worauf der Vorhang über eine „entsprechende Gruppe" fällt, und wir gehen in die Schänke, um so Manches zu hören, zum Beispiel: Warum „Tochter des Waldes"? Könnte sie nicht eben so gut eine Tochter des Meierhofes, eine Tochter des Gemüseladens sein? Was hat der Wald mit der Sache zu schaffen wegen der paar braunen Rehelein?

Dann möchten wir auch hören, was die Idee ist? Dann hauptsächlichst möchten wir hören, wo unser lieber Wolfgang bleibt, und was mit ihm geschehen ist? Ich bitte den Leser, mich nicht für zu spitzfindig zu halten, wenn ich glaube, der Wolfgang wird an dem Wildschütz sein Müthchen kühlen, den er am Anfang des Stückes losgelassen hat! Einer muß das Bad ausgießen.

Ende des sechsten Bandes

Inhalt
des sechsten Bandes.

Seite.

Genre-Bilder, Jokoses und Sentimentales.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten und Minne-Gerichte.

Didaskalien und Kritischer Sektions-Saal.




3 6105 015 287 860

